T. Lobsang Rampa

Wie es war!

Widmung

Gewidmet der Stadt Calgary,
wo ich Frieden und Ruhe gefunden habe
und wo mein Privatleben respektiert wurde.
Danke, Calgary.

T. Lobsang Rampa

Wie es war!

Englische Ausgabe unter dem Titel:
«AS IT WAS!» by T. Lobsang Rampa · Corgi Books · Great Britain
Corgi Books are published by Transworld Publishers, Ltd. · Great Britain
© 1976 T. Lobsang Rampa

Autor: Tuesday Lobsang Rampa
Titel: Wie es war!
Titelbild: Alle Rechte vorbehalten
Übersetzung: Irene Jacob
Die deutsche Übersetzung ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung · Nicht kommerziell · Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz. CC BY-NC-ND 4.0 DEED · Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, besuchen Sie: http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de/
Schriftliche Anfragen an: Creative Commons, PO Box 1866, Mountain View, CA 94042, USA

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

© 2024 T. Lobsang Rampa
Verlag: BookRix GmbH & Co. KG · München
ISBN: 978-3-7554-9227-6

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 6

Vorwort 8

BUCH EINS Wie es am Anfang war 11
- Kapitel 1 13
- Kapitel 2 29
- Kapitel 3 47

BUCH ZWEI Die erste Epoche 67
- Kapitel 4 69
- Kapitel 5 87
- Kapitel 6 105

BUCH DREI Das Buch des Wechsels 127
- Kapitel 7 129
- Kapitel 8 151
- Kapitel 9 173

BUCH VIER Wie es jetzt ist! 193
- Kapitel 10 195
- Kapitel 11 215

Index 225

Einleitung

Die Dunkelheit senkte sich herab, und draußen auf der Straße hinter dem großen Tor stand ein einsamer, kleiner Junge und schaute den letzten Gästen hinterher, die in ausgelassener Stimmung den Heimweg antraten. Mit gefalteten Händen stand er da und dachte an das vorausgesagte Elend, an die Schrecken des Krieges, die er nicht fassen konnte, und an die unsinnige Verfolgung, die ihm noch bevorstand. Er stand da, allein, allein auf der ganzen Welt, und niemand sonst hatte solche Probleme. Er stand da, während die Nacht immer dunkler wurde, und niemand kam, um ihn zu suchen und ihn zurückzubringen. Schließlich, als der Mond über ihm stand, legte er sich an den Straßenrand – das Tor war ohnehin geschlossen – und nach wenigen Minuten hörte er ein Schnurren neben seinem Kopf, als sich eine große Katze neben ihn legte. Der Junge schlang die Arme um die Katze, und sie schnurrte noch lauter. Bald schlief der Junge unruhig ein, aber die Katze blieb wachsam, beobachtete und wachte über ihn …

Vorwort

Die «besten» Bücher haben ein Vorwort. Daher ist es nur folgerichtig, dass auch dieses Buch eines erhält. Schließlich hat jeder Autor das Recht, sein eigenes Werk als das Beste zu betrachten. Erlauben Sie mir also, mein «bestes» Buch mit einer Erklärung zu beginnen, warum ich diesen Titel gewählt habe.

«Wie es war!». Warum hat er sich denn für einen solch albernen Titel entschieden? Er hat doch schon in den anderen Büchern geschrieben, dass er immer die Wahrheit schreibt! Ja, selbstverständlich. Sie werden die Erklärung dazu gleich bekommen, also bleiben Sie ganz ruhig (und das sollte in Großbuchstaben stehen) und lesen Sie weiter.

Alle meine Bücher sind wahr, und ich habe diese Tatsache stets verteidigt, trotz der unbarmherzigen Verfolgungen und Verleumdungen. Seit Menschengedenken jedoch wurden aufrichtige, vernünftige Menschen verfolgt, gefoltert und sogar getötet, nur weil sie sagten, wie es war! Ein sehr weiser Mann entging nur knapp dem Scheiterhaufen, weil er es wagte zu behaupten, dass die Erde um die Sonne kreise – im Gegensatz zu dem, was die Priester lehrten, nämlich dass die Erde das Zentrum der Schöpfung sei und sich alle Planeten um sie drehten. Der arme Kerl hatte eine schreckliche Zeit. Er wurde auf die Folterbank gespannt, und nur durch seinen Widerruf konnte er dem Tod entkommen.

Es hat auch Menschen gegeben, die versehentlich im falschen Moment vor den falschen Leuten levitiert haben – mit fatalen Folgen. Sie wurden auf verschiedene spektakuläre Weise aus dem Weg geräumt, weil sie erkennbar anders waren als die gewöhnliche Masse. Einige aus der «Horde» sind besonders gewöhnlich, vor allem, wenn es sich um Presseleute handelt!

Menschen der übelsten Sorte – Sie wissen schon, wen ich meine! – lieben es geradezu, jeden auf ihre Stufe herabzuziehen. Sie können es einfach nicht ertragen, wenn jemand anders ist als sie, also schreien sie wie Verrückte:

«Nieder mit ihm, nieder mit ihm!» Und anstatt zu versuchen, zu beweisen, dass jemand Recht hat, sind sie immer darauf aus, zu beweisen, dass jemand Unrecht hat. Insbesondere die Presse liebt es, gezielt eine Hetzjagd und Verfolgung gegen Einzelne anzuzetteln, nur um Aufsehen zu erregen. Und den Dusselköpfen der Presse fehlt dabei oft der Verstand, um überhaupt in Betracht zu ziehen, dass «an der Sache vielleicht doch etwas dran sein könnte»!

Edward Davis, bekannt als «Amerikas härtester Polizist», schrieb im «True Magazine», im Januar 1975: «Die Medien bestehen im Allgemeinen aus einem Haufen frustrierter Fiktionsautoren. Anders gesagt, der Journalismus ist voller Picasso-Typen, die ihre Malkästen zücken und ein Porträt malen, das angeblich mich darstellen soll – doch niemand erkennt es wieder, außer dem Kerl mit dem Pinsel.»

Es ist offensichtlich, dass Mr. Davis die Presse genauso wenig mag wie ich – und wir beide haben gute Gründe dafür. Ein Journalist sagte einmal zu mir: «Wahrheit? Mit der Wahrheit hat sich noch nie eine Zeitung verkauft. Sensationen sind es, die zählen. Uns interessiert die Wahrheit nicht, wir verkaufen Sensationen.»

Seit der Veröffentlichung von «Das dritte Auge» – einem wahren Buch – sind skurrile Gestalten aus dem Gebälk gekrochen und haben mit giftiger und spitzer Feder Bücher und Artikel geschrieben, in denen sie mich angriffen. Selbsternannte «Experten» erklärten DIES für falsch, während andere DIES wiederum für wahr hielten, aber JENES für falsch erklärten. Keine zwei «Experten» konnten sich einigen.

Umherziehende «Ermittler» interviewten Leute, die ich nie getroffen habe, und erfanden völlig haltlose Geschichten. Die «Ermittler» selbst habe ich auch nie getroffen. Journalisten, die verzweifelt nach Sensationen suchten, erfanden «Interviews», die nie stattgefunden haben. So soll Mrs. Rampa in einem völlig frei erfundenen «Interview» gesagt haben, das Buch «Das dritte Auge» sei Fiktion. Mrs. Rampa hat das nicht gesagt. Sie hat es nie gesagt. Wir beide erklären hiermit: Alle meine Bücher sind WAHR.

Aber weder die Presse noch das Radio oder die Zeitungsverlage haben mir jemals die Möglichkeit gegeben, meine Seite der Geschichte darzulegen. Nie hat man mich gebeten, im Fernsehen aufzutreten oder beim Radio zu erscheinen, um die Wahrheit zu sagen! Und so wie viele vor mir, wurde auch ich verfolgt, weil ich «anders» bin als die Mehrheit. So zerstört die Menschheit diejenigen, die ihr mit besonderem Wissen oder besonderen Erfahrungen helfen könnten. Wir, die Ungewöhnlichen, könnten, wenn man uns ließe, die Grenzen des Wissens erweitern und das Verständnis der Menschen füreinander fördern.

Die Presse stellte mich gleichzeitig als kleinwüchsig und haarig, dick und glatzköpfig, groß und klein, mager und fett dar. Laut «verlässlichen» Presseberichten bin ich mal Engländer, mal Russe, mal ein Deutscher, den Hitler nach Tibet geschickt hat, oder auch ein Inder – und so weiter. «Verlässliche» Presseberichte! Sie berichten über alles, wirklich alles – nur nicht über die Wahrheit. Die steht jedoch in meinen Büchern.

Es wurde so viele Lügen über mich verbreitet. So viele kranke Fantasien haben so viel Elend und Leid verursacht. Doch hier in diesem Buch steht die Wahrheit. Hier erzähle ich, WIE ES WAR!

BUCH EINS

Wie es am Anfang war

Kapitel 1

Der alte Mann lehnte sich müde gegen eine tragende Säule. Sein Rücken war taub vom stundenlangen Sitzen in derselben unbequemen Haltung. Seine Augen waren durch das Alter getrübt. Langsam rieb er sich die Augen mit dem Handrücken und blickte sich um. Papierblätter – nichts als Papierblätter lagen vor ihm verstreut auf dem Tisch. Papierblätter, die mit seltsamen Symbolen und massenhaft gekritzelten Zeichen übersät waren. Nur schemenhaft sah er die Anwesenden, die auf ihn zukamen und auf seine Anweisungen warteten.

Langsam erhob sich der alte Mann und wies die helfenden Hände ärgerlich beiseite. Zitternd unter der Last der Jahre begab er sich zu einem nahegelegenen Fenster. Als er es öffnete, fröstelte es ihn leicht, und er zog seine alte Robe fester um seinen hageren Körper. Mit den Ellenbogen auf dem Mauerwerk abgestützt, blickte er in die Ferne. Gestraft mit der Fähigkeit, weit in die Ferne zu sehen, wo seine Aufgabe doch die Nähe verlangte, konnte er nun seinen Blick auf den fernsten Punkt der Lhasa-Ebene richten.

Für Lhasa war es ein warmer Tag. Die Weidenbäume standen in voller Blüte, und ihre Blätter zeigten das zarteste Grün. Kleine Weidenkätzchen verliehen dem grünen und braunen Hintergrund eine liebliche Vielzahl gelber Streifen. Etwa hundertzwanzig Meter unterhalb des alten Mannes verschmolzen die Farben harmonisch mit dem Glitzern des klaren Wassers, das durch die unteren Äste schimmerte.

Der alte Oberastrologe sinnierte über das Land vor ihm. Er dachte an den mächtigen Potala, in dem er lebte, und den er so selten verließ, und wenn, dann nur für die allerdringlichsten Angelegenheiten. «Nein, nein», dachte er, «noch will ich nicht an DAS denken. Ich möchte meine Augen ausruhen und mich an der Aussicht erfreuen.»

Im Dorf Shö, das sich behütet an den Fuß des Potala schmiegte, herrschte reger Betrieb. Gerade wurden Banditen in den Gerichtshof

gebracht, die bei einem Überfall auf Händler auf einem Hochgebirgspass gefasst worden waren. Andere Straftäter waren bereits verurteilt; Männer, die wegen schwerer Verbrechen schuldig gesprochen wurden, verließen den Gerichtshof mit klirrenden Ketten, die im Takt ihrer Schritte klangen. Nun waren sie gezwungen, von Ort zu Ort zu ziehen und um Nahrung zu betteln, da sie in Ketten keine Arbeit mehr verrichten konnten.

Der alte Astrologe blickte wehmütig zur großen Kathedrale von Lhasa hinüber. Schon lange hatte er vorgehabt, sie zu besuchen, um seine Jugenderinnerungen aufzufrischen. Doch seine Amtspflichten über die Jahre hinweg hatten jegliche Abwechslung verhindert, die nicht pflichtgebunden war. Mit einem Seufzen wandte er sich vom Fenster ab, hielt dann jedoch inne und schaute plötzlich aufmerksam in die Ferne. Er winkte einen Bediensteten heran und sagte: «Auf der Dodpal Linga, direkt beim Kesar, kommt ein Junge entlang. Ich glaube, ich kenne ihn. Ist das nicht der Junge Rampa?»

Der Bedienstete nickte: «Ja, ehrenwerter Herr, das ist der Junge Rampa und der Hausangestellte Tzu. Der Junge, dessen Horoskop Sie gerade erstellen.»

Der alte Astrologe lächelte gequält, als er von oben auf den kleinen Jungen und den riesigen, über zwei Meter großen Angestellten aus der Provinz Kham herabschaute. Er beobachtete sie, wie die beiden ungleichen Gestalten, der eine auf einem kleinen Pony, der andere auf einem großen Pferd, den Berg hinaufgeritten kamen, bis sie hinter einem Felsvorsprung verschwanden. Dann nickte er und wandte sich wieder dem Tisch zu, der mit Papierblättern übersät war.

«Also dies», murmelte er, «wird mit dem übereinstimmen. Hmmm, demzufolge wird er aufgrund des ungünstigen Einflusses von … mehr als sechzig Jahre lang viel Leid ertragen müssen.» Seine Stimme sank in ein leises Brummen, während er durch die unzähligen Papierseiten blätterte, mal hier eine Notiz anbrachte und mal dort eine wegkratzte. Dieser alte Mann war der berühmteste Astrologe Tibets, ein Mann, der sich meisterhaft in den Mysterien dieser ehrwürdigen Kunst auskannte. Die tibetische Astrologie

unterscheidet sich stark von der des Westens. Hier in Lhasa wurde das Datum der Empfängnis mit dem Geburtsdatum in Verbindung gebracht. Es wurde auch ein fortschreitendes Horoskop für den Zeitpunkt erstellt, an dem das «Gesamtwerk» vollendet sein sollte. Der Oberastrologe berechnete den Lebensweg der prominentesten und wichtigsten Mitglieder der Familien voraus. Sogar die Regierung und der Dalai Lama ließen sich von Astrologen beraten. Doch diese Astrologie hatte nichts mit der westlichen gemein, die sich scheinbar der Boulevardpresse verschrieben hat.

An langen, niedrigen Tischen saßen die priesterlichen Astrologen mit überkreuzten Beinen und prüften sorgfältig Zahlen und deren Verhältnisse zueinander. Horoskope wurden anhand der astrologischen Konstellationen erstellt, die zum Zeitpunkt der Empfängnis, der Geburt und der Verkündung des Horoskops herrschten – Daten, die bereits lange im Voraus bekannt waren. Für jedes Lebensjahr des «Subjekts» wurde ein vollständiges Horoskop sowie eine detaillierte Jahresprognose ausgearbeitet. Am Ende wurde alles in einem umfassenden Bericht zusammengefasst.

Das tibetische Papier wird in reiner Handarbeit hergestellt und besteht aus relativ dicken Blättern, die etwa zwanzig Zentimeter hoch und sechzig bis neunzig Zentimeter breit sind. Im Gegensatz dazu ist westliches Schreibpapier von oben nach unten länger als breit – beim tibetischen Papier ist es genau umgekehrt. Die Buchseiten sind nicht gebunden, sondern werden in einem Stapel zwischen zwei Holzdeckeln aufbewahrt. Im Westen würden solche Bücher schnell beschädigt, Seiten könnten verloren gehen oder zerrissen werden. In Tibet hingegen gilt Papier als heilig und wird mit größter Sorgfalt behandelt. Papier zu verschwenden, wird als schweres Vergehen angesehen, und eine Seite zu zerreißen bedeutete, Papier zu verschwenden – daher die besondere Sorgfalt. Einem vorlesenden Lama steht immer ein Akoluth zur Seite. Der Holzdeckel des Buches wird vorsichtig entfernt und links neben dem Vorleser abgelegt. Nach dem Lesen der obersten Seite wird diese ehrfürchtig vom Akoluth abgenommen und mit der Schriftseite nach

unten auf den Holzdeckel gelegt. Nach der Lesung werden die Seiten wieder sorgfältig ausgerichtet und das Buch mit Bändern zusammengebunden.

Ein Horoskop wurde folgendermaßen vorbereitet: Blatt für Blatt wurde sorgfältig beschrieben oder es wurde darauf gezeichnet. Die Blätter wurden anschließend zum Trocknen beiseitegelegt, denn es war ein Vergehen, Papier durch Verschmieren zu verschwenden. Schließlich, nach etwa sechs Monaten, denn Zeit spielte keine Rolle, war das Horoskop fertiggestellt.

Langsam hob der Akoluth, in diesem Fall ein junger Mönch mit bereits mehrjähriger Erfahrung, das Blatt ehrfürchtig auf und legte es mit der Vorderseite nach unten zu den anderen. Der alte Astrologe hob das so freigelegte neue Blatt an und brummte: «Tzz, tzz, diese Tinte verblasst ja, bevor sie überhaupt dem Licht ausgesetzt wurde. Wir werden diese Seite noch einmal schreiben müssen.» Nach diesen Worten griff er nach einem seiner «Schreibstifte» und brachte rasch eine Notiz an.

Diese Schreibstifte waren eine Erfindung, die schon viele Tausend Jahre alt war, aber sie wurden noch immer auf genau die gleiche Weise hergestellt wie vor zwei- oder dreitausend Jahren. Es gibt tatsächlich eine Legende, die davon berichtet, dass Tibet einst an einem schimmernden Meer lag, und diese Legende wurde durch zahlreiche Funde von Meeresmuscheln, versteinerten Fischen und anderen Gegenständen bestätigt, die nur aus einem Land mit wärmerem Klima und Zugang zum Meer stammen konnten. Zudem wurden verschüttete Artefakte einer längst ausgestorbenen Zivilisation entdeckt: Werkzeuge, Schnitzereien und Juwelen. All dies, zusammen mit Gold, fand man reichlich entlang der Flüsse, die durch das Land flossen.

Aber auch heute noch wurden die Schreibstifte auf genau die gleiche Weise wie früher hergestellt. Zunächst wurde eine große Menge Lehm herbeigeschafft, und Mönche machten sich auf den Weg, um geeignete Schösslinge von Weidenbäumen zu sammeln – dünne Ruten, etwa halb so dick wie ein kleiner Finger und rund dreißig Zentimeter lang. Diese wurden mit großer Sorgfalt ausgewählt und anschließend in eine spezielle Abteilung in den Potala gebracht. Dort prüfte man alle Ruten sorgfältig und sortierte sie. Die

geraden und makellosen wurden mit besonderer Sorgfalt behandelt. Sie wurden geschält und dann vorsichtig in Lehm eingehüllt, wobei darauf geachtet wurde, die Ruten nicht zu verbiegen.

Die leicht gebogenen oder verdrehten Ruten wurden ebenfalls in Lehm eingehüllt und waren für die Novizen und Akoluthen bestimmt, die sie für ihre schriftlichen Arbeiten nutzten. Die Lehm-Rohlinge, die alle mit einem Stempel versehen waren, zeigten an, welche von Spitzenqualität waren – diese waren für die höchsten Lamas und den Erhabenen selbst bestimmt. Danach folgten Rohlinge der ersten Klasse für hochrangige Lamas und solche der zweiten Klasse für den alltäglichen Gebrauch. Alle Rohlinge wiesen ein sehr kleines, durch den Lehm angebrachtes Loch auf, sodass der Dampf, der sich während des Erhitzens entwickelte, entweichen konnte und um das Bersten der Lehmhülle zu verhindern.

Die Lehm-Rohlinge wurden nun auf Gestelle in einer großen Kammer gelegt, wo sie monatelang unberührt blieben, während die Feuchtigkeit in der trockenen Luft langsam verdunstete. Nach vier bis sechs Monaten wurden die Rohlinge schließlich zum Feuerofen gebracht – ein Ofen, der sowohl zum Kochen als auch zum Erhitzen von Wasser verwendet wurde. Vorsichtig legte man die Rohlinge direkt auf die glühendste Stelle der Glut. Einen ganzen Tag lang wurde die Temperatur konstant gehalten, bevor man das Feuer erlöschen ließ. Nach dem Abkühlen wurden die Rohlinge aufgebrochen, die Lehmreste entfernt, und die verkohlten Weidenruten, nun zu Holzkohle geworden, waren bereit, für die höchsten Zwecke verwendet zu werden – die Weitergabe des wahren Wissens.

Die Weidenruten, die als ungeeignet für die Herstellung von Holzkohlestiften angesehen wurden, fanden einfach Verwendung als Brennmaterial, das die Lehmhülle der besseren Stifte weiter trocknete. Für das Feuer nutzte man gut getrockneten Yakdung und altes Holz, das zufällig herumlag. Allerdings wurde Holz niemals verbrannt, wenn es noch für einen anderen, «höheren» Zweck verwendet werden konnte, da Holz in Tibet äußerst rar war. Die Schreibstifte, die in Tibet hergestellt wurden, ähnelten den im Westen

bekannten Holzkohlestiften, die Künstler für ihre Schwarz-Weiß-Zeichnungen verwendeten.

Doch auch Tinte wurde in Tibet benötigt, und dafür wurde eine andere Holzsorte verwendet, die ebenfalls in Lehm eingehüllt wurde. Diese Lehm-Rohlinge blieben deutlich länger im Feuer und wurden wesentlich höheren Temperaturen ausgesetzt. Nach mehreren Tagen, wenn das Feuer erloschen war und man die Lehmkugeln aus der erkalteten Asche geborgen und aufgebrochen hatte, fand man darin einen tiefschwarzen Rückstand – nahezu reinen Kohlenstoff. Dieser Kohlenstoff wurde sehr sorgfältig untersucht, um sicherzustellen, dass keine Verunreinigungen vorhanden waren. Anschließend legte man ihn in ein grobmaschiges Tuch, das zusammengebunden und über eine Mulde gehalten wurde. Die Mulde hatte etwa eine Größe von dreißig auf fünfundvierzig Zentimeter und war vielleicht etwa fünf Zentimeter tief. Haushaltsmönche klopften dann das Tuch auf den Muldenboden, sodass sich allmählich feiner Kohlenstoffstaub absetzte. Dieser feine Staub wurde dann mit heißem Harz eines besonderen Baumes vermischt, der in der Gegend wuchs. Das Gemisch wurde so lange gerührt, bis eine schwarze, klebrige Masse entstand. Diese ließ man dann zu Klumpen trocknen. Wenn man später Tinte benötigte, rieb man einfach einen dieser Klumpen in ein spezielles Steingefäß und fügte etwas Wasser hinzu. Das Ergebnis war eine Tinte von rostbrauner Farbe.

Offizielle Dokumente und sehr wichtige astrologische Grafiken wurden nie mit dieser herkömmlichen Tinte angefertigt. Stattdessen wurde eine hochpolierte Marmorplatte in einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad aufgehängt, und darunter brannten vielleicht ein Dutzend Butterlampen, deren Dochte absichtlich zu lang waren – viel zu lang, sodass die Lampen, dicken, schwarzen Rauch abgaben. Der Rauch traf auf die polierte Marmorplatte und lagerte sich unmittelbar als schwarzer Rußrückstand ab. Sobald eine ausreichende Schicht entstanden war, kippte ein junger Mönch die Marmorplatte und wischte den Ruß ab, bevor er die Platte wieder in den Winkel von fünfundvierzig Grad brachte, um weiteren Kohlenstoff zu gewinnen.

Von Bäumen wurde Harz gesammelt, in Gefäße gegeben und auf hoher Flamme erhitzt, bis es so flüssig wie Wasser und klarer wurde. Der dicke Schaum, der sich auf der Oberfläche des leicht köchelnden Harzes bildete, wurde abgeschöpft, sodass eine absolut klare, leicht gelbliche Flüssigkeit übrigblieb. In diese Flüssigkeit wurde eine beträchtliche Menge des tiefschwarzen Lampenrußes eingerührt, bis eine ziemlich zähe Paste entstand. Diese Paste wurde dann auf einem Stein ausgebreitet, um auszukühlen und fest zu werden. Für die höchsten Lamas und Amtspersonen wurden die erstarrten Klumpen in rechteckige Stücke geschnitten, damit sie einigermaßen präsentabel aussahen, während die rangniederen Mönche froh waren, überhaupt irgendwelche Tintenstücke zu bekommen, egal in welcher Form. Die Anwendung der Tintenstücke blieb wie zuvor: Ein Stück wurde in eine Vertiefung oder kleine Mulde eines speziellen Steins gekratzt und mit Wasser vermischt, bis die Tinte die richtige Konsistenz erreicht hatte.

In Tibet gab es natürlich weder Stahlfedern noch Füllfederhalter oder Kugelschreiber. Stattdessen wurden Weidenzweige verwendet, die sorgfältig geschält, glatt geschliffen und an den Enden leicht ausgefranst wurden, sodass sie eher wie Pinsel mit sehr kurzen Borsten aussahen. Diese Holzgriffel ließ man gut trocknen – sehr gut sogar, um Brüche oder Verkrümmungen zu vermeiden. Sobald sie ausreichend getrocknet waren, um ein Spalten zu verhindern, wurden sie auf einen heißen Stein gelegt und durch das Feuer gehärtet. So konnten sie sicher verwendet werden und blieben lange haltbar. Die tibetische Schrift ähnelt einer Pinselschrift. Die Symbole und Zeichen werden mit einer Pinseltechnik geschrieben, ähnlich der chinesischen oder japanischen Schreibkunst.

Doch der alte Astrologe brummte unentwegt vor sich hin und beklagte die schlechte Qualität der Tinte auf einer bestimmten Seite. Als er weiterlas, bemerkte er, dass das Geschriebene den Tod des Horoskopeigners betraf. Die tibetische Astrologie umfasst alle Aspekte des Lebens – von der Geburt bis zum Tod. Sorgfältig ging er seine Voraussagen durch, überprüfte sie und prüfte sie noch einmal, denn es handelte sich um ein Mitglied einer sehr

einflussreichen Familie. Die Vorhersage war bedeutend, sowohl wegen der familiären Stellung der Person als auch aufgrund der Aufgabe, die dem Horoskopeigner zugedacht war.

Der alte Mann lehnte sich zurück, und seine Knochen knackten vor Alter. Ein Schauer der Besorgnis überkam ihn, als er daran dachte, dass sein eigener Tod bedenklich nahe bevorstand. Dies war seine letzte große Aufgabe – die Erstellung eines Horoskops, so detailliert, wie er noch nie zuvor eines angefertigt hatte.

Die Erfüllung dieser Aufgabe und die erfolgreiche Verkündung seines erstellten Horoskops würden ihn von den Fesseln seines physischen Körpers befreien und seinem eigenen Leben vorzeitig ein Ende setzen. Er hatte keine Angst vor dem Tod; der Tod war nur eine Übergangsphase, das wusste er. Doch Übergang hin oder her, es war dennoch eine Zeit der Veränderung, eine Veränderung, die der alte Mann verabscheute und fürchtete. Er würde seinen geliebten Potala verlassen müssen, sein begehrtes Amt als oberster Astrologe Tibets aufgeben müssen, alles, was er wusste, und alles, was ihm lieb und teuer war, zurücklassen. Er würde gehen müssen und wie ein neuer Junge in einem Lamakloster neu anfangen. Aber wann? Das wusste er! Wo? Auch das wusste er! Aber es war schwer, alte Freunde zu verlassen, schwer, einen Wechsel im Leben zu vollziehen, denn es gibt keinen Tod. Das, was wir Tod nennen, ist nur der Übergang vom Leben zum Leben.

Er begann über den Prozess nachzudenken. Er sah sich selbst, wie er schon so oft andere gesehen hatte – tot, mit einem bewegungslosen Körper, der nun nicht länger in der Lage war, sich zu bewegen, nicht länger ein empfindungsfähiges Wesen war, sondern nur noch eine tote Masse, die von einem toten Knochengerüst zusammengehalten wurde.

In seiner Vorstellung sah er sich selbst, seiner Robe entledigt, zusammengekauert, den Kopf auf die Knie gelegt und die Beine nach hinten gebeugt. Vor seinem inneren Auge erschien das Bild, wie er, zusammengebunden und in ein Tuch gewickelt, auf den Rücken eines Ponys geladen und in

einen Außenbezirk von Lhasa gebracht wurde, um den Leichenzerteilern übergeben zu werden.

Die Leichenzerteiler würden seinen Körper nehmen und auf einen großen, flachen, speziell für diesen Zweck vorbereiteten Felsen legen. Dort würden sie ihn aufschneiden und sämtliche Organe entnehmen. Der oberste Leichenzerleger würde laut in die Luft rufen, und ein Schwarm Geier, an solche Rituale gewöhnt, würde herabstürzen. Der Leichenzerleger würde das Herz nehmen und es dem Obergeier zuwerfen, der es ohne viel Aufhebens verschlingen würde. Danach würden die Nieren, Lungen und anderen Organe an die übrigen Geier verteilt.

Mit blutverschmierten Händen würden die Leichenzerleger das Fleisch von den weißen Knochen lösen, es in Streifen schneiden und ebenfalls den Geiern zuwerfen, die sich wie bei einer geselligen Zusammenkunft alter Männer um den Felsen versammelt hatten.

Nachdem sie alles Fleisch von den Knochen entfernt und die Organe verteilt hatten, würden die Leichenzerleger die Knochen in kleine Stücke brechen und in Öffnungen des flachen Felsens stecken. Dort würden sie sie mit Steinpflöcken zerschlagen, bis sie zu Pulver zerfielen. Dieses Pulver würde anschließend mit Blut und anderen Körperflüssigkeiten vermischt und ebenfalls den Vögeln auf dem Felsen zum Fressen überlassen. Und innerhalb weniger Stunden würde es von dem, was einst ein Mann gewesen war, keine Spur mehr geben. Auch die Geier wären verschwunden, irgendwohin gezogen, bis sie erneut zu ihrem grässlichen Dienst gerufen würden.

Der alte Mann dachte über all das nach. Er dachte an die Dinge, die er in Indien gesehen hatte, wo man die Leichname armer Leute beseitigte, indem man sie mit Gewichten versah und in die Flüsse warf oder in der Erde vergrub, während die wohlhabenderen Leute, die sich Holz leisten konnten, ihre Verstorbenen verbrennen ließen, bis nur noch flockige Asche übrigblieb, die sie in einen heiligen Fluss streuten, in der Hoffnung, dass die Asche und damit die Seele des Verstorbenen in den Schoß der «Mutter Erde» zurückkehren würde.

Er schüttelte energisch den Kopf und murmelte: «Dies ist nicht der Moment, um an meinen eigenen Übergang zu denken. Ich sollte besser meine Aufgabe beenden, indem ich die Erläuterungen über den Übergang dieses kleinen Jungen ausarbeite.» Doch dazu kam es nicht, er wurde unterbrochen. Der alte Astrologe brummte gerade die Anweisung, dass die ganze Seite noch einmal mit besserer Tinte geschrieben werden sollte, als eilende Schritte und das Zuschlagen einer Tür zu hören waren. Der alte Mann schaute ärgerlich auf – er war solche Störungen in der astrologischen Abteilung nicht gewohnt. Dies war ein Bereich der Ruhe, der Stille und des Nachdenkens, in dem das lauteste Geräusch das Kratzen eines feuergehärteten Schreibstiftes war, der über die raue Oberfläche des handgeschöpften Papiers gezogen wurde. Eine erhobene Stimme war zu hören: «Ich muss ihn sprechen, ich muss ihn auf Ersuchen des Erhabenen dringend sprechen!» Dann ertönte das Klatschen eilender Schritte auf dem Fußboden und das Rascheln von steifem Stoff. Ein Lama aus dem engeren Kreis des Dalai Lama erschien. In seiner rechten Hand hielt er einen Botenstab, an dessen Ende ein Stück Papier befestigt war – unverkennbar ein persönliches Schreiben des Erhabenen. Der Lama trat näher, verbeugte sich halb vor dem alten Astrologen, neigte den Botenstab und hielt ihn ihm entgegen, damit er die Nachricht entnehmen konnte. Der Astrologe las und runzelte betroffen die Stirn.

«Aber, aber», murrte er, «wie kann ich denn jetzt gehen? Ich bin mitten in diesen Berechnungen und Kalkulationen. Wenn ich das jetzt unterbrechen muss, dann …» Doch er erkannte, dass ihm nichts anderes übrigblieb, als unverzüglich zu gehen. Mit einem resignierten Seufzen wechselte er seine alte Arbeitsrobe gegen eine saubere, nahm einige Diagrammkarten und ein paar Schreibstifte an sich und wandte sich an einen Mönch neben ihm: «Hier, Junge, trag das und begleite mich.» Dann drehte er sich um, schritt langsam aus dem Raum und folgte dem Lama in der goldenen Robe.

Der Lama in der goldenen Robe verlangsamte seinen Schritt, damit der betagte Mann, der ihm folgte, nicht außer Atem geriet. Sie durchquerten

endlose Korridore, während Mönche und Lamas, die ihren Aufgaben nachgingen, respektvoll zur Seite traten und ihre Köpfe senkten, sobald der Oberastrologe an ihnen vorbeiging.

Nach einem geraumen Fußmarsch und dem Hochsteigen mehrerer Stockwerke erreichten der Lama in der goldenen Robe und der Oberastrologe das oberste Stockwerk. Dort lagen die Räumlichkeiten des Dreizehnten Dalai Lama – des Erhabenen, der für Tibet mehr getan hatte als jeder andere Dalai Lama vor ihm.

Die beiden Männer bogen um eine Ecke und stießen auf drei junge Mönche, die sich ausgelassen verhielten. Mit Tüchern um die Füße gewickelt, schlitterten sie über den Boden. Als die beiden Männer vorbeigingen, hielten sie respektvoll inne und traten zur Seite. Diese jungen Mönche hatten eine Ganztagesaufgabe: In dem weitläufigen Gebäude gab es viele Böden, die tadellos poliert werden mussten. Sie verbrachten ihre gesamten Arbeitsstunden damit, mit schweren Lumpen an den Füßen über die riesigen Bodenflächen zu gleiten. Das Ergebnis ihrer Arbeit war ein Boden, der in wunderschöner Patina glänzte, allerdings war er auch sehr rutschig. Der Lama in der goldenen Robe blickte wachsam zurück und nahm den alten Astrologen beim Arm. Ihm war bewusst, dass ein gebrochenes Bein oder ein gebrochener Arm in seinem Alter einem Todesurteil gleichkam.

Bald erreichten sie einen großen, sonnendurchfluteten Raum. Dort saß der Große Dreizehnte in der Lotoshaltung und blickte durch das Fenster auf das majestätische Panorama des Himalayas, das sich vor ihm und rund um das gesamte Lhasatal erstreckte.

Der alte Astrologe erwies dem Gottkönig von Tibet mit Verbeugungen seinen Respekt. Mit einem Wink entließ der Dalai Lama die Bediensteten, und bald saßen er und der Oberastrologe allein auf Sitzkissen einander gegenüber, die in Tibet anstelle von Stühlen verwendet wurden.

Sie waren alte Bekannte und vertraut mit den Gewohnheiten des jeweils anderen. Der Oberastrologe war in alle Staatsangelegenheiten eingeweiht und kannte sämtliche Voraussagen über Tibet – die meisten davon hatte er

selbst erstellt. Doch nun wirkte der Große Dreizehnte besorgt, denn dies waren sehr ereignisreiche und belastende Tage, geprägt von großen Sorgen. Die Britische Ostindien-Kompanie versuchte, Gold und andere Güter aus dem Land zu schaffen, und britische Mittelsmänner und Militärs spielten möglicherweise mit dem Gedanken, in Tibet einzumarschieren und es zu übernehmen. Allerdings hielt die drohende Konkurrenz Russlands sie von diesem drastischen Schritt ab. Festzuhalten bleibt, dass die Briten Tibet in dieser Zeit erhebliche Unruhe und Probleme bereitet haben – ähnlich wie später die chinesischen Kommunisten. Aus tibetischer Sicht bestand kaum ein Unterschied zwischen der Bedrohung durch Chinesen oder Briten; die Tibeter wollten eigentlich nur in Ruhe gelassen werden.

Leider gab es noch ein weiteres, weitaus ernsteres Problem: In Tibet existierten zu dieser Zeit zwei verschiedene Priestergemeinschaften – die «Gelbkappen» und die «Rotkappen». Zwischen ihnen kam es oft zu heftigen Auseinandersetzungen. Die beiden Oberhäupter, der Dalai Lama, das Oberhaupt der Gelbkappen, und der Panchen Lama, das Oberhaupt der Rotkappen, konnten einander nicht ausstehen.

Zwischen den beiden Glaubensgemeinschaften herrschte wenig Verständnis. Die Anhänger des Dalai Lama hatten zurzeit die Oberhand, aber das war nicht immer so. In anderen Zeiten stand der Panchen Lama – der bald gezwungen sein sollte, Tibet zu verlassen – an der Spitze, und darauf stürzte das Land in ein Chaos, bis der Dalai Lama mit Hilfe der Tataren seinen Anspruch wieder stärken konnte. Die Gelbkappen genossen aufgrund ihres religiösen Fundaments eine besondere, beinahe «sakrosankte Heiligkeit».

Der Erhabene, der Dalai Lama, dem dieser Titel verliehen wurde und der als der Große Dreizehnte bekannt war, stellte dem Oberastrologe viele Fragen über die wahrscheinliche Zukunft Tibets. Der alte Astrologe kramte in seiner Mappe und holte Unterlagen und Horoskopgrafiken hervor, über die sich die beiden Männer beugten und intensiv berieten.

«In weniger als sechzig Jahren», sagte der Astrologe, «wird es Tibet als freies Land nicht mehr geben. Der Erbfeind, die Chinesen, werden mit einer neuen politischen Regierungsform in das Land einfallen und den Priesterorden in Tibet nahezu auslöschen.»

Nach dem Ableben des Großen Dreizehnten, so wurde dem Dalai Lama mitgeteilt, würde noch ein weiterer Dalai Lama als eine Art Beschwichtigungsmaßnahme auf die chinesische Aggression gewählt werden. Ein Kind würde als Reinkarnation des Großen Dreizehnten ausgewählt werden, und ungeachtet der Richtigkeit der Wahl, werde es in erster Linie eine politische Wahl sein, denn derjenige, den man den Vierzehnten Dalai Lama nennen würde, käme aus einem chinesisch besetzten Land.

Der Erhabene war zutiefst bedrückt angesichts der ganzen Lage und versuchte, Pläne auszuarbeiten, wie sein geliebtes Land noch gerettet werden könnte. Doch wie der Oberastrologe treffend bemerkte, konnte man zwar viel tun, um das ungünstige Horoskop eines Einzelnen zu mildern, aber es gab keine bekannte Möglichkeit, das Schicksal eines ganzen Landes nachhaltig zu ändern. Ein Land bestand aus zu vielen einzelnen Einheiten, aus zu vielen Individuen, die weder beeinflusst noch befohlen werden konnten, zur gleichen Zeit und für denselben Zweck in eine Richtung zu denken. Das Schicksal Tibets war also besiegelt.

Aber das Schicksal dessen, was mit den tibetischen Lebensweisheiten, den heiligen Büchern und dem heiligen Wissen geschehen sollte, war noch ungewiss. Doch es war vorgesehen, einen jungen Mann mit besonderen Mitteln auszubilden. Er sollte einzigartige Kenntnisse und Fähigkeiten erlangen und dann über die Grenzen Tibets hinaus in die weite Welt entsandt werden, um über seine Erfahrungen und das tibetische Wissen zu schreiben. Die beiden Männer führten ihr Gespräch fort, bis der Dalai Lama schließlich sagte: «Und dieser Junge, dieser Rampa, hast du sein Horoskop schon fertiggestellt? Ich möchte, dass du es bei einer speziellen Feier heute in zwei Wochen auf dem Anwesen der Familie Rampa verkündest.»

Der Oberastrologe erschauerte. In zwei Wochen? Er wäre weder in zwei Monaten noch in zwei Jahren fertig geworden, hätte man ihm nicht ein klar definiertes Datum vorgegeben. So erwiderte er nur mit zittriger Stimme: «Ja, Eure Heiligkeit, alles wird in zwei Wochen bereit sein. Doch dieser Junge wird in seinem Leben auf äußerst widrige Umstände stoßen: Leiden und Folter, keine Anerkennung, nicht einmal von seinen eigenen Landsleuten, Krankheit – jede Erschwernis, die man sich nur vorstellen kann, werden ihm durch böse Mächte in den Weg gelegt, darunter eine besondere Macht, die ich bis jetzt noch nicht ganz verstanden habe, die jedoch in gewisser Weise mit jenen verbunden zu sein scheint, die für die Zeitungen arbeiten.»

Der Dalai Lama seufzte geräuschvoll und sagte: «Lass uns das einstweilen beiseitelegen, denn das, was unausweichlich ist, lässt sich nicht ändern. Du wirst in den nächsten zwei Wochen nochmals deine Horoskopgrafiken überprüfen müssen, um dir dessen, was du verkünden wirst, absolut sicher zu sein. Doch für den Moment – lass uns eine Partie Schach spielen. Ich habe genug von diesen Staatsangelegenheiten.»

Eine Silberglocke erklang, und ein Lama in goldener Robe betrat den Raum, um auf Anweisung das Schachbrett und die Figuren zu holen, damit die beiden Männer spielen konnten. Schach war unter den höheren Intellektuellen von Lhasa sehr beliebt, jedoch unterschied es sich in einigen Regeln von der westlichen Variante. Im Westen zieht der erste Bauer im Spiel meist zwei Felder vor, während er in Tibet nur ein Feld vorrückt. Zudem gibt es im tibetischen Schach keine Umwandlung, und ein Bauer, der die gegnerische Grundlinie erreicht, kann nicht in eine andere Figur umgewandelt werden, wie etwa in einen Turm. Es gab auch keine Pattsituation, sondern es wurde davon ausgegangen, dass ein Ausgeglichenheitszustand oder Stillstand dann erreicht war, wenn der König allein stand ohne Bauer oder ohne irgendeine andere Figur auf dem Spielbrett.

Die beiden Männer saßen da mit endloser Geduld und spielten Schach. Zwischen ihnen herrschte eine tiefe Zuneigung und gegenseitiger Respekt, die sich über die Jahre entwickelt hatten. Über ihnen, auf dem flachen Dach,

direkt über den Gemächern des Dalai Lama, flatterten die Gebetsfahnen in der steifen Hochgebirgsbrise. Weiter unten im Korridor klapperten die Gebetsmühlen leise und schickten ihre endlosen, unsichtbaren Gebete in die Luft. Auf dem Dach erstrahlten schillernde, goldene Strahlen von den Grabmälern der früheren Inkarnationen der Dalai Lamas. Nach tibetischem Glauben vollzieht jeder Dalai Lama beim Tod nur einen Übergang und kehrt in den Körper eines kleinen Jungen auf die Erde zurück. In Tibet war die Seelenwanderung so sehr Teil der religiösen Überzeugung, dass sie keiner weiteren Erklärung bedurfte. Auf dem Dach lagen daher zwölf Körper in zwölf goldenen Grabmälern. Jedes Grabmal trug ein kunstvoll gestaltetes Dach mit zahlreichen Spiralen, Wellenformen und Windungen, die dazu dienten, «böse Geister» zu täuschen und zu vertreiben.

Von den goldenen Grabmälern aus konnte man auf das schimmernde Gebäude der Hochschule für medizinische Wissenschaft, das Chakpori, auf dem Eisenberg blicken – die Stätte der tibetischen Medizin. Dahinter erstreckte sich die Stadt Lhasa, die an diesem schönen Tag hell in der Mittagssonne leuchtete. Der Himmel strahlte in tiefem Blau, und von den Gipfeln der Berge, die das Lhasatal umgaben, wehte reinweißer Schnee in feinen Gischtfahnen herab.

Die Stunden vergingen wie im Flug, sichtbar an den wachsenden Schatten des westlichen Gebirgszugs. Die beiden Männer im Staatsdomizil darunter seufzten und schoben zögernd das Schachbrett und die Figuren beiseite – es war Zeit für die Andacht. Der Dalai Lama würde nun daran teilnehmen, und der Oberastrologe musste zu seinen Berechnungen zurückkehren, um den vom Dalai Lama gesetzten Termin in vierzehn Tagen nicht zu verpassen.

Erneut erklang die Silberglocke, und der Lama in der goldenen Robe erschien wieder. Mit ein paar leisen Worten wurde er gebeten, den Oberastrologen in dessen Gemächer, drei Stockwerke tiefer, zu begleiten.

Der Oberastrologe erhob sich ächzend, verneigte sich rituell und verließ sein spirituelles Oberhaupt.

Kapitel 2

«Oje! Oje! Eiei! Eiei!», rief die Stimme in der Abenddämmerung an diesem schönen Tag. «Hast du schon das Neueste von Fürstin Rampa gehört? Sie ist wieder ganz schön in Fahrt!» Von der Straße her war ein Schlurfen zu hören, das Knirschen kleiner Kiesel unter den Füßen, und dann ein Seufzen: «Fürstin Rampa? Was hat sie diesmal wieder angestellt?»

Die erste Stimme antwortete ihr mit unverhohlener Freude, denn es scheint, dass es für einen bestimmten Frauentyp, ganz gleich welcher Herkunft oder gesellschaftlichen Schicht, kaum etwas Schöneres gibt, als Neuigkeiten zu verkünden – vorzugsweise schlechte – und zu glauben, damit sei ihr Tag gerettet.

«Die Tante meines Stiefsohns hat eine ziemlich merkwürdige Geschichte gehört. Du weißt ja, sie will einen der Stadtwächter heiraten, der unten am Westtor arbeitet. Ihr Verlobter hat ihr erzählt, dass die Fürstin Rampa schon vor Monaten alles Mögliche aus Indien bestellt hat, und nun beginnen die Händler, ihre Waren mit den Karawanen zu liefern. Hast du davon etwas gehört?»

«Ich habe nur gehört, dass demnächst ein besonderer Anlass auf ihrem Anwesen stattfinden soll. Aber du darfst nicht vergessen, dass der Fürst Rampa unsere Regierungsvertretung war, als der Erhabene nach Indien ging, während der Invasion der Briten, die so viel Schaden angerichtet haben. Ich halte es daher für selbstverständlich, dass sie als eine der führenden Damen unseres Landes etwas bestellen möchte. Ich sehe nicht, was daran falsch sein soll, oder siehst du das anders?»

Die Informantin atmete ungestüm aus, holte tief Luft und eiferte: «Oh! Aber du weißt noch längst nicht alles, du weißt nicht einmal die Hälfte davon! Ein Bekannter von mir, der unten beim Kesar einem der Bedienungsmönche aus dem Potala hilft, hat mir erzählt, dass für den kleinen Knirps ein sehr, sehr ausführliches Horoskop, ein Lebenshoroskop, vorbereitet

wird. Du weißt schon, für wen – den kleinen Bengel, der ständig in Schwierigkeiten gerät und seinem Vater so viel Ärger macht. Vielleicht hast du davon schon etwas mitbekommen?»

Die zweite Frau überlegte kurz und antwortete dann: «Ja, aber denk daran, dass Paljör erst kürzlich verstorben ist – ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie seinen Leichnam hinausgetragen haben. Die Totenbeseitiger trugen ihn sehr ehrfurchtsvoll aus dem Haus, begleitet von den beiden Priestern bis hinunter zum Tor. Doch kaum hatten die Priester sich umgedreht und waren zurückgegangen, luden sie den armen kleinen Körper ganz unzeremoniell, mit dem Bauch nach unten, auf den Rücken eines Ponys und brachten ihn zu den Ragyabs, damit die Leichenzerleger ihn zerlegen und die Geier damit füttern konnten. Schließlich musste er beseitigt werden.»

«Nein, nein, nein!», widersprach die aufgeregte Informantin. «Du verstehst das völlig falsch – du hast offenbar keine Ahnung von diesen gesellschaftlichen Zusammenhängen. Mit dem Tod des älteren Jungen ist jetzt der kleine Spross, Lobsang, der Erbe des Lhalu-Familienbesitzes und all des Reichtums. Sie sind Millionäre, weißt du? Sie haben Geld hier, in Indien und in China. Ich glaube, sie sind die reichste Familie, die wir haben. Und nun soll dieser kleine Kerl der Erbe sein? Warum sollte er alles erben? Warum sollte er in Luxus leben, während wir arbeiten müssen? Mein Mann sagt zwar, dass das egal ist, weil eines Tages ein Wandel kommen wird, und dann werden wir die Wohnsitze der oberen Gesellschaft übernehmen und in Luxus leben, während sie für uns arbeiten müssen. Wir werden sehen, was die Zukunft bringt – möge dieser Tag gepriesen sein.»

Langsame Schritte waren in der Abenddämmerung zu vernehmen. Im Dämmerlicht konnte man das verschwommene Gesicht und den pechschwarzen Zopf einer tibetischen Frau erkennen. «Ich konnte nicht überhören, worüber ihr gesprochen habt», sagte die neu hinzugetretene Frau. «Doch wir dürfen nicht vergessen, dass dieser kleine Junge, Lobsang Rampa, ein sehr schweres Leben vor sich haben wird – denn all jene, die Geld besitzen, führen in Wahrheit ein sehr, sehr schweres Leben.»

«Oh», erwiderte die Informantin, «na dann werden es in dem Falle alle von uns sehr, sehr leicht haben! Wir haben ja schließlich kein Geld, oder?» Damit brach sie in ein sarkastisches Lachen aus.

Die neu hinzugestoßene Frau fuhr fort: «Ich habe gehört, dass ein großes Fest geplant sei, bei dem Fürst Rampa seinen Sohn, Lobsang, als Erben ankündigen möchte. Man sagt auch, der Junge solle nach Indien auf eine Schule geschickt werden. Die Schwierigkeit dabei ist nur, ihn dort von den Briten fernzuhalten, die versuchen, die Kontrolle über unser Land zu übernehmen. Seht euch doch nur an, welchen Schaden sie schon angerichtet haben. Ob reich oder arm, der Junge wird ein schweres Leben haben, merkt euch meine Worte – merkt euch meine Worte.» Die Stimmen verklangen, während die drei Frauen gemächlich die Lingkhorstraße entlanggingen, am Schlangentempel vorbei, den Kaling Chu entlang und schließlich zur Chara Sanpa Brücke.

Und nur wenige Meter entfernt – oder vielleicht noch ein paar Meter weiter! – wälzte sich das Thema ihrer Diskussion, ein kleiner Junge, der noch nicht einmal sieben Jahre alt war, auf dem harten, harten Fußboden seines Zimmers hin und her. Er schlief unruhig und wurde von wirren Träumen und schrecklichen Albträumen geplagt. In seinen Gedanken kreisten Drachen und die Angst davor, was passieren würde, wenn herauskäme, dass er derjenige war, der den Drachen hatte steigen lassen, der auf Reisende gefallen und ihre Ponys so erschreckt hatte, dass einer der Reiter vom Pferd gestürzt und direkt in den Fluss gefallen war. Der Reiter war noch dazu ein sehr renommierter Mann, ein Mann, der dem Abt eines Lamaklosters als Assistent unterstand. Der arme Junge wälzte sich hin und her, wand sich in seinem Schlaf und dachte im Traum an die harte Bestrafung, die ihm drohte – eine Strafe, die an seinem protestierenden Körper vollzogen würde, sollte man ihn jemals als Schuldigen entlarven.

Das Leben war sehr hart für die jungen Söhne der führenden Familien in Lhasa. Diese Jungen sollten ein Vorbild für andere sein und lernen, harte Umstände zu ertragen, um sich für den Lebenskampf abzuhärten. Sie

mussten größere Mühsale auf sich nehmen als jene von niederem Stand, um zu zeigen, dass selbst die Söhne der Reichen, selbst die Kinder derjenigen, die das Land regierten, Schmerz, Leid und Entbehrung ertragen konnten. Die Disziplin, die einem Jungen von noch nicht einmal sieben Jahren auferlegt wurde, war etwas, das westliche Jungen jeden Alters niemals ertragen würden.

Von jenseits der Brücke drang das Gemurmel der Frauenstimmen herüber, als die drei Frauen kurz stehenblieben, um sich ein letztes Mal zu unterhalten, bevor jede in ihr eigenes Haus zurückkehrte. Eine vorbeiziehende Brise trug die Worte «Rampa» und «Yasodhara» herüber, gefolgt von leisem Gemurmel, bis sich schließlich der Kies unter ihren Füßen unruhig bewegte, woraufhin die Frauen einander eine gute Nacht wünschten und jede ihren eigenen Weg einschlug.

Im großen Lhalu-Anwesen, dessen massives Eingangstor den Angriffen der britischen Infanterie so gut standgehalten hatte, dass sie sich nur Zugang verschaffen konnten, indem sie die Steinmauer daneben niederbrachen, war die Familie am Schlafen – alle außer den «Nachtwächtern». Diese hielten Wache, riefen die Stunden der Nacht und den Wetterzustand aus, sodass jeder, der zufällig wach war, über den Verlauf der Nacht informiert war.

Angrenzend an die Kapelle des Lhalu-Anwesens befand sich das Quartier des Hausverwalters. Die ranghöchsten Regierungsbeamten Tibets unterhielten in ihren Anwesen stets eine eigene Kapelle, die mit einem oder zwei Priestern besetzt war. Das Anwesen der Rampas war so bedeutend, dass zwei Priester als absolut notwendig erachtet wurden. Alle drei Jahre wurden die Priester – Mönche aus dem Potala – durch andere ersetzt, damit sie nicht durch das häusliche Leben verweichlichten. Einer der Lamas, denn diese Mönche waren tatsächlich Lamas, war erst kürzlich dem Haushalt beigetreten, während der andere bald gehen sollte, um zur strengen Klosterdisziplin zurückzukehren. Letzterer wälzte sich nun unruhig auf seinem Schlafplatz hin und her und fragte sich, wie er seinen Aufenthalt verlängern könnte. Schließlich wäre es die Chance seines Lebens, dabei zu sein, wenn

das Horoskop des Erben einer der mächtigsten Familien öffentlich verkündet würde – damit alle im Voraus wüssten, was für ein Mann er später einmal werden würde.

Dieser Lama war noch sehr jung und war mit besten Empfehlungen seines Abts auf das Lhalu-Anwesen gekommen. Doch er hatte sich als große Enttäuschung erwiesen, da seine Vergnügungen alles andere als geistlich oder priesterlich waren. Er war einer jener, der sogenannte «Wanderaugen» hatte, und seine Blicke schweiften immer wieder zu den jungen, anmutigen Hausangestellten. Der Hausverwalter, der auf der linken Seite der Kapelle wohnte, hatte dies bemerkt und eine Beschwerde eingereicht. Und in der Folge blickte der arme junge Lama seiner Entlassung in Ungnade entgegen. Sein Nachfolger war noch nicht ernannt, und so sann der junge Mann darüber nach, wie er seine Entlassung hinauszögern könnte, um doch noch den Ruhm zu erlangen, an den Feierlichkeiten und den anschließenden Andachten teilgenommen zu haben.

Auch der arme, unglückliche Hausverwalter befand sich in großer Bedrängnis. Die Fürstin Rampa war in der Tat eine sehr schwierige Frau, die oft hart urteilte und dazu neigte, den Mann zu verurteilen, ohne ihm die Möglichkeit zu geben, zu erklären, dass einige dieser Schwierigkeiten nicht von ihm verursacht worden waren. Der Hausverwalter hatte Waren bestellt, und das bereits vor drei Monaten, weil jeder wusste, wie langsam die indischen Händler manchmal waren. Doch die Fürstin Rampa machte deswegen einen schrecklichen Aufstand und meinte, der Hausverwalter gefährde durch seine Unfähigkeit bei der Beschaffung der Waren den Erfolg des ganzen Unternehmens.

«Was kann ich denn dagegen tun?», murmelte er vor sich hin, während er sich auf seinem Nachtlager auf dem Boden hin und her wälzte. «Wie soll ich die Händler dazu bringen, die Waren pünktlich zu liefern?» Mit diesen Worten rollte er sich auf den Rücken, sein Mund fiel auf, und er begann so schrecklich zu schnarchen, dass einer der Nachtwächter bei ihm vorbeischaute, um zu sehen, ob er im Sterben lag!

Die Fürstin Rampa war ebenfalls unruhig und konnte keinen Schlaf finden. Sie war sehr gesellschaftsbewusst und fragte sich, ob sich der Hausverwalter der Rangordnung auch wirklich sicher war. Sie sorgte sich, ob jedes Einladungsschreiben auf dem besonderen handgeschöpften Papier, sorgfältig mit einem Band zusammengebunden und in einen Botenstab gesteckt worden war und durch schnelle Reiter auf ihren Ponys überbracht wurde. All das musste nach den geltenden Gepflogenheiten erfolgen, dachte sie. Es durfte auf keinen Fall sein, dass ein Rangniederer eine Einladung erhält, bevor ein Ranghöherer eine bekommen hat. Solche Dinge würden sich schnell herumsprechen, und es gibt immer Leute, die nur darauf warten, eine Gastgeberin zu kritisieren, die sich bemüht, das Ansehen der Familie zu wahren. Die Fürstin wälzte sich unruhig, sorgte sich um die Bestellungen und fragte sich, ob auch wirklich alles rechtzeitig ankommen würde.

Ganz in der Nähe, in einem kleinen Zimmer, machte sich auch Schwester Yasodhara ein wenig Sorgen. Ihre Mutter hatte bereits festgelegt, was sie zur Feier tragen sollte, doch das war überhaupt nicht das, was sie tragen wollte. Sie hatte ganz andere Ideen. Schließlich, so sagte sie sich, war dies der einzige Anlass im Jahr, um nach jungen Männern Ausschau zu halten und zu sehen, wer von ihnen vielleicht später einmal als Ehemann infrage käme. Und um nach jungen Männern Ausschau zu halten, brauchte sie natürlich ein passendes Kleid – etwas, das ansprechend und attraktiv war. Ihr Haar musste sorgfältig mit Yakbutter gekämmt und ihre Kleider mit feinstem Jasmin gepudert sein. Sie musste alles tun, um die Aufmerksamkeit des einen jungen Mannes zu gewinnen, von dem sie hoffte, dass er einmal ein guter Ehemann sein würde. Aber ihre Mutter – Mütter verstanden das einfach nicht. Sie waren noch von gestern und hatten vergessen, wie junge Mädchen sich heutzutage präsentieren mussten. Yasodhara lehnte sich zurück und überlegte, ob sie vielleicht hier noch ein Band oder dort eine Blume anbringen könnte, um ihr Aussehen noch zu verbessern.

Als die Nacht immer dunkler wurde und die Dämmerung eines neuen Tages bereit war, um geboren zu werden, weckten das Dröhnen der

Schneckenhörner und das Plärren der Tompeten den unruhigen Schlaf der Hausgemeinschaft. Der jüngste Spross der Rampas öffnete verschlafen ein Auge, brummte und drehte sich um – und bevor die Bewegung abgeschlossen war, schlief er schon wieder tief und fest ein.

Unten, in der Nähe des Dienstraums des Hausverwalters, beendeten die Nachtwächter ihren Dienst, und eine neue Schicht trat an ihren Platz. Die meisten Hausangestellten erwachten mit einem Ruck durch die plärrenden Geräusche aus den umliegenden Tempeln, sprangen auf und quälten sich in ihre halbgefrorenen Kleider. Ihre Aufgabe bestand darin, die noch glühenden Feuer zu schüren und neu zu entfachen, die Räume zu reinigen und das Haus zu putzen, bevor die Familie herunterkam und es in seiner nächtlichen Unordnung vorfand.

In den Pferdeställen, wo die vielen Pferde eingestellt waren, und in den dahinterliegenden Stallungen, wo die Yaks untergebracht waren, waren die Stallknechte bereits bei der Arbeit. Sie kehrten den Dung zusammen, den die Tiere dort über Nacht hinterlassen hatten. Getrocknet und mit ein paar Holzabfällen gemischt, diente dieser als Hauptbrennstoff in Tibet.

Auch die Köche fanden sich nur widerwillig ein, um einen neuen Tag zu beginnen. Sie waren müde und seit Wochen damit beschäftigt, Lebensmittel in großen Mengen zuzubereiten. Zusätzlich mussten sie noch ständig darauf achten, die Vorräte vor den flinken Fingern kleiner Jungen und Mädchen zu schützen. Sie waren erschöpft und hatten von der ganzen Angelegenheit langsam genug. Sie sagten zueinander: «Wenn das Ganze doch nur endlich beginnen und vorüber sein würde, damit wir wieder unsere Ruhe hätten. Die Hausherrin wird vor lauter Vorbereitungen noch ganz verrückt.»

Die Hausherrin, Fürstin Rampa, war wirklich sehr beschäftigt. Über Tage hielt sie sich im Arbeitszimmer ihres Mannes auf und behelligte seine Sekretäre, ihr Listen mit den wichtigsten Personen in Lhasa sowie einigen ausgewählten Gästen aus nahegelegenen Bezirken zusammenzustellen. Sie bestand auch sehr darauf, dass angesehene Ausländer eingeladen würden, die später einen wichtigen Einfluss haben könnten. Doch auch hier stellte sich

die Frage des Protokolls und der Rangordnung: Wer kam vor wem? Wer könnte sich beleidigt fühlen, wenn die Person das Gefühl hätte, sie sei eigentlich in einer höheren Position? Das war eine enorme Herausforderung und ein großes Problem. Es belastete die Bediensteten zunehmend, jeden Tag eine Liste zu erhalten, die bereits am nächsten Tag wieder durch eine neue ersetzt wurde.

Schon seit Tagen wurde das ganze Anwesen gereinigt. Feinkörniger Sand wurde verwendet, um die durch das Alter abgenutzten Steinböden aufzuhellen. Starke männliche Hausangestellte, die ihre Füße mit Tüchern umwickelt hatten, stapften mit schweren, in Tücher gewickelten Steinblöcken mühsam durch das Haus und schoben ihre Last über die Böden, die bereits spiegelblank waren.

In den Gärten arbeiteten lustlose Gärtner auf Händen und Knien und entfernten das Unkraut. Sie entfernten sogar kleine Steine, die nicht die richtige Farbe hatten. Die Hausherrin war eine äußerst strenge Arbeitgeberin und dies war der Höhepunkt ihres Lebens: Für den Sohn und Erben der Lhalu-Adelsfamilie sollten die Weichen gestellt werden – für einen, der ein Prinz sein könnte – oder etwas anderes? Nur die Astrologen wussten, wie sein Leben verlaufen würde, doch sie gaben keinen Hinweis und keine Auskunft darüber, was ihre Deutungen offenbarten.

Die Dame des Hauses, die Ehefrau eines der mächtigsten nichtgeistlichen Männer von Tibet, hoffte inständig, dass ihr Sohn das Land verlassen und anderswo studieren würde. Sie wünschte sich sehr, ihren Mann überreden zu können, sie ab und zu zu ihm reisen zu lassen, wenn er im Ausland studierte. Sie hoffte dadurch andere Länder besuchen zu können, denn schon lange hatte sie sich verstohlen die Zeitschriften angeschaut, die von umherziehenden Händlern nach Lhasa gebracht wurden. Sie hatte ihre Pläne, ihre Träume und Wünsche, aber alles hing vom Ergebnis des Oberastrologen ab, und jeder wusste, wie gleichgültig die Astrologen der sozialen Stellung eines Menschen gegenüber sein konnten.

Der Zeitpunkt für das große Fest rückte schnell näher. Die Händler reisten durch das Westtor ein und machten sich auf schnellstem Weg zum Lhalu-Anwesen auf. Die Schlaueren unter ihnen – oder jene mit dem besseren Geschäftssinn – wussten, dass die Fürstin Rampa bald ihrer List erliegen würde, wenn sie ihr etwas Neues anboten, etwas, das man in Lhasa noch nie zuvor gesehen hatte. Etwas, das ihren Nachbarn und gesellschaftlichen Konkurrenten einen Aufschrei der Ehrfurcht entlocken würde – ein Aufschrei, der in Wahrheit nur gespielte Bewunderung war, hinter der sich in Wirklichkeit Frustration und Neid verbargen, weil sie es nicht zuerst besaßen.

Zahlreiche Händler machten sich vom Westtor langsam auf den Weg die Lingkhorstraße entlang, um den Potala herum und zielstrebig am Schlangentempel vorbei in Richtung des Lhalu-Anwesens. Dort wollten sie versuchen, die Dame des Hauses mit exotischen Waren zu betören, mit denen sie ihre Gäste unterhalten und in Staunen versetzen könnte. Einige reisten mit ihrer gesamten Yak-Karawane an und brachten ihren ganzen Warenbestand vor das Anwesen, damit die Fürstin persönlich einen Blick auf ihre Angebote werfen konnte. Und natürlich mussten die Preise bei einer so wichtigen Gelegenheit höher angesetzt werden, denn keine Fürstin, die wirklich eine Fürstin war, würde es je wagen, um einen niedrigeren Preis zu feilschen oder sich gar als knauserig zeigen. Die Angst, die Händler könnten bei den Nachbarn erwähnen, dass die Fürstin Rampa nicht einmal den vollen Preis zahlen wollte und stattdessen Rabatte, Entgegenkommen oder gar Warenmuster verlangte, hielt sie davon ab.

Tag für Tag kamen Yak-Karawanen vorbei. Tag für Tag scharrten die Stallknechte die Hinterlassenschaften der Yaks zusammen und fügten sie dem Brennstoffvorrat hinzu, ein Haufen, der überaus schnell anwuchs. Tatsächlich würde bald viel zusätzlicher Brennstoff benötigt – zum Kochen, Heizen und für das Lagerfeuer. Und wer konnte schon ein gelungenes Fest ohne ein großes Lagerfeuer feiern?

Die Gärtner hatten die Gartenanlage gründlich von Unkraut befreit und widmeten sich nun den Bäumen. Sie überprüften, dass es keine gebrochenen oder toten Äste gab, die den Garten ungepflegt erscheinen lassen könnten. Noch schlimmer wäre es, wenn ein Ast auf eine hochherrschaftliche Dame fiele und ihre aufwendig gestaltete Frisur durcheinanderbrächte, deren Herrichtung auf einem speziell lackierten Holzrahmen Stunden benötigt hatte. Inzwischen hatten die Gärtner sowohl das Fest als auch die Arbeit gründlich satt, doch sie wagten es nicht, nachlässig zu werden. Die Fürstin schien ihre Augen überall zu haben. Kaum setzte sich ein Mann einen Augenblick hin, um seinen schmerzenden Rücken zu entlasten, tauchte sie auch schon schimpfend auf und machte ihm klar, dass er die Vorbereitungen verzögerte.

Schließlich war die Rangordnung festgelegt und vom ehrenwerten Fürst Rampa persönlich genehmigt worden. Jede der von den Mönchsschreibern sorgfältig vorbereiteten Einladungen versah er mit seinem Siegel. Das Papier wurde speziell für diesen Anlass hergestellt: dickes Papier mit einem unregelmäßigen Rand, fast wie ein Büttenrand. Jedes Blatt war etwa dreißig Zentimeter breit und sechzig Zentimeter lang. Diese Einladungen entsprachen nicht dem üblichen Format, das in Lamaklöstern verwendet wird. In den Lamaklöstern ist das Papier normalerweise breiter als lang, doch für besonders wichtige Einladungen verwendete man schmaleres Papier, etwa doppelt so lang wie breit. Der Grund dafür war, dass die Einladung nach der Annahme an zwei reich verzierten Bambusstücken befestigt wurde. Sie wurde dann sorgfältig an einer Schnur aufgehängt und diente so als Dekoration, die die Bedeutung des Empfängers zeigte.

Fürst Rampa gehörte zu den obersten zehn Familien in Lhasa. Der Fürst selbst war eigentlich einer der obersten fünf, doch die Fürstin Rampa war eine der obersten zehn, andernfalls hätten sie nicht heiraten können. In Anbetracht der Tatsache, dass beide einen so hohen sozialen Stand hatten, mussten auf der Einladung zwei Siegel angebracht werden: eines für den Fürsten und eines für die Fürstin. Zudem, da sie verheiratet waren und ein bedeutendes Anwesen besaßen, wurde ein drittes Siegel benötigt – das

sogenannte Nachlasssiegel, das ebenfalls auf dem Dokument angebracht werden musste. Jedes Siegel war in einer anderen Farbe gehalten, und Fürstin Rampa sowie der Hausverwalter waren in heller Aufregung, aus Sorge, die Boten könnten versehentlich die zerbrechlichen, spröden Siegel beschädigen.

Spezielle Botenstäbe wurden vorbereitet, die alle die gleiche Länge und etwa denselben Durchmesser haben mussten. Jeder Stab hatte an einem Ende einen speziellen Schlitz, in den die Einladung gesteckt und sicher befestigt wurde. Direkt unterhalb des Schlitzes war das Familienwappen angebracht, und darunter waren schmale, sehr starke Papierstreifen befestigt, auf denen Gebete gedruckt waren. Die Gebete sollten Schutz für den Boten und die sichere Zustellung der Botschaft bewirken sowie die Hoffnung tragen, dass der Empfänger die Einladung annehmen möge.

Die Boten wurden über eine längere Zeit hinweg gründlich ausgebildet, um auf eindrucksvolle Weise zu reiten und dabei die Mitteilungen zu überbringen. Sie saßen auf ihren Pferden und schwenkten die Botenstäbe in der Luft, als wären es Speere. Auf ein Zeichen hin ritten sie nacheinander vorwärts und näherten sich dem Hauptmann der Wache, der ihre Ausbildung leitete. Er spielte die Rolle des Hausherrn oder Hausverwalters und nahm die Mitteilung mit einer freundlichen Geste entgegen, die ihm mit dem ausgestreckten, geneigten Botenstab überreicht wurde. Mit größtem Respekt entnahm er die Mitteilung und verbeugte sich vor dem Boten, der schließlich als Vertreter «der Familie» galt. Der Bote verbeugte sich ebenfalls, gab seinem Pferd die Sporen und galoppierte zurück, von woher er gekommen war.

Nachdem alle Mitteilungen oder Einladungen vorbereitet und in der richtigen Rangfolge bereitgelegt worden waren, übernahm der imponierendste Bote das wichtigste Einladungsschreiben und ritt als Erster los. Weitere Boten folgten. Jeder nahm ein Einladungsschreiben, steckte es in den Schlitz seines Botenstabes und galoppierte davon, um die Einladung zuzustellen. Bald kehrten sie zurück, und das ganze Prozedere begann von Neuem, bis schließlich alle Einladungen verteilt waren. Nun begann die schwierige Zeit

des Wartens. Der Hausverwalter und die anderen mussten ausharren und sich fragen, wie viele die Einladung wohl annehmen würden. Hatten sie zu viel Essen? Oder vielleicht zu wenig? Es war höchst nervenaufreibend.

Einige der Gäste würden sich damit begnügen müssen, in der Gartenanlage zu verweilen, vor allem jene, deren sozialer Status nicht ausreichte, um im Haus selbst empfangen zu werden. Doch andere – nun, die weitaus Bedeutenderen, sie dürften das Haus betreten und die Vertreter des Priesterstandes würden bestimmt auch gerne die hauseigene Kapelle sehen wollen. Deshalb wurde der alte Lack von den Altären und Geländern entfernt, und die Männer arbeiteten mit Scheuerlappen, die sie in feuchten Sand tauchten, und schabten und schabten, bis das Holz unter dem Lack wieder hell und wie neu zum Vorschein kam. Anschließend wurde eine spezielle Grundierung aufgetragen, und als diese getrocknet war, folgte Schicht um Schicht frischer Lack, der äußerst vorsichtig auf Altäre und Geländer aufgetragen wurde. Am Ende glänzte die Oberfläche wie ein ruhiges Gewässer an einem sonnigen Tag.

Die armen, bemitleidenswerten Hausangestellten wurden einzeln vor die Hausherrin und den Hausverwalter zitiert, um sicherzustellen, dass ihre Kleidung passend und sauber war. Falls ihre Kleidung nicht den Erwartungen entsprach, musste sie gewaschen werden; dafür wurden große Kessel mit heißem Wasser vorbereitet. Schließlich, als die Spannung ihren Höhepunkt erreicht hatte, alle Einladungen angenommen worden waren, alle Angestellten die Inspektion überstanden hatten und ihre speziellen Festkleider beiseitegelegt hatten, die bis zum großen Tag unberührt bleiben mussten, legte ein erschöpfter Haushalt spät abends die Hände in den Schoß und wartete auf den nächsten Morgen, auf den Tag, an dem das Fest beginnen würde.

Langsam versank die Sonne hinter den westlichen Bergen und schickte Myriaden funkelnder Lichtpunkte in die Höhe, die von der allgegenwärtigen Gischt der höchsten Gipfel reflektiert wurden. Der Schnee leuchtete zunächst blutrot, dann verblasste das Licht zu Blau und schließlich zu Purpur.

Zuletzt blieb nur noch der schwache Schimmer der Dunkelheit am Himmel und das Glitzern der Sterne zurück.

Auf dem Lhalu-Anwesen tauchten inmitten der gut gepflegten Bäume mysteriöse Lichtpunkte auf. Ein Reisender, der zufällig noch auf der Lingkhorstraße unterwegs war, verlangsamte seine Schritte, zögerte und wollte gerade weitergehen. Doch dann kehrte er um und ging zurück, um zu sehen, was da vor sich ging – oder besser gesagt, was da in den Bäumen hing!

Aufgeregte Stimmen drangen aus der Gartenanlage, und der Wanderer konnte der Versuchung einfach nicht widerstehen, der Sache auf den Grund zu gehen und herauszufinden, was dort vor sich ging und zu solch lauten Stimmen führte – offenbar ein heftiger Wortwechsel. So leise wie er konnte, kletterte er die raue Steinmauer hinauf, lehnte sich mit Brust und Armen auf die Mauer und bekam tatsächlich einen ganz neuen Anblick geboten. Dort stand die Hausherrin, Fürstin Rampa: rundlich, klein und beinahe quadratisch. Auf beiden Seiten standen zwei großgewachsene Bedienstete, die jeweils eine brennende Butterlampe in den Händen hielten und mit allen Mitteln versuchten, die flackernden Flammen vor dem Erlöschen zu bewahren, um den Zorn der Hausherrin nicht zu wecken.

Missmutige Gärtner gingen verdrossen zwischen den Bäumen umher und befestigten kleine Butterlampen an niedrig hängenden Ästen. Dann zündeten sie mit Feuersteinen ihren Zunder an und bliesen kräftig daran, um eine Flamme zu erzeugen, und von der Zunderflamme wurde wiederum ein gut in Butter getränkter Stab benutzt, um das Feuer zu den Butterlampen zu bringen. Die Fürstin konnte sich jedoch nicht entscheiden, wo sie die Lampen haben wollte. So entstand ein endloses Gefummel mit den flackernden Lichtern, das die Dunkelheit der Nacht nur noch verstärkte.

Plötzlich herrschte ein regelrechter Aufruhr und eine sehr große Gestalt kam aus dem Haus gelaufen und schrie vor Ärger: «Ihr ruiniert meine Bäume, meine Bäume, meine Bäume – hört mit diesem Unsinn auf! Löscht sofort diese Lampen aus!» Der Hausherr, Fürst Rampa, war mächtig stolz auf seine wunderschönen Bäume, die zusammen mit der Gartenanlage in

ganz Lhasa bekannt waren. Er war in wirklich heller Aufregung, denn er befürchtete, dass die Blütenknospen an den Bäumen Schaden nehmen könnten.

Seine Frau, die Fürstin, wandte sich ihm mit einer hochmütigen Miene zu und bemerkte: «Du setzt dich hier ganz schön in Szene, euer Gnaden, und das vor den Angestellten. Glaubst du eigentlich, ich wäre nicht in der Lage, diese Angelegenheit selbst zu regeln? Es ist genauso mein Zuhause wie deines. Störe mich jetzt nicht.»

Der Fürst schnaubte wie ein Bulle – man konnte sich beinahe vorstellen, wie ihm Feuer aus der Nase schoss. Wütend drehte er sich auf dem Absatz um und eilte zurück ins Haus, wo kurz darauf das Zuschlagen einer Tür zu hören war, das so intensiv und heftig war, dass eine weniger massive Tür sicher vor Schreck in die Brüche gegangen wäre.

«Den Weihrauchkessel, Timon, den Weihrauchkessel! Mann, bist du wirklich so dumm? Stell ihn dort drüben hin, du kannst ihn später anzünden – stell ihn einfach dort drüben hin.» Der arme Timon, einer der Hausangestellten, stolperte mit einer schweren Feuerschale umher, und es gab nicht nur diese eine, sondern mehrere. Die Nacht wurde immer dunkler, und die Dame des Hauses war immer noch nicht zufrieden. Schließlich aber wehte ein eisiger Wind, und der Mond erschien und warf ein frostiges Licht über die Vorbereitungen.

Der Mann, der über die Mauer spähte, kicherte, sprang wieder auf die Straße hinunter, um seine Reise fortzusetzen, und murmelte vor sich hin: «So, so! Wenn das der Preis ist, adelig zu sein, dann bin ich froh, einfach nur ein Händler zu sein.» Seine Schritte verhallten in der Dunkelheit, und in der Gartenanlage wurde eine Butterlampe nach der anderen ausgelöscht, während das Personal und die Fürstin sich zurückzogen. In der Gartenanlage witterte ein Nachtvogel den seltsamen, ungewöhnlichen Geruch, der von einer der Butterlampen ausging, deren Docht noch schwelte, und flog mit einem erschrockenen Protestschrei davon.

Plötzlich herrschte Aufregung im Haus. Der Junge, der Erbe des Anwesens, der Prinz, war verschwunden – wo steckte er nur? Er lag nicht in seinem Bett, und Panik brach aus. Die Mutter dachte, er sei weggelaufen, weil er Angst vor der Strenge des Vaters hatte. Der Vater hingegen glaubte, der Junge habe sich vor der aufgebrachten Mutter gefürchtet, denn an diesem Tag war alles, was der arme Junge auch machte, falsch. Er hatte den ganzen Tag über Schwierigkeiten gehabt: zuerst, weil er sich schmutzig gemacht hatte, dann wegen eines Risses in seiner Kleidung, später, weil er nicht dort war, wo er hätte sein sollen, und schließlich, weil er nicht pünktlich zum Essen kam. Alles lief einfach schief für ihn.

Die Angestellten wurden geweckt, und das gesamte Grundstück wurde durchsucht. Butterlampen flackerten auf, Feuersteine und Zunder rauchten. Eine Prozession von Angestellten begab sich rund um die Gartenanlage und rief nach dem jungen Hausherrn – doch ohne Erfolg; er war unauffindbar. Schwester Yasodhara wurde geweckt und gefragt, ob sie vielleicht wüsste, wo ihr Bruder sein könnte. Doch – nein – sie rieb sich nur verschlafen mit dem Handrücken die Augen, legte sich wieder hin und schlief, noch während sie saß, wieder ein. Die Bediensteten eilten in der Dunkelheit die Straße hinunter, um zu sehen, ob der Junge vielleicht weggelaufen war. Andere Angestellte durchsuchten das gesamte Haus von oben bis unten, bis man schließlich Lobsang in einem Lagerraum fand – tief schlafend auf einem Sack Getreide, mit einer Katze auf jeder Seite, und alle drei schnarchten leise vor sich hin.

Aber nicht für lange! Der Vater rauschte brüllend vor Wut auf ihn zu, dass beinahe die Wände zu erzittern schienen, aber ganz gewiss den Staub auf den Getreidesäcken in die Luft wirbelte. Die Lampen der Bediensteten flackerten, und eine oder zwei gingen aus. Der arme Junge wurde grob am Nacken gepackt und von einer mächtigen Hand hochgehoben. Die Mutter eilte herbei und mahnte ihn: «Halt! Halt! Mach ihm ja keine Striemen, denn morgen wird er der Blickfang aller Augen von Lhasa sein. Schicke ihn einfach zu Bett.» So bekam der arme Junge nur einen kräftigen Rippenstoß und

wurde so heftig vorwärts geschoben, dass er aufs Gesicht fiel. Einer der Bediensteten hob ihn auf und trug ihn weg. Von den Katzen war keine Spur mehr zu sehen.

Aber im mächtigen Potala, auf der Etage der Astrologen, herrschte noch immer Betrieb. Der Oberastrologe überprüfte nochmals sorgfältig alle Berechnungen und Horoskopgrafiken. Er probte seine Ansprache und übte, wo er besonderen Nachdruck setzen wollte. Um ihn herum nahmen Lama-Astrologen jeden Papierbogen, und zusammen mit zwei weiteren Lamas überprüften sie jedes Blatt nochmals und legten es in der richtigen Reihenfolge ab. Hier durften sich keine Fehler einschleichen; es durfte nicht das Risiko bestehen, vom falschen Blatt abzulesen und das Ansehen des Astrologen-Kollegiums zu gefährden. Als jedes Buch fertiggestellt war, wurde es mit einem hölzernen Abschlussdeckel versehen und mit doppelt so vielen Bändern wie üblich zusammengebunden, sodass alles doppelt abgesichert war.

Der Mönch, der zum persönlichen Assistenten des Oberastrologen auserkoren worden war, bürstete sorgfältig dessen beste Robe aus. Er vergewisserte sich auch, dass die Tierkreiszeichen, mit denen die Robe geschmückt war, glänzten und fest angebracht waren. Und weil der Oberastrologe ein alter Mann war, benutzte er zwei Gehstöcke, und diese wurden ebenfalls gründlich auf irgendwelche unerwarteten Flecken oder Risse untersucht. Anschließend wurden sie einem Poliermönch übergeben, der sie so lange bearbeitete, bis sie wie poliertes Kupfer glänzten.

Aus dem Tempelraum ertönten die Gongs, und die Trompeten plärrten, während das Rascheln trippelnder Füße zu hören war, als die gläubigen Mönche zur ersten Nachtandacht gingen. Die Astrologenmönche waren jedoch von der Teilnahme ausgenommen, da ihre bevorstehende Aufgabe von großer Bedeutung war. Sie konnten es sich nicht leisten, alles liegenzulassen und zur Andacht zu gehen, nur um am Morgen festzustellen, dass sich ein Fehler eingeschlichen hatte.

Schließlich wurden die Butterlampen gelöscht, eine nach der anderen. Bald war kein Licht mehr zu sehen, außer dem Licht des Himmels, der Sterne und dem Mond, aber das Sternenlicht und Mondlicht wurde durch die glänzenden Reflexionen der Seen und Flüsse verstärkt, die sich kreuz und quer durch die Ebene von Lhasa zogen. Gelegentlich schoss eine schillernde Wassersäule empor, die wie geschmolzenes Silber glitzerte, wenn ein großer, nach Luft schnappender Fisch aus dem Wasser sprang.

Alles war still, außer dem Quaken der Frösche und dem Rufen der Nachtvögel in der Entfernung. Der Mond segelte in einsamer Pracht über den dunklen Himmel, und das Sternenlicht verblasste, als Wolken von Indien ihr Schimmern verdeckten. Die Nacht lag über dem Land, und alle schliefen bis auf die Nachtgeschöpfe.

Kapitel 3

Ein erstes, zartes Licht zeigte sich über den schroffen Bergen am östlichen Horizont. Mächtige tiefschwarze Gebirgsketten ragten auf, und dahinter begann sich der Himmel aufzuhellen.

Auf dem obersten Stockwerk der Lamaklöster standen Mönche und Lamas bereit, um den neuen Tag zu begrüßen. Das oberste Stockwerk – das Dach – war in der Regel eine besondere Plattform, mit oder ohne Brüstung, und auf der Plattform standen große Schneckenhörner und etwa viereinhalb bis sechs Meter lange Langhorntrompeten auf Ständern.

Das Lhasatal lag da wie ein tintenschwarzer Teich. Der Mond war längst untergegangen, und die Sterne verblassten im stetig heller werdenden Himmel über den östlichen Bergen. Doch das Tal schlief weiterhin, eingetaucht in das tiefste Dunkel der Nacht. Erst wenn die Sonne sich ein gutes Stück über die Berge erhob, erreichte das Tageslicht die tieferliegenden Lamaklöster und Häuser.

Da und dort tauchten im ganzen Tal kleine Lichtpunkte auf, wenn ein Lama, ein Koch oder ein Hirte sich für seinen frühen Arbeitsbeginn bereit machte. Diese schwachen Schimmer betonten die samtene Dunkelheit nur noch mehr. Es war so dunkel, dass nicht einmal ein Baumstrunk ausgemacht werden konnte.

Das Licht hinter den östlichen Bergen nahm zu. Zuerst blitzte ein greller Lichtstrahl auf, dann schoss ein roter Strahl in die Höhe, gefolgt von einem scheinbar absolut grünen Lichtstrahl – einem der besonderen Phänomene des frühen Sonnenaufgangs und späten Sonnenuntergangs. Bald erschienen weitere Strahlen, und innerhalb weniger Minuten legte sich ein beeindruckendes goldenes Glühen über die Umrisse der hohen Gipfel. Es ließ den immerwährenden Schnee auf den Gletschern aufleuchten und sandte das reflektierte Licht ins Tal hinunter – die ersten Anzeichen des neuen Tages. Mit dem ersten Auftauchen der Sonne über den höchsten Bergspitzen

bliesen die Lamas kräftig in ihre Langhorntrompeten, während andere die Schneckenhörner erklingen ließen, sodass selbst die Luft von den Klängen zu vibrieren schien. Doch es folgte keine unmittelbare Reaktion, denn die Menschen des Tales waren die Klänge der Trompeten und Hörner gewohnt. Sie konnten sie genauso ignorieren wie die Stadtbewohner das Dröhnen der Flugzeuge, das Klappern der Müllabfuhr oder den ganzen übrigen «Zivilisationslärm».

Hier und da jedoch schreckte mit einem Piepsen ein müder Nachtvogel auf, bevor er seinen Kopf wieder unter seinen Flügel steckte und weiterschlief. Nun war die Zeit für die Tagesgeschöpfe gekommen. Nach und nach erwachten die Vögel, ließen ein verschlafenes Gezwitscher hören und schlugen mit den Flügeln, um die Steifheit der Nacht abzuschütteln. Dabei segelte vereinzelt eine Feder nach unten, die je nach Laune von einer umherziehenden Brise fortgeweht wurde.

In den Gewässern des Kyi-Chu und beim Schlangentempel rührten sich allmählich die Fische von ihrem nächtlichen Dahintreiben und stiegen langsam zur Wasseroberfläche empor. In Tibet konnten die Fische stets ungestört an die Oberfläche kommen, da Buddhisten kein Leben töten und es dort keine Fischer gibt.

Der alte Mann drehte sich auf die Klänge der Trompeten und dem Dröhnen der Schneckenhörner um und setzte sich verschlafen auf. Von seinem tiefen Blickwinkel aus spähte er zum Himmel hinauf. Auf einmal schoss ein Gedanke durch seinen Kopf, und er erhob sich mühsam. Seine Knochen waren alt, seine Muskeln ermattet, deshalb erhob er sich vorsichtig und ging zum Fenster hinüber und schaute hinaus – hinaus auf die inzwischen erwachte Stadt Lhasa. Unter ihm, im Dorf Shö, begannen kleine Lichter zu schimmern, als eine Butterlampe nach der anderen angezündet wurde, damit die Beamten, die an diesem Tag ihrer Arbeit nachgingen, genügend Zeit für ihre Vorbereitungen hatten.

Der bejahrte Astrologe zitterte in der kühlen Morgenluft und zog seine Robe etwas enger um sich. Unweigerlich schweiften seine Gedanken zum

Lhalu-Anwesen ab, das von seinem Aussichtspunkt aus verborgen lag, denn sein Blick war auf das Dorf Shö und die Stadt Lhasa gerichtet, während das Lhalu-Anwesen auf der anderen Seite des Potala lag, gegenüber der Felswand mit den Relieffiguren, die stets eine große Attraktion für die Pilger waren.

Der alte Mann ließ sich einmal mehr langsam auf seine Wolldecken nieder und ruhte, während er an den heutigen Anlass dachte. Heute, dachte er, würde einer der Höhepunkte seiner Karriere sein – vielleicht sogar der Gipfelpunkt. Bereits konnte der alte Mann die Hand seines nahenden Todes und die Verlangsamung seiner Körperfunktionen spüren. Er konnte fühlen, dass sich bereits seine Silberschnur lichtete. Aber er war froh, dass er noch eine Aufgabe erfüllen und dem Amt des Oberastrologen von Tibet Ehre erweisen konnte. Mit diesen Gedanken döste er wieder ein, bis er plötzlich aufschreckte, als ein Lama in seine Kammer geeilt kam und mit lauter Stimme sagte: «Ehrenwerter Astrologe, der Tag ist angebrochen. Wir dürfen keine Zeit verlieren; wir müssen nochmals das Horoskop überprüfen und die Reihenfolge, in der die Punkte präsentiert werden sollen. Ich werde ihnen beim Aufstehen behilflich sein, ehrenwerter Astrologe.» Mit diesen Worten beugte er sich hinunter und legte einen Arm um die Schultern des alten Mannes und hob ihn sachte auf die Füße.

Inzwischen nahm das Licht rasch zu. Die Sonne stand klar über dem östlichen Bergmassiv und warf ihr Licht auf die westliche Talseite, und während die Häuser und Lamaklöster direkt unter den östlichen Bergen noch immer im Dunkeln lagen, badete sich die gegenüberliegende Seite fast schon im vollen Tageslicht.

Der Potala erwachte. Eine eigentümliche Geschäftigkeit lag in der Luft, wie sie entsteht, wenn die Menschen ihren Tag beginnen. Man konnte nahezu spüren, dass sich hier viele bereitmachten, um die oft mühsame Pflicht des Lebens fortzusetzen. Kleine Silberglocken klingelten, und immer wieder ertönte das tiefe Dröhnen eines Schneckenhorns oder das blecherne Schallen einer Tempeltrompete. Der alte Astrologe und die anderen um ihn

herum nahmen das Klappern und Drehen der Gebetsmühlen nicht mehr wahr; die Geräusche gehörten so sehr zum Alltag, dass sie die Gebetsmühlen ebenso wenig hörten wie die Gebetsfahnen, die hoch oben auf dem Potala im Morgenwind flatterten. Erst das Verstummen all dieser Klänge hätte sie überrascht.

Eilig trippelnde Füße hasteten durch die Korridore, und das Öffnen schwerer Türen war zu hören. Von irgendwoher drangen Gebetsgesänge herüber – religiöse Verse, die immer wiederholend den neuen Tag begrüßten. Doch der alte Astrologe hatte keine Zeit, auf solche Dinge zu achten, denn jetzt musste er ganz wach werden und den Bedürfnissen seines Körpers Aufmerksamkeit schenken, die nach einer Nacht der Ruhe notwendig waren. Bald würde er seine Morgenmahlzeit aus Tsampa und Tee einnehmen, und danach würde er sich den Vorbereitungen und der Deutung des Horoskops widmen, das er an diesem Tag verkünden sollte.

Auf dem Lhalu-Familienanwesen waren die Bediensteten bereits wach. Auch Fürstin Rampa war schon auf den Beinen, und Fürst Rampa stieg nach einem hastig eingenommenen Frühstück auf sein Pferd und ritt mit seinen Begleitern zum Verwaltungsamt im Dorf Shö, heilfroh, von seiner Frau wegzukommen – weg von ihrer Beflissenheit und ihrer übertriebenen Haltung der festlichen Veranstaltung gegenüber. Er musste früh mit seiner Arbeit beginnen, denn später am Tag war es seine unbedingte Pflicht, zurückzukehren und als Fürst von Lhasa die Rolle des edlen Gastgebers zu erfüllen.

Der Erbe des Rampa-Anwesens wurde geweckt, und nur zögernd konnte er sich aufraffen. Heute war «sein» Tag, doch er fragte sich verwirrt, wie es sein Tag sein konnte, wenn seine Mutter plante, daraus gesellschaftlichen Nutzen zu ziehen. Wenn es nach ihm ginge, würde er das ganze Vorhaben am liebsten vergessen und wegrennen. Am liebsten ans Flussufer, um dem Fährmann zuzuschauen, der die Leute über den Fluss beförderte, und vielleicht könnte er sich, wenn nicht zu viele Passagiere mitfuhren, beim Fährmann einschmeicheln und ihm eine Gratisfahrt hin und zurück entlocken – natürlich unter dem Vorwand, beim Übersetzen des Bootes zu helfen.

Der arme, bemitleidenswerte Junge fühlte sich äußerst verdrießlich wegen des hartherzigen Bediensteten, der ihm sein Haar gründlich mit Yakbutter eingefettet und ihm anschließend einen dichten Zopf mit einem auffälligen Knick geflochten hatte. Die Yakbutter wurde so tief in den Zopf eingearbeitet, dass dieser am Ende fast so steif wie ein Weidenstock war.

Gegen zehn Uhr am Morgen war ein Pferdegetrappel zu hören, und eine Schar Männer ritt in den Hof ein. Fürst Rampa und seine Begleiter waren wieder vom Verwaltungsamt zurückgekehrt, denn es war unerlässlich, dass die Familie die Kathedrale von Lhasa besuchen sollte – zum Dank für die Mysterien, die an diesem Tag enthüllt werden sollten, und um den Priestern, die stets geneigt waren zu glauben, dass die «Schwarzköpfe» nicht religiös seien, zu zeigen, dass gerade «diese Schwarzköpfe» besonders gläubig waren. In Tibet hatten die Mönche geschorene Köpfe, das einfache Volk dagegen, die Laien, hatten langes, meist schwarzes Haar, und aufgrund ihrer schwarzen Haare wurden sie als «Schwarzköpfe» bezeichnet.

Die Gefolgschaft wartete im Hof. Fürstin Rampa und ihre Tochter Yasodhara saßen bereits auf ihren Ponys. Im letzten Moment wurde noch der Erbe der Familie gepackt und ganz unzeremoniell auf ein Pony gesetzt, das sich genauso zu sträuben schien wie er selbst. Die Tore wurden wieder geöffnet, und die ganze Gesellschaft ritt mit Fürst Rampa an der Spitze hinaus. Etwa dreißig Minuten lang ritten sie in ungewohnter Schweigsamkeit, bis sie schließlich die kleinen Häuser und Läden erreichten, die die Kathedrale von Lhasa umgaben – jenes uralte Gebäude, das den Gläubigen schon seit Jahrhunderten als Ort der Besinnung diente. Die ursprünglichen Steinböden waren von den vielen, vielen Schritten der Pilger und Besucher tief gefurcht und abgenutzt. Entlang des gesamten Eingangsbereichs der Kathedrale reihten sich große Gebetsmühlen aneinander – wirklich große Dinger, die jede vorbeigehende Person traditionell drehte, so wie es der Brauch war. Dadurch entstand ein seltsames, rhythmisches Geklapper, das fast schon eine hypnotische Wirkung hatte.

Die Atmosphäre im Inneren der Kathedrale war schwer – überwältigend in ihrer Schwere – erfüllt vom Duft des Weihrauchs und der Erinnerung an all den Weihrauch, der in den letzten dreizehn- oder vierzehnhundert Jahren verbrannt worden war. Es schien, als würden aus den tiefschwarzen Balken des Daches Weihrauchwolken entwachsen; bläulicher Rauch, gräulicher Rauch und ab und zu auch Rauch mit einer bräunlichen Tönung.

Es gab verschiedene Figuren: goldene Figuren, Holzfiguren und Porzellanfiguren, die als Götter und Göttinnen dargestellt wurden, und vor jeder Figur befanden sich die Opfergaben der Pilger. Von Zeit zu Zeit wurden die Opfergaben hinter ein Metallgitter geräumt, um sie vor den Pilgern zu schützen, deren Frömmigkeit gelegentlich vom Wunsch übermannt wurde, sich an den Reichtümern der Götter zu beteiligen.

Schwere Kerzen brannten und ließen flackernde Schatten im ganzen Gebäude entstehen. Selbst für einen kleinen Jungen von nicht einmal sieben Jahren war es ein ernüchternder Gedanke, dass diese Kerzen über dreizehn- oder vierzehnhundert Jahre ständig am Brennen gehalten wurden, indem man Butter nachgoss. Der arme Junge, der mit weit geöffneten Augen um sich blickte, dachte: «Lass diesen Tag vorübergehen, und vielleicht werde ich irgendwann in ein anderes Land gehen können, weit weg von all dieser Heiligkeit.» Wie wenig er doch wusste, was ihm noch alles bevorstand!

Eine große Katze schlenderte unbeschwert auf ihn zu und schmiegte sich an die Beine des Erben der Familie Rampa. Der Junge beugte sich hinunter, kniete sich hin und begann, die Katze zu streicheln, die zufrieden schnurrte. Diese Katze war eine der Wächterkatzen des Tempels, kluge Menschenkenner, die sofort erkannten, wer wahrscheinlich stehlen würde und wem man vertrauen konnte. Normalerweise näherten sich solche Katzen niemandem außer ihrem Halter. Einen Augenblick lang herrschte erstauntes Schweigen unter den Zuschauern, und einige der Mönche unterbrachen ihren Gesang, während ihre Blicke zu dem Jungen hinüberschweiften, der kniend bei der großen Katze sass. Das Bild wurde jedoch bald zerstört: Fürst Rampa beugte sich mit höchst verärgertem Gesicht zu ihm hinunter, packte den Jungen am

Kragen und schüttelte ihn wie eine Hausfrau ein Staubtuch. Dann verpasste er ihm eine Ohrfeige, so kräftig, dass der Junge glaubte, ein Gewitter breche über ihn herein, und stellte ihn mit einem heftigen Ruck wieder auf die Beine. Die Katze drehte sich um, stellte sich dem Fürsten entgegen und ließ ein langes, lautes Fauchen hören, bevor sie sich umdrehte und würdevoll davon schlenderte.

Aber die Zeit war gekommen, um zum Lhalu-Anwesen zurückzukehren, denn schon bald würden die ersten Gäste eintreffen. Viele Gäste reisten früh an, um das Beste zu bekommen, was angeboten wurde, und zu diesem Besten gehörte auch der beste Platz im Garten. So verließ die Gesellschaft die Kathedrale und trat hinaus auf die Straße. Der Junge blickte auf und sah die wehenden Fahnen entlang der Straße, die nach Indien führte. Ein Gedanke durchfuhr ihn: «Werde ich vielleicht auch bald diesen Weg nehmen, um das Land zu verlassen? Das werde ich wohl in Kürze erfahren – nehme ich an. Doch, du meine Güte, ich würde jetzt gerne etwas essen!»

Die Gesellschaft ritt den gleichen Weg zurück und erreichte nach etwa fünfundzwanzig bis dreißig Minuten wieder den Hof des Anwesens, wo sie von einem besorgten Hausverwalter empfangen wurden, der bereits befürchtet hatte, sie könnten sich verspäten. In diesem Fall hätte er den verärgerten Gästen erklären müssen, dass der Gastgeber und die Gastgeberin auf unerklärliche Weise in der Kathedrale aufgehalten worden seien.

Die Zeit reichte gerade noch für eine schnelle Mahlzeit, dann eilte der Erbe des Anwesens zum Fenster, da von der Straße her ein unerwarteter Lärm zu hören war. Musiker-Mönche trafen ein; ihre Instrumente klapperten, während sie auf ihren Ponys die Straße entlang ritten. Hin und wieder blies ein Mönch probeweise in seine Trompete oder Kegeloboe, um sicherzustellen, dass sie richtig gestimmt waren, und ab und zu schlug ein anderer auf eine Trommel, um die Spannung des Trommelfells zu prüfen. Schließlich ritten sie in den Hof ein und folgten einem Nebenpfad in den Garten. Dort luden sie vorsichtig ihre Instrumente ab und stellten sie auf den Boden, bevor sie erfreut nach dem tibetischen Bier griffen, das reichlich vorhanden

war. Das Bier sollte sie einstimmen – und in die richtige, heitere Laune versetzen, um fröhliche Musik zu spielen, statt der sonst eher düsteren klassischen Stücke.

Es blieb jedoch keine Zeit, sich weiter mit den Musikern zu beschäftigen, denn die ersten Gäste trafen ein – und sie kamen in Scharen. Es schien, als strömte ganz Lhasa zum Lhalu-Anwesen. Bald darauf folgte ein kleines Heer von schwer bewaffneten Männern auf Pferden. Fast wirkte es wie eine einfallende britische Armee, doch die Bewaffnung war lediglich, weil die Zeremonie und das Protokoll es so verlangte. Die Männer ritten außen, und zwischen den Reihen fanden die Frauen Platz, wo sie vor jedem fiktiven Angriff sicher sein sollten. Die bewaffneten Gefolgsleute trugen Speere und Lanzen, verziert mit bunten Fahnen und Fähnchen. Hier und da, wenn auch ein Mönch dabei war, flatterten an seinem Stab Gebetsfahnen im Wind.

Im Hof selbst standen zwei Reihen von Bediensteten bereit: auf der einen Seite angeführt vom Hausverwalter, auf der anderen vom Oberpriester des Haushalts. Es herrschte ein großes Getue mit Verbeugungen und dem Erwidern der Verbeugungen und dem erneuten Verbeugen, während die Gäste hereingebeten wurden. Jedem Gast wurde vom Pferd geholfen, so als wären sie alle – wie der Erbe des Hauses dachte – völlig unselbständige Puppen. Ihre Pferde wurden anschließend weggeführt und ausreichend gefüttert. Dann wurden die Gäste je nach Rang entweder in den Garten geleitet und sich selbst überlassen oder ins Haus begleitet, wo sie bei diesem oder jenem Gegenstand überrascht aufkreischten – bei Gegenständen, die gezielt dort hingelegt wurden, um bei den Gästen Eindruck zu machen! Natürlich wurden in Tibet auch Schärpen überreicht und entgegengenommen, und es entstand einiges durcheinander, als die ankommenden Gäste ihre Schärpen überreichten und daraufhin neue Schärpen zurückerhielten. Peinliche Momente entstanden, wenn ein zerstreuter Bediensteter dem Gast versehentlich dieselbe Schärpe zurückgab, die dieser ihm gerade überreicht hatte. Solche Missverständnisse wurden dann meist mit einem betretenen Lächeln

und einer gemurmelten Entschuldigung geklärt, und die Ordnung war schnell wiederhergestellt.

Fürstin Rampa war rot im Gesicht und schwitzte. Panik stieg in ihr auf: Was, wenn der alte Astrologe – der höchste Astrologe Tibets – gestorben war? Oder in den Fluss gefallen? Vielleicht hatte ihn ein Pferd getreten, oder ihm war ein anderes Unglück widerfahren, denn von ihm fehlte jede Spur, und die ganze Feierlichkeit drehte sich schließlich nur um die Horoskopdeutung für die Zukunft des Erben des Hauses. Ohne den Oberastrologen konnte die Zeremonie nicht beginnen.

Ein Bediensteter wurde sofort losgeschickt, um auf den höchsten Punkt des Hauses zu steigen und zum Potala hinüberzuschauen, um nach Anzeichen für eine sich nähernde Reitergruppe Ausschau zu halten – das Zeichen, das die bevorstehende Ankunft des Astrologen ankündigen würde. Der Bedienstete eilte davon und war bald darauf auf dem Dach zu sehen, wo er mit den Armen gestikulierte und in seiner Aufregung einen kleinen Tanz aufführte.

Die Fürstin war wütend und vollkommen frustriert – sie konnte nicht erkennen, was der Bedienstete ihr mitteilen wollte; es sah eher aus, als sei er betrunken. Also schickte sie eilig einen weiteren Bediensteten hinauf, um herauszufinden, was los war. Bald fanden sich die zwei Bediensteten zusammen ein und erklärten, dass die Reitergruppe des Astrologen gerade die Kyi-Chu-Ebene überquerte. Das war das Signal für noch mehr Eifer. Fürstin Rampa beeilte sich, alle Gäste in den Garten zu führen, und bat alle, ihre Plätze einzunehmen, da der große Oberastrologe jeden Augenblick eintreffen würde. Die musizierenden Mönche richteten sich auf, begannen zu spielen und ließen die Luft mit ihrer Begeisterung für den gesamten Anlass vibrieren und erzittern.

Die Gartenlandschaft des Lhalu-Anwesens war weitläufig und äußerst gepflegt. Hier wuchsen Bäume aus ganz Tibet, einige sogar aus Indien, Bhutan und Sikkim. Auch Sträucher mit exotischen Blüten waren in Hülle und Fülle vorhanden – eine wahre Augenweide. Doch jetzt war das

Prunkstück, dieser wunderschöne Garten, voller neugieriger Gäste: Leute, die sich keinerlei Gedanken über Gartenpflege machten und nur der «Exklusivität» wegen dort waren. Fürst Rampa streifte untröstlich umher, kaute frustriert auf seinen Fingerknöcheln herum und versuchte dabei, freundlich zu lächeln, wenn er meinte, es sei angebracht. Fürstin Rampa schien sich vor lauter Herumrennerei förmlich selbst zu verkürzen. Sie war im Dauereinsatz: Sie versuchte, dafür zu sorgen, dass der Fürst Rampa nicht zu streng wirkte, behielt den Erben des Anwesens im Auge, überprüfte die Arbeit der Bediensteten und musste gleichzeitig die Ankunft des Oberastrologen im Blick behalten.

Das Klappern von Pferdehufen war zu hören. Der Hausverwalter eilte zum Haupttor, das hinter ihm sorgfältig geschlossen wurde. Er stand bereit, um genau im richtigen Moment den Befehl zu geben, es öffnen zu lassen, um den größtmöglichen Eindruck zu erzielen.

Die Gäste hatten das Pferdegetrappel gehört und strömten nun aus dem Garten in einen großen Raum, der eigens für diesen Anlass in einen Speisesaal umgewandelt worden war. Dort erwarteten sie gebutterter Tee und natürlich Delikatessen aus Indien: sehr süße, klebrige Kekse, die so wunderbar an den Fingern haften blieben, dass sie die Gäste davon abhielten, allzu viele davon zu nehmen!

Ein sehr tief klingender Gong ertönte, dessen Schall rund um das ganze Gebäude herum widerhallte und immer wieder widerhallte. Dieser mächtige Gong, etwa eineinhalb Meter groß, wurde nur bei den feierlichsten Anlässen genutzt. Nun stand, etwas erhöht, ein Bediensteter neben dem Gong und versetzte ihm einen besonderen Schlag, den er tagelang an einem kleineren Gong geübt hatte.

Der Gong ertönte, das Tor schwang auf, und in den Hof ritt eine Gruppe junger Mönche, gefolgt von Lamas und dem Oberastrologen. Er war ein alter Mann, runzelig, klein und etwa achtzig Jahre alt. Dicht hinter ihm, beinahe an seinen Fersen, ritten zwei Lamas, deren einzige Aufgabe darin

bestand, sicherzustellen, dass der betagte Mann nicht vom Pferd fiel und unter die Hufe geriet.

Die Pferde blieben stehen, sie wussten genau, dass sie das Ziel der Reise erreicht hatten und nun gut gefüttert würden. Die beiden begleitenden Lamas sprangen von ihren Pferden und hoben den alten Astrologen vorsichtig vom Pferd. Dann trat Fürst Rampa vor, und es folgte der übliche Austausch der Schärpen, die Verbeugungen und die Erwiderung der Verbeugungen. Anschließend betraten der Oberastrologe und Fürst Rampa den großen Raum, wo sich die ganze versammelte Gesellschaft vor dem Oberastrologen verbeugte.

Einige Augenblicke herrschte eine gewisse Verwirrung und Unruhe. Dann trank der Oberastrologe höflich vom angebotenen gebutterten Tee und deutete auf die beiden Lamas, die das umfangreiche Horoskop und die Schriftstücke bei sich trugen.

Der tief klingende Gong ertönte erneut. «Boom, boom, boom – boom.» Das hintere Ende des großen Raumes wurde geöffnet, und der Oberastrologe und seine beiden begleitenden Lamas schritten darauf zu, traten durch die Tür in den Garten hinaus und weiter auf ein großes Zelt zu, das eigens aus Indien ins Land geholt und nun auf dem Lhalu-Anwesen aufgebaut worden war. Eine Seite des Zeltes war offen, damit möglichst viele Gäste das Geschehen verfolgen konnten. Im Inneren des Zeltes war ein erhöhtes Podium errichtet worden, das an drei Seiten mit Geländern versehen war, und nahe der Vorderseite befanden sich vier Sitzplätze.

Der Oberastrologe und seine beiden begleitenden Lamas näherten sich dem Podium. Vier Bedienstete mit Fackeln traten hinzu und brachten zum Ausdruck, dass diese Männer verstanden haben, dass hier in diesem Zelt die Flammen des Wissens brannten.

Als nächstes erschienen vier Trompeter und bliesen eine Fanfare, um die Aufmerksamkeit auf Fürst und Fürstin Rampa zu lenken, da ihr Sohn, der Erbe des Lhalu-Anwesens, der Grund für den ganzen «Rummel» war, wie

ein Gast bemerkte. Langsam stiegen der Fürst und die Fürstin auf das Podium und stellten sich hinter die vier Sitzplätze.

Aus der anderen Richtung, begleitet von ihrem eigenen Gefolge, erschienen zwei sehr, sehr alte Männer aus dem Lamakloster des Staatsorakels. Diese zwei alten Männer aus dem Lamakloster Nechung waren nach dem Oberastrologen die erfahrensten Astrologen im Lande. Sie unterstützten den Oberastrologen, und als seine engsten Amtskollegen hatten sie sämtliche Berechnungen, Zahlen und Horoskop-Grafiken geprüft. Jedes einzelne Blatt des Horoskops trug das Siegel ihrer Zustimmung.

Der Oberastrologe stand. Die anderen saßen. Plötzlich verstummte die versammelte Gesellschaft. Der Oberastrologe blickte über die Menschenmenge hinweg und baute Spannung auf, indem er einige Augenblicke in Schweigen verharrte. Dann traten auf sein Zeichen die beiden Lamas nach vorne und stellten sich zu beiden Seiten von ihm auf. Der Lama zu seiner Rechten hielt das Buch mit den Blättern des Horoskops, während der Lama zu seiner Linken vorsichtig den hölzernen Deckel entfernte, der die Blätter bedeckte. Dann begann der Oberastrologe mit seinen Ausführungen.

Die Gäste mussten sich beim Zuhören sehr anstrengen, denn aufgrund seines hohen Alters hatte der Astrologe eine sehr dünne, hohe Stimme, die für die Zuhörer in den hinteren Reihen kaum hörbar war und sich mit dem Vogelgezwitscher in den Baumwipfeln vermischte.

Seine Einleitungsrede begann er mit den üblichen Worten bei solchen Anlässen: «Götter, Teufel und Menschen verhalten sich alle auf die gleiche Weise», sagte er. «Auf diese Weise kann die wahrscheinliche Zukunft vorhergesagt werden. Aber die Zukunft ist nicht festgeschrieben. Die Zukunft kann innerhalb gewisser Grenzen verändert werden. Daher können wir nur Wahrscheinlichkeiten vorhersagen, und nachdem wir die Wahrscheinlichkeit, das Gute und das Böse, vorhergesagt haben, müssen wir alles Weitere denen überlassen, deren Horoskop wir gerade verlesen.»

Er hielt inne, schaute sich um, und der Lama zu seiner Linken entfernte das oberste Blatt, sodass das nächste sichtbar wurde. Der Astrologe atmete

tief ein und sprach weiter: «Vor mir liegt das außergewöhnlichste Horoskop, das wir drei jemals berechnet haben.»

Er wandte sich um und verneigte sich leicht in Richtung seiner Amtskollegen. Dann räusperte er sich und fuhr fort: «Dies ist das Horoskop eines jungen, erst sechs Jahre alten Knaben. Es ist das schwierigste Horoskop und das härteste Leben, dem wir je begegnet sind.»

Fürst und Fürstin Rampa bewegten sich unruhig. Die ganze Angelegenheit schien sich nicht in ihrem Sinne zu entwickeln, und sie waren alles andere als glücklich. Doch ihrem gesellschaftlichen Stand entsprechend bewahrten sie eine unerschütterliche Haltung. Hinter ihnen fühlte sich der Grund für all das, der Erbe des Anwesens, Lobsang Rampa, ausgesprochen verdrießlich. Was sollte diese ganze Zeitverschwendung? Wie viele Reisende mochten inzwischen den Fluss überquert haben? Was machte der Fährmann gerade? Ging es den Katzen gut? Er fühlte sich wie eine ausgestopfte Puppe, die reglos dastehen musste, während drei uralte, beinahe versteinert wirkende Männer über sein Leben bestimmten und entschieden, was er mit seinem Leben anzufangen hatte. Sicherlich, dachte er, hätte er wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden, was er tun möchte. Immer wieder hatte man ihm gesagt, wie großartig es doch sei, Erbe eines solch immensen Anwesens zu sein und welche Ehre er dadurch seinen Eltern bringen könnte. Jetzt aber wünschte er sich nichts mehr, als Fährmann zu sein oder irgendwo auf Katzen aufzupassen. Aber eines stand fest, er wollte sicher nicht arbeiten.

Unter der Zuhörerschaft herrschte völlige Stille; alle waren ergriffen. Doch der Astrologe sprach unbeirrt weiter: «Dieser Junge muss dem Medizin-Lamakloster Chakpori beitreten. Er muss Bußübungen und Gehorsam ableisten, bevor ihm der Eintritt erlaubt wird. Nach seinem Eintritt muss er als der Niedrigste der Niedrigen beginnen und sich hocharbeiten. Er muss die gesamte medizinische Kunst Tibets studieren. Für eine gewisse Zeit wird er auch das verrichten, was man kaum auszusprechen wagt: Er wird bei den Leichenzerlegern arbeiten und Leichname öffnen, um den Aufbau des menschlichen Körpers kennenzulernen. Nach dieser Tätigkeit wird er ins

Chakpori zurückkehren und sein Studium fortsetzen. Er wird in die tiefsten Geheimnisse unseres Landes, unseres Glaubens und unserer Wissenschaft eingeweiht werden.»

Der alte Mann streckte die Hand aus, und ein Bediensteter reichte ihm rasch einen kleinen Silberbecher, aus dem er nach einem kurzem Blick trank. Der Bedienstete nahm den Becher vorsichtig zurück und füllte ihn erneut auf, um ihn für die nächste Aufforderung bereitzuhalten.

Der Astrologe sprach weiter: «Dann wird die Zeit kommen, in der er unser Land verlassen muss. Er wird nach China reisen, um dort Medizin nach westlicher Methode zu studieren. Eine solche Medizinschule befindet sich in Chungking. An dieser Schule wird er einen neuen Namen annehmen, damit niemand erfährt, dass der Erbe des Lhalu-Anwesens sich mit Leichen beschäftigt hat. Später wird er etwas lernen, das für uns heute völlig unbegreiflich ist – etwas, das es noch gar nicht gibt und erst erfunden werden muss. Nach unserer Einschätzung scheint es jedoch mit dem Fliegen zu tun zu haben, doch es ist nicht die Levitation, die einige von uns hier in Lhasa praktizieren können. Bei diesem Aspekt muss ich vage bleiben, denn uns Dreien ist dies höchst rätselhaft. Der Junge, der bis dahin ein junger Mann sein wird, muss es selbst herausfinden. Er wird auf irgendeine Weise fliegen. Unserer Ansicht nach wird es so etwas wie ein Flugdrachen sein, mit dem wir vertraut sind, doch dieser besondere Flugdrachen ist nicht durch eine Leine mit dem Boden verbunden, sondern wird von den Menschen kontrolliert, die damit fliegen.»

Ein anhaltendes Gemurmel und eindringliches Flüstern erfüllten die Reihen der versammelten Gäste. Wunder über Wunder – noch nie hatte man von solchen Dingen gehört. Für einen Moment war das unruhige Scharren von Füßen zu hören. Dann nahm der Astrologe einen weiteren Schluck von seinem Getränk und wandte sich den immer weniger werdenden Blättern zu.

«Er wird unermessliches Leid und große Mühsal erfahren. Er wird in einen Krieg gegen böse Mächte geraten. Er wird einige Jahre eingesperrt sein

und dabei Leiden in einem Ausmaß ertragen müssen, wie es nur wenige erdulden mussten. Der Zweck dessen wird sein, ihn zu läutern, die letzten Reste sinnlicher Anhaftungen aufzulösen und seine Verstandeskraft zu stärken, um zu bestehen. Später, nach einer ungeheuren Explosion, die ein ganzes Land oder vielleicht die Welt ins Chaos stürzen wird, wird er seinen Schergen entkommen. Er wird mit Mitteln, die wir nicht genau bestimmen können, durch einen riesigen Kontinent reisen, und am Ende dieser Reise wird er erneut ungerechtfertigt eingesperrt werden. Das Leid wird ihn dort nicht minder hart treffen wie in der Gefangenschaft davor. Schließlich wird er mit Hilfe unbekannter Menschen freigelassen und aus diesem großen Kontinent ausgewiesen werden. Er wird durch viele Länder reisen und vielen Menschen begegnen, viele Kulturen sehen und vieles lernen. Am Ende wird er in ein Land einwandern, wo man ihn aufgrund seiner Andersartigkeit erneut nicht willkommen heißen wird. Zudem wird das Leiden ihn so sehr verändert haben, dass er nicht mehr wie einer von uns wirkt, sondern anders ist. Und wenn Menschen etwas Fremdem begegnen, fürchten sie es, und was sie fürchten, hassen sie – und versuchen es zu zerstören.»

Der alte Mann wirkte müde. Schließlich trat der dienstälteste Bedienstete vor, sprach leise mit dem Astrologen und verkündete dann: «Wir werden eine kurze Pause einlegen, damit unser Oberastrologe sich für die zweite Hälfte der Horoskopdeutung etwas erholen kann. Ich bitte Sie daher, einen Moment innezuhalten und über das bisher Gesagte nachzudenken, um das, was noch folgen wird, besser aufnehmen zu können.»

Der Oberastrologe setzte sich. Erfrischungen wurden ihm gereicht, und während er die Menschenmenge beobachtete, dachte er an seine Jugend. Er erinnerte sich an die Nächte, in denen er in die höchsten Berge gestiegen war, nur um die Sterne am Himmel über ihm zu betrachten. Stundenlang dachte er über ihre Bedeutung nach und fragte sich, ob sie Einfluss auf die Menschen hatten. Er beschloss, dies herauszufinden. Durch verschiedene Umstände und vermutlich, weil es sein Schicksal war, fand er schließlich seinen Weg ins Lamakloster des Staatsorakels. Dort erkannte man schnell, dass

er außergewöhnliche und unübertroffene Fähigkeiten in der Astrologie besaß – einer Astrologie, die der westlichen Welt weit überlegen war: umfassender, präziser und mit mehr Variablen, die eine tiefere Dimension der Vorhersagen ermöglichten. Der junge Mann, der dazu bestimmt war, der Oberastrologe ganz Tibets zu werden, machte rasch Fortschritte, indem er lernte, lernte und lernte. Er beschaffte sich alte Texte aus Indien und China und erneuerte die Wissenschaft der tibetischen Astrologie beinahe vollständig. Und während seine Fähigkeiten zunahmen, wuchs auch seine Berühmtheit, sodass er von allen hochrangigen Persönlichkeiten der bedeutendsten Häuser Lhasas und später auch anderer Städte Tibets um Rat gebeten wurde. Bald wurde er angefragt, Vorhersagen für die Regierung und den Dalai Lama persönlich zu machen. Er war immer absolut ehrlich. Wenn er etwas nicht wusste, sagte er dies stets klar. Er hatte die britische Invasion vorhergesagt, den Gang des Großen Dreizehnten in ein anderes Land und seine sichere Rückkehr. Er sagte voraus, dass es nach dem Ableben, nach dem Übergang des Großen Dreizehnten keinen echten Dalai Lama mehr geben würde. Es würde zwar noch einen weiteren geben, doch dieser würde aus politischer Notwendigkeit gewählt werden, um die territorialen Interessen Chinas zu beschwichtigen. Er hatte auch vorausgesagt, dass in etwa sechzig Jahren das Ende Tibets, so wie wir es damals kannten, kommen würde. Eine völlig neue Ordnung würde in Kraft treten, die großes Leid und extreme Not mit sich bringen würde, aber – bei richtiger Handhabung – letztlich dazu beitragen könnte, ein überholtes System hinwegzufegen und nach etwa hundert Jahren Tibet Nutzen zu bringen.

Der Oberastrologe trank seinen gebutterten Tee und betrachtete die Menschen vor sich. Er beobachtete, wie einige der jungen Männer den jungen Frauen Blicke zuwarfen und wie die Frauen schüchtern und zugleich einladend zurückblickten. Dabei gingen ihm die langen Jahre als Mönch im Zölibat durch den Kopf – beinahe achtzig Jahre lang – und er dachte daran, dass er praktisch kaum den Unterschied zwischen Mann und Frau kannte. Sein Wissen beschränkte sich auf die Sterne, deren Einfluss und darauf, wie

Männer und Frauen davon beeinflusst wurden. Er schaute auf die hübschen jungen Frauen und fragte sich, ob es für Mönche überhaupt richtig sei, zölibatär zu leben. Ohne Zweifel, so dachte er, sollten die Menschen aus zwei Teilen bestehen – dem männlichen und dem weiblichen Prinzip – und solange die zwei Teile nicht vereint sind, könne der Mensch keine Vollständigkeit erlangen. Er dachte an all die Geschichten, die er gehört hatte – davon, dass Frauen immer arroganter würden und zunehmend versuchten zu dominieren. Sein Blick wanderte zu einigen der älteren Frauen mit ihren strengen Gesichtern, und er bemerkte ihre gebieterische Haltung. Da kam ihm der Gedanke, dass die Zeit vielleicht noch nicht reif sei für die Vereinigung von Mann und Frau zu einer Ganzheit, zu einem vollkommenen Wesen. Doch diese Zeit würde kommen, wenn auch erst am Ende dieser Existenzrunde. Mit diesen Gedanken reichte er seinen Becher einem Bediensteten und deutete ihm an, dass er bereit war, fortzufahren.

Wieder verstummten die Versammelten und die Leute schauten zum Podium. Und nachdem man dem alten Mann auf die Beine geholfen hatte, wurde das Buch wieder vor ihn hingehalten. Er schaute sich einmal mehr um und begann: «Einige der Erfahrungen, die dem Horoskopeigner widerfahren werden, liegen so weit von unseren eigenen Erfahrungen entfernt, dass sie weder genau noch in einer sinnvollen Form vorhergesagt werden können. Fest steht jedoch, dass diese Person eine äußerst bedeutende Aufgabe zu erfüllen hat – eine Aufgabe von größter Wichtigkeit, die nicht nur Tibet, sondern die gesamte Menschheit betrifft. Es ist allgemein bekannt, dass es böse Kräfte gibt, sehr böse Kräfte sogar, die alles daransetzen werden, um das, was er vollbringen muss, zu verhindern. Er wird auf Hass und auf jede Form von Leid stoßen. Er wird erfahren, was es heißt, sich an der Schwelle des Todes zu befinden, und er muss sich der schweren Prüfung der Transmigration stellen und einen anderen Körper übernehmen. Aber selbst dann, in diesem neuen Körper, werden wieder andere Probleme auftauchen; seine eigenen Landsleute werden sich von ihm distanzieren – und das aufgrund politischer Interessen, wie ich es bereits gesagt habe. Es wird

als Vorteil eines ganzen Volkes erachtet werden, wenn er nicht anerkannt wird, und wenn er von denen, die ihn unterstützen sollten und könnten, nicht unterstützt wird. Und ich wiederhole noch einmal, dass dies nur Wahrscheinlichkeiten sind, denn es wäre durchaus möglich, dass ihn unsere eigenen Landsleute unterstützen und ihm zur Möglichkeit verhelfen könnten, vor den Nationen der Welt zu sprechen – damit erstens, Tibet vielleicht gerettet werden könnte, und zweitens, damit diese große Aufgabe, deren genaue Natur unausgesprochen bleiben muss, möglicherweise schneller erfüllt werden kann. Doch schwache Menschen mit begrenzter und nur vorübergehender Macht werden wohl nicht stark genug sein, ihn zu unterstützen. Und so wird er allein gegen die Kräfte des Bösen und der Gleichgültigkeit jener Menschen antreten müssen, denen er zu helfen versucht.»

Der alte Mann schaute sich um gab dem Begleitlama auf der linken Seite ein Zeichen, das nächste Blatt abzuheben. Dem Begleitlama stieg bei dieser Ermahnung eine leichte Röte ins Gesicht, und er tat rasch, was von ihm verlangt wurde. Der Astrologe fuhr fort: «Es gibt bestimmte Organisationen oder Einrichtungen, die den Menschen jenseits unserer Landesgrenze Nachrichten bekannt geben. Ihnen mangelt es an spiritueller Größe, um die Aufgabe zu verstehen, die erfüllt werden muss, und ihre sensationslüsterne Hetze wird die zu erfüllende Aufgabe ungemein erschweren. Ebenso wird ein kleiner Kreis von Menschen, erfüllt von abgrundtiefem Hass, alles daransetzen, dem Horoskopeigner zu schaden und ihm jegliches Leid zuzufügen.»

Der alte Mann hielt inne, und behielt seine Hand auf dem letzten Blatt, ein Zeichen dafür, dass er das Ende des Buches erreicht hatte. Darauf wandte er sich an die versammelten Gäste: «Nach meinen langjährigen Erfahrungen möchte ich Ihnen noch Folgendes sagen: Egal, wie erbittert der Kampf oder wie tief das Leid auch sein mag – die Aufgabe ist es wert. Die einzige Schlacht, die zählt, ist die letzte Schlacht. Es spielt keine Rolle, wer gewinnt oder wer verliert, die Kriege werden weitergehen, bis diese letzte

Schlacht geschlagen ist. Und am Ende werden die Mächte des Guten triumphieren, und das, was getan werden muss, wird vollbracht.»

Er verbeugte sich dreimal vor den Anwesenden und dann dreimal vor dem Fürsten und der Fürstin Rampa. Anschließend setzte er sich, um seine Beine auszuruhen, die unter dem Gewicht seiner Jahre zitterten.

Das Publikum begann miteinander zu flüstern und löste sich rasch auf, um im Garten nach Unterhaltung zu suchen. Unterhaltung gab es reichlich: Musik, Akrobaten, Jongleure und natürlich Speisen und Getränke aller Art. Nachdem der Astrologe und seine beiden Begleiter sich eine Weile ausgeruht hatten, standen sie auf und begaben sich in das große Anwesen, wo sie den Eltern von Lobsang Rampa noch mehr zu sagen hatten. Auch Lobsang selbst hatten sie noch mehr zu sagen, und zwar unter vier Augen, allein mit ihm.

Bald brach der Oberastrologe auf und machte sich auf den Rückweg zum Potala, und seine zwei Amtskollegen reisten ebenfalls ab und machten sich auf den Weg zurück ins Staatsorakel-Lamakloster.

Der Tag verging, und die Dämmerung brach herein. Mit dem Einbruch der Abenddämmerung verließen die versammelten Gäste das Anwesen durch das große Tor und machten sich auf den Heimweg, um noch rechtzeitig zuhause anzukommen, bevor die Nacht und ihre Gefahren über sie hereinbrachen.

Die Dunkelheit senkte sich herab, und draußen auf der Straße hinter dem großen Tor stand ein einsamer, kleiner Junge und schaute den letzten Gästen hinterher, die in ausgelassener Stimmung den Heimweg antraten. Mit gefalteten Händen stand er da und dachte an das vorausgesagte Elend, an die Schrecken des Krieges, die er nicht fassen konnte, und an die unsinnige Verfolgung, die ihm noch bevorstand. Er stand da, allein, allein auf der ganzen Welt, und niemand sonst hatte solche Probleme. Er stand da, während die Nacht immer dunkler wurde, und niemand kam, um ihn zu suchen und ihn zurückzubringen. Schließlich, als der Mond über ihm stand, legte er sich an den Straßenrand – das Tor war ohnehin geschlossen – und nach wenigen

Minuten hörte er ein Schnurren neben seinem Kopf, als sich eine große Katze neben ihn legte. Der Junge schlang die Arme um die Katze, und sie schnurrte noch lauter. Bald schlief der Junge unruhig ein, aber die Katze blieb wachsam, beobachtete und wachte über ihn.

So endet das erste Buch, das Buch:
Wie es am Anfang war.

BUCH ZWEI

Die erste Epoche

Kapitel 4

«Oh, Lobsang, Lobsang», zeterte die Mutter, und ihr Gesicht war vor Ärger ganz bleich. «Du hast große Schande über uns gebracht. Ich schäme mich für dich. Dein Vater schämt sich auch für dich. Er ist so verärgert über dich, dass er ins Verwaltungsamt gegangen ist und den ganzen Tag dort bleibt. Das hat meine ganzen Pläne umgestoßen, und alles nur wegen dir, Lobsang!» Mit diesen Worten drehte sie sich abrupt um und eilte davon, als ob sie meinen Anblick nicht länger ertragen könnte.

Sie schämten sich für mich? Warum nur? Warum sollten sie sich für mich schämen? Ich wollte doch gar kein Mönch sein. Ich wollte doch all diese schrecklichen Dinge nicht, die mir vorhergesagt wurden. Jeder mit einem Funken Verstand wüsste das. Die Vorhersagen von gestern hatten mir Angst gemacht. Es war, als hätten die Eisteufel mit ihren Fingern meiner Wirbelsäule entlanggekratzt. Und nun schämten sie sich für mich – aber wofür?

Der alte Tzu tauchte in Sichtweite auf, fast wie ein Berg in Bewegung, so groß war er. Er sah mich an und sagte: «Nun, junger Mann, du wirst ein hartes Leben haben, nicht wahr? Aber ich glaube, du wirst es schaffen. Wenn du die ganzen Belastungen und Verfolgungen nicht aushalten könntest, hätte man dich nicht für diese Aufgabe ausgewählt. Ein Handwerker wählt sein Werkzeug nach der Arbeit, die er verrichten muss. Vielleicht, wer weiß, hat der Handwerker, der dich als Werkzeug gewählt hat, eine bessere Wahl getroffen, als er selbst ahnte.»

Ich schaute den alten Tzu etwas aufgemunterter an – aber nur etwas. Dann fragte ich: «Aber, Tzu, wie habe ich denn Schande über Mutter und Vater gebracht? Ich habe doch nichts getan. Ich will doch gar kein Mönch werden. Ich verstehe einfach nicht, was sie meinen. Jeder scheint heute voller Hass gegen mich zu sein. Meine Schwester will nicht mehr mit mir sprechen, meine Mutter verschmäht mich, und selbst mein Vater möchte nicht mehr mit mir unter einem Dach leben, und ich weiß nicht einmal warum.»

Der alte Tzu ließ sich mühsam auf den Boden nieder und setzte sich mit überkreuzten Beinen auf dem Boden. Seine Verletzungen, die ihm einst die Briten zugefügt hatten, machten ihm schwer zu schaffen. Besonders die Hüfte schmerzte ständig, seit er sich dort verletzt hatte. Doch trotz der Schmerzen saß er mit mir auf dem Boden und unterhielt sich mit mir.

«Deine Mutter», fing er an, «ist eine Frau mit großen gesellschaftlichen Ambitionen. Sie dachte, dass du, als Sohn eines Fürsten von Tibet, der später selbst ein Fürst sein würde, in eine große Stadt nach Indien gehen und dort weltliche Angelegenheiten studieren würdest. Deine Mutter hoffte, dass du gesellschaftlich ein Gewinn für sie sein würdest. Der Gedanke, dich in Indien oder vielleicht sogar in anderen Ländern besuchen zu können, war ihr sehnlichster Wunsch gewesen – und das schon seit Jahren, sogar schon vor deiner Geburt. Doch jetzt bist du für eine besondere Aufgabe auserkoren worden – aber das ist nicht das, was sie wollte, und auch nicht das, was dein Vater wollte. Beide hatten sich jemanden erhofft, der auf dem politischen Parkett glänzen würde, ein Mann von Welt, nicht ein Mönch, der sich sein ganzes Leben lang abmühen muss. Nicht ein Mann, der auf der Welt wie ein Ausgestoßener umherzieht und von seinen Mitmenschen geächtet wird, nur weil er die Wahrheit sagt. Nicht ein Mann, der von seinem Umfeld ausgeschlossen wird, weil er eine Aufgabe auszuführen versucht, an der andere gescheitert sind.» Der alte Tzu schnaubte hörbar.

All dies kam mir so seltsam vor, dass ich es kaum glauben konnte. Warum sollte ich für etwas bestraft und schikaniert werden, was ich nicht getan hatte und auch nicht tun wollte? Alles, was ich wollte, war, am Flussufer zu sitzen und den Fährmännern zuzusehen, wie sie ihre Yakhautboote über das Wasser schoben. Ich wollte einfach nur das Stelzenlaufen üben und meine Drachen steigen lassen. Aber jetzt wusste ich einfach nicht, was ich von alldem halten sollte. Ich verstand nicht, warum ausgerechnet ich es sein musste.

Die Tage vergingen nur allzu schnell, und schließlich musste ich, wie vorhergesagt, mein Zuhause verlassen und den Hügel zum Chakpori-

Lamakloster hinaufsteigen. Dort musste ich die Quälerei des Wartens ertragen und draußen warten, unter den neugierigen Blicken aller. Kleine Jungen umringten mich, während ich mit gekreuzten Beinen draußen im Staub vor den großen Toren saß. Die Tage waren endlos lang, doch ich hielt durch. Die Nächte waren unerträglich eintönig, aber auch sie überstand ich, bis diese schwere Prüfung schließlich ein Ende fand. Ich wurde in das Lamakloster aufgenommen – als der Niederste der Niederen, ein Neuling, Freiwild für alle, einer, auf dem herumgehackt und an dem man alle möglichen Streiche auslassen konnte. Der Niederste der Niederen eben.

Die Zeit kroch dahin, und ich hatte Heimweh. Ich vermisste mein Zuhause, ich vermisste Tzu und meine Schwester Yasodhara. Selbst meine Mutter, die mich nicht mehr liebte – na ja, ihr gegenüber empfand ich widersprüchliche Gefühle, doch offen gesagt, ich vermisste sie auch. Und noch offener gesagt: Ich fühlte mich schuldig. Wie hatte ich nur versagen können? Warum waren meine Eltern so enttäuscht von mir? Was konnte ich denn dafür, dass ein Astrologe vorausgesagt hatte, ich würde dieses erleiden oder jenes erdulden müssen? Das war ja nicht meine Wahl gewesen. Welcher vernünftige Mensch, dachte ich, würde sich denn freiwillig für eine solche Flut von Schwierigkeiten entscheiden, wie sie offenbar für mich vorgesehen waren?

Ich dachte an meinen Vater, als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, bevor ich mein Zuhause verließ. Er blickte mich mit versteinerter Mine an und sprach so schroff mit mir, als wäre ich ein Fremder, der kein Zuhause und auch keine Eltern mehr hatte. Er behandelte mich noch abweisender als einen Sträfling, der an der Gefängnistür um Nahrung bettelte. Er sagte mir, ich hätte mit einem solchen Karma Schande über die Familie gebracht – ein Karma, das mich dazu verdammte, ein Mönch, ein Lama, ein Wanderer zu werden, einer, den man verhöhnen und verspotten würde und dem niemand Glauben schenken wird.

Yasodhara – nun, ich wusste nicht so recht, wie ich ihr Verhalten deuten sollte. Sie hatte sich verändert. Wir hatten immer wie normale Geschwister

miteinander gespielt und uns auch gut verstanden, so wie Geschwister eben. Doch jetzt blickte sie mich so eigenartig an, als wäre ich ein streunender Hund, der ins Haus geschlichen war und ein unerwünschtes Geschenk in einer Ecke hinterlassen hatte. Auch die Bediensteten brachten mir nicht länger den Respekt entgegen, der dem Erben des Lhalu-Anwesens zustand. Für sie war ich nur noch jemand, der sich ein paar Tage bis zu seinem siebten Geburtstag an diesem Ort aufhielt. Und dann, an meinem siebten Geburtstag zog ich dann allein los, ohne dass mir jemand Lebewohl gesagt hatte, und machte mich auf den langen und einsamen Weg – einen Weg, den ich nicht einmal meinem schlimmsten Feind wünschen würde.

Im Chakpori-Lamakloster lag ständig der Duft getrockneter Kräuter in der Luft, und ständig zischte der Kräutertee. Hier wurde sehr viel Zeit der Zubereitung von Kräutermischungen gewidmet, ein wenig weniger hingegen den religiösen Disziplinen. Aber wir hatten sehr gute Lehrer – allesamt ältere Männer, von denen einige sogar in Indien gewesen waren. Ich erinnere mich an einen älteren Mönch, oder sollte ich Lama sagen, der uns unterrichtete und dann das Thema Transmigration ansprach.

«In den Tagen vor langer, langer Zeit», begann er, «eigentlich lange, lange vor der aufgezeichneten Geschichte, lebten Riesen auf der Erde. Sie waren die ‹Gärtner der Erde›, diejenigen, die hierher kamen, um die Entwicklung des Lebens auf diesem Planeten zu überwachen, denn wir sind nicht die erste Existenzrunde hier. Aber wie Gärtner nun mal so sind, die ein Stück Land roden, entfernten sie zuvor alles Leben, bevor sie die menschliche Rasse hier zurückließen, damit wir unseren eigenen Weg finden und für unsere eigene Entwicklung sorgen konnten.»

Er unterbrach kurz und schaute sich um, um zu sehen, ob seine Schüler überhaupt Interesse an seinem Thema hatten. Zu seiner Freude stellte er fest, dass die Klasse seinen Ausführungen tatsächlich großes Interesse entgegenbrachte.

«Die Rasse der Riesen», fuhr er fort, «war nicht für das Leben auf der Erde geschaffen, und so schrumpften die Riesen durch magische Mittel, bis

sie die gleiche Größe wie die Menschen hatten. Auf diese Weise konnten sie sich unter die Menschen mischen, ohne sofort als Gärtner erkannt zu werden. Oft war es jedoch notwendig, dass ein Obergärtner der ursprünglichen Art hierherkommen musste, um besondere Aufgaben zu erfüllen, und dafür brauchte er einen passenden Körper. Doch es hätte viel zu lange gedauert, auf die Geburt eines Jungen zu warten und darauf, dass er die Säuglingszeit, Kindheit und Jugendjahre durchlief. Deshalb entwickelten die Wissenschaftler der Gärtner ein anderes Verfahren: Sie zogen Leihkörper heran und sorgten dafür, dass diese Körper mit den Geistwesen übereinstimmten, die sie später einmal übernehmen würden.»

Ein Junge, der in der vordersten Reihe saß, meldete sich plötzlich: «Wie kann denn ein Geistwesen den Körper eines anderen Menschen übernehmen?»

Der Lama-Lehrer lächelte ihn an und sagte: «Das wollte ich euch gerade erklären. Die Gärtner der Erde gestatteten bestimmten Männern und Frauen, Kinder zu zeugen, und nach der Geburt wurde das Heranwachsen von jedem Kind während der ersten fünfzehn, zwanzig oder dreißig Jahre seines Lebens sorgfältig überwacht. Dann kam der Zeitpunkt, an dem ein sehr hochstehender Gärtner innerhalb von nur wenigen Stunden auf die Erde kommen musste. In einem solchen Fall versetzten die Helfer den vorbereiteten Körper in Trance, in eine Stasis – oder, wenn ihr so wollt, in einen Zustand des Scheintodes. Die Helfer aus der Astralwelt fanden sich ebenfalls beim lebenden Körper ein, zusammen mit dem Geistwesen, das auf die Erde kommen wollte. Mit ihrem Wissen konnten sie die Silberschnur des ursprünglichen Wesens trennen und stattdessen die Silberschnur des Geistwesens – des Gärtners der Erde, der auf die Erde kommen wollte – anfügen. Der Leihkörper wurde so zum Instrument des Gärtners der Erde, und der Astralkörper des ursprünglichen Wesens begab sich daraufhin in die Astralwelt, genau so, wie es bei einer verstorbenen Person der Fall wäre. Dieses Verfahren wird Transmigration genannt – die Seelenwanderung eines Geistwesens in den Körper eines anderen. Der übernommene Körper wurde als

Leihkörper bezeichnet, ein Begriff, der sich durch die gesamte Geschichte zieht. Vor allem in Ägypten wurde die Transmigration in großem Stil praktiziert und führte schließlich zu dem, was man heute Einbalsamierung nennt, denn in jenen Tagen in Ägypten wurde eine beträchtliche Anzahl von Körpern in einem Zustand des Scheintodes bereitgehalten. Sie lebten, waren jedoch unbeweglich – bereit zur Übernahme durch höhere Geistwesen, ähnlich wie wir Ponys bereithalten, auf die ein Mönch oder Lama steigt, um damit irgendwohin zu reiten.»

«Oh!», rief ein Junge aus. «Ich nehme an, dass die Freunde des Leihkörpers sicher sehr überrascht wären, wenn der Körper erwachte und derjenige, den sie als ihren Freund in der Vergangenheit gekannt hatten, plötzlich allumfassendes Wissen besäße. Du meine Güte! Ich möchte nie ein Leihkörper sein, es muss ein schreckliches Gefühl sein, wenn jemand anders meinen Körper übernähme.»

Der Lehrer lachte und sagte: «Das wäre zweifellos eine einzigartige Erfahrung. Aber tatsächlich gibt es immer noch Menschen, die das praktizieren. Es werden noch immer Körper vorbereitet und speziell für diesen Zweck herangezogen, damit bei Bedarf ein anderes Geistwesen einen neuen Körper übernehmen kann, wenn es denn für das Gute der Welt als Ganzes notwendig würde.»

Noch Tage danach debattierten die Jungen darüber, und wie Jungen nun mal sind, taten einige so, als würden sie eines Tages selbst einen Körper übernehmen. Aber für mich, der ich an diese schreckliche Vorhersage zurückdachte, war das kein Spaß. Es war für mich alles andere als lustig – nur schon der Gedanke daran bereitete mir Seelenqualen. Es war ein anhaltender Schock, der meinen ganzen Körper erfasste. Der Schreck saß so tief, dass ich manchmal befürchtete, ich würde verrückt werden.

Ein Lehrer war besonders fasziniert von meiner Liebe zu Katzen, und die Katzen liebten mich offenbar auch. Der Lehrer wusste sehr wohl, dass Katzen und ich uns telepathisch verständigen konnten. Eines Tages nach der Schule war er in ausgesprochen guter Laune. Er sah mich am Boden

liegen, umringt von vier oder fünf Tempelkatzen, die sich vereinzelt auf mir niedergelassen hatten. Lachend bat er mich, mit ihm in sein Zimmer zu kommen. Besorgt folgte ich ihm, denn in jenen Tagen bedeutete eine Einladung in die Unterkunft eines Lamas meist entweder einen Verweis für etwas, das man getan oder nicht getan hatte, oder eine Extraaufgabe, die erledigt werden musste. Also folgte ich ihm und hielt einen gebührenden Abstand. Als wir schließlich in seinen Räumlichkeiten ankamen, bat er mich, mich zu setzen. Glücklicherweise sprach er jedoch mit mir über Katzen.

«Katzen», sagte er, «sind heute kleine Geschöpfe und können nicht in der menschlichen Sprache sprechen, sondern nur durch Telepathie kommunizieren. Doch vor vielen, vielen Jahren, in einer früheren Existenzrunde, bevölkerten Katzen diese Erde in größerer Gestalt – fast so groß wie unsere Ponys. Sie konnten sich sprachlich verständigen und nutzten ihre Vorderpfoten, die damals als Hände bezeichnet wurden, um Dinge zu verrichten. Die Katzen beschäftigten sich mit Gartenbau und ernährten sich hauptsächlich vegetarisch. Sie lebten in Wäldern, und ihre Behausungen befanden sich in den großen Bäumen. Einige dieser Bäume waren ganz anders als die, die wir heute auf der Erde kennen. Manche hatten riesige Hohlräume wie Höhlen, und in diesen lebten die Katzen. Dort war es warm, und das lebendige Wesen des Baumes bot ihnen Schutz, sodass sie eine harmonische Gemeinschaft bildeten. Doch es darf keine Perfektion bei einer Spezies geben. Ohne einen gewissen Konkurrenzkampf, ohne ein wenig Unstimmigkeit, die antreibt und herausfordert, würden Lebewesen, die in solch vollkommenen Zuständen leben, letztlich degenerieren.»

Er schaute lächelnd auf die Katzen, die mir gefolgt waren und nun rund um mich saßen, und fuhr dann fort: «So erging es unseren Schwestern- und Brüderkatzen: Sie waren zu glücklich, zu zufrieden; ihnen fehlte jeglicher Ansporn, nichts trieb sie zu einer Höherentwicklung an. Sie machten sich um nichts Gedanken, außer daran, glücklich zu sein. Sie lebten wie jene bedauernswerten Menschen, die wir erst neulich gesehen haben, denen es an gesundem Menschenverstand fehlte und die einfach zufrieden waren, unter

den Bäumen zu liegen und den Tag so stehen zu lassen, wie er ist. Sie, die großen Katzen, entwickelten sich nicht weiter, blieben statisch, und aufgrund ihres statischen Zustands waren sie letztlich ein Fehlschlag. Und als solchen rotteten die Gärtner der Erde sie aus wie Unkraut und man ließ die Erde einige Zeit brachliegen. Und im Laufe der Zeit hatte die Erde erneut ein Reifestadium erreicht, dass sie erneut mit verschiedenen Arten von Lebewesen ausgestattet werden konnte. Aber der Fehler der Katzen jedoch war gewesen, dass sie nichts unternommen hatten – weder Gutes noch Schlechtes. Sie hatten einfach gelebt, und nur das war für sie von Bedeutung gewesen. Also wurden sie wieder auf die Erde gesandt, aber diesmal als kleine Geschöpfe, so wie jene, die wir hier sehen. Sie wurden hierher gesandt, um eine Lektion zu lernen. Sie wurden mit dem inneren Wissen entsandt, dass sie einst die vorherrschende Spezies gewesen waren – weshalb sie heute sehr zurückhaltend und vorsichtig darin sind, wem sie ihre Freundschaft schenken. Sie wurden hierher geschickt, um eine Aufgabe zu übernehmen, die Aufgabe, die Menschen zu beobachten und sowohl deren Fortschritt als auch deren Misserfolg zu melden, so dass die Katzen bei der nächsten Runde viele Informationen liefern würden. Katzen können überall hingehen, sie können alles sehen und hören, und da sie nicht lügen können, berichten sie alles haargenau so, wie es sich zugetragen hat.»

Ich erinnere mich noch gut daran, wie mir eine Zeit lang richtig bange war! Ich fragte mich, was die Katzen wohl über mich melden würden. Aber dann ließ ein alter Kater, ein Sieger vieler Kämpfe, ein wohliges «Rrrr» verlauten, sprang auf meine Schultern und schmiegte seinen Kopf gegen den meinen, und so wusste ich, dass alles in Ordnung war und sie nicht allzu Schlechtes über mich berichten würden.

Einige Zeit später lag ich auf dem Bauch auf meiner Wolldecke am Boden der Klosterkrankenstation, da ich mir am linken Oberschenkel eine schwere Brandverletzung zugezogen hatte. Die Narben sind geblieben und an den Folgen der Verbrennung leide ich noch heute. Ich lag auf dem Bauch, weil ich nicht auf dem Rücken liegen konnte, und dann kam ein allseits

beliebter Lama herein und sagte: «Später, Lobsang, wenn du wieder gesund und auf den Beinen bist, werde ich dich zu einem besonderen Ort in den Bergen führen. Dort werde ich dir etwas zeigen, denn die Erde hat schon viele Veränderungen durchgemacht. Sowohl das Land als auch die Meere haben sich verändert, und die Berge sind in die Höhe gestiegen. Ich werde dir Dinge zeigen, die in den letzten hundert Jahren nicht mehr als zehn Menschen in ganz Tibet gesehen haben. Also beeil dich und werde gesund. Beeil dich mit der Heilung. Etwas höchst Interessantes wartet auf dich.»

Und bereits einige Monate später führte mich mein Mentor, der Lama Mingyar Dondup, der mir mehr bedeutete als Mutter, Vater und Bruder zusammen, auf einem schmalen Pfad in die Berge. Er ritt einige Meter voraus auf einem kräftigen Pferd, während ich ihm auf einem Pony folgte, das mir ebenso misstraute wie ich ihm. Das Pony erkannte in mir einen schlechten Reiter, und ich wusste, dass es das genau wusste. Wir schlossen eine Art «Burgfrieden», wie ich es in späteren Jahren bezeichnete: Wenn du mir nichts tust, tue ich dir auch nichts. Wir mussten irgendwie miteinander auskommen. So ritten wir weiter, bis mein Mentor schließlich anhielt. Dankbar lehnte ich mich zur Seite und glitt vom Pony. Ich ließ die Zügel los, doch das Pferd und das Pony blieben brav an ihrem Platz – sie waren gut erzogen und liefen nicht weg.

Mein Mentor zündete ein Feuer an und wir setzten uns zu einem kargen Abendessen. Eine Zeitlang sprachen wir nur belanglos über die Wunder des Himmels, der sich über uns erstreckte. Wir befanden uns im Schatten der Berge, und dunkle, purpurne Flecken legten sich über das Lhasatal, während die Sonne hinter dem westlichen Gebirge versank. Schließlich war alles dunkel, abgesehen vom schwachen Schimmer der Butterlampen, die in den zahllosen Häusern und Lamaklöstern leuchteten, und der Pracht des Himmels, der seine glitzernden Lichtpunkte über uns aussandte.

Schließlich sagte mein Mentor: «Wir sollten jetzt schlafen, Lobsang. Heute Nacht wird keine Andacht stattfinden, die dich stören könnte, und morgen früh gibt es auch keine Morgenandacht, für die du extra aufwachen

müsstest. Schlaf gut, denn morgen werden wir Dinge sehen, die du nie für möglich gehalten hättest.»

Mit diesen Worten wickelte er sich in seine Wolldecke, drehte sich auf die Seite – und schlief ein, einfach so, im Handumdrehen. Ich lag noch eine Weile wach und versuchte, eine Mulde im Sand für meinen etwas zu stark hervorstehenden Hüftknochen zu scharren, drehte mich dann aber doch auf den Bauch, weil die Narben immer noch schmerzten. Irgendwann schlief auch ich schließlich ein.

Die Morgendämmerung war bereits angebrochen. Von unserer Höhe in den Bergen aus, war es faszinierend zu beobachten, wie die frühmorgentlichen Sonnenstrahlen horizontal über das Tal hinwegschossen und die Berggipfel am westlichen Horizont erleuchteten, die fast so wie goldene Feuerflammen aussahen. Eine Zeit lang sah es tatsächlich so aus, als stünde die gesamte Gebirgskette in Flammen. Wir standen da und betrachteten das beeindruckende Schauspiel, dann drehten wir uns gleichzeitig um und lächelten einander zu.

Nach einem kargen Frühstück – das Frühstück war für meinen Geschmack immer zu karg! – führten wir die Pferde zu einem kleinen Bergbach, damit sie trinken konnten. Danach versorgten wir sie mit reichlich Futter, das wir selbstverständlich mitgenommen hatten. Wir banden sie mit etwa zehn Metern Abstand voneinander an, sodass sie genügend Auslauf hatten, um umherstreifen zu können und das spärliche Gras zu fressen.

Der Lama Mingyar Dondup ging voraus und stieg einen pfadlosen Berghang hinauf. Bei einem riesigen Felsblock, der unverrückbar in der Felswand verankert zu sein schien, drehte er sich um und sagte: «Auf deiner Erkundungsreise wirst du viel sehen, das dir wie Magie erscheinen wird, Lobsang. Hier ist das erste Beispiel davon.»

Dann drehte er sich wieder um – und zu meinem entsetzten Erstaunen war er plötzlich verschwunden! Er verschwand einfach vor meinen Augen. Kurz darauf hörte ich seine Stimme von «irgendwoher», die mich aufforderte, vorwärtszugehen. Als ich das tat, bemerkte ich, dass die Felswand, die

zuvor mit Moos bewachsen zu sein schien, in Wirklichkeit fadenartige, herabhängende Flechten waren. Ich ging darauf zu, und der Lama hielt die Flechten zur Seite, damit ich eintreten konnte. Ich folgte ihm ehrfürchtig in den Durchgang und sah mich staunend um. Es schien ein breiter Tunnel zu sein, in den Licht von einer unbekannten Quelle fiel. Ich beeilte mich, seinen entschwindenden Schritten zu folgen und tadelte mich für mein Zögern, denn ich wusste nur zu gut, wenn ich nicht Schritt hielt, könnte ich in diesem Bergtunnel verloren gehen.

Eine Zeitlang gingen wir weiter, manchmal in völliger Dunkelheit, wo ich mit einer Hand die Wand an einer Seite leicht abtasten musste. Über mögliche Absenkungen oder niedrig hängende Felsen machte ich mir keine Sorgen, da mein Mentor deutlich größer war als ich – wenn für ihn genug Platz war, würde auch ich problemlos hindurchpassen.

Nach etwa einer halben Stunde Fußmarsch, mal in erdrückender, stickiger Luft, mal in erfrischender Bergbrise, erreichten wir einen Bereich, der beleuchtet zu sein schien. Mein Mentor blieb stehen, und als ich ihn erreichte, blieb auch ich stehen. Beim Umschauen stockte mir vor Staunen der Atem. Wir befanden uns in einer großen Höhlenkammer, etwa fünfzehn bis zwanzig Meter im Durchmesser. Die Wände waren mit seltsamen Felszeichnungen verziert, die mir rätselhaft erschienen. Sie zeigten sonderbar gekleidete Menschen, die auffällige Gewänder trugen. Diese Gewänder bedeckten den Körper von den Schultern bis zu den Füßen, oder besser gesagt, vom Nacken bis zu den Füßen, und auf ihren Köpfen trugen sie etwas, das wie eine durchsichtige Kugel wirkte. Als ich nach oben blickte, bemerkte ich eine riesige, quadratische Öffnung im Höhlendach, durch die ich gerade noch eine vorbeiziehende Schäfchenwolke erkennen konnte.

Mein Mentor unterbrach meine Gedanken. «Das hier ist ein ganz außergewöhnlicher Ort, Lobsang», erklärte er mir. «Vor Tausenden und Abertausenden von Jahren existierte auf dieser Erde eine mächtige Zivilisation. Sie war unter dem Namen Atlantis bekannt. Einige Menschen in der westlichen Welt, zu denen du später einmal reisen wirst, glauben, dass Atlantis nur eine

Legende sei – ein erfundener Ort, erschaffen von großen Literaten. Aber», fügte er nachdenklich hinzu, «leider muss ich dir auch sagen, dass viele Menschen deine eigenen wahren Erfahrungen für erfunden halten werden. Doch egal, wie sehr man an dir zweifeln und wie viel Unglauben man dir entgegenbringen wird: Du kennst die Wahrheit und wirst die Wahrheit leben. Und hier in dieser Höhlenkammer hast du den Beweis, dass es Atlantis tatsächlich gab.»

Er drehte sich um und ging voran, tiefer in diesen seltsamen Tunnel hinein. Eine Zeit lang liefen wir im völligen Dunkel, und die abgestandene Luft machte das Atmen schwer. Doch dann wurde die Luft wieder frischer, und von irgendwoher wehte eine angenehme Brise. Die undurchdringliche Dunkelheit wich allmählich, und bald erblickten wir einen Lichtschimmer vor uns. Ich konnte die Silhouette meines Mentors erkennen, der vom Licht im Tunnel vor mir beleuchtet war. Mit frischer Luft in den Lungen beeilte ich mich, ihn einzuholen. Er blieb erneut in einer großen Höhlenkammer stehen.

Hier gab es noch mehr sonderbare Dinge. Jemand hatte offenbar große Regale in die Felswände gehauen, und auf diesen Regalen lagen merkwürdige Artefakte, die für mich absolut keinen Sinn ergaben. Ich betrachtete sie genauer und berührte einige davon vorsichtig. Sie schienen für mich Maschinen zu sein. Es gab große Scheiben mit sonderbaren Rillen darin. Einige dieser Scheiben schienen aus Stein zu bestehen und waren etwa zwei Meter im Durchmesser, mit einer wellenförmigen Oberfläche und einem Loch in der Mitte. Für mich ergab das alles keinen Sinn. Also wandte ich mich von meinen fruchtlosen Spekulationen ab und betrachtete stattdessen die Zeichnungen und Reliefs an den Felswänden. Sie zeigten seltsame Motive: große Katzen, die auf zwei Beinen gingen, Baumhäuser, in denen Katzen eingerollt lagen, und Objekte, die in der Luft zu schweben schienen. Darunter standen Menschen, die auf diese Objekte zeigten. Das alles ging so weit über meinen Verstand, dass es mir geradezu Kopfschmerzen bereitete.

Mein Mentor erklärte: «Diese Gänge erstrecken sich von einem Ende der Erde bis zum anderen. Die Erde hat, genau wie wir, eine Wirbelsäule, Lobsang, aber die Wirbelsäule der Erde besteht aus Felsgestein. In unserer Wirbelsäule verläuft ein Kanal, der mit Flüssigkeit gefüllt ist und durch den das Rückenmark führt. Hier befindet sich die Wirbelsäule der Erde, und dieser Tunnel wurde in den Tagen von Atlantis von Menschenhand geschaffen – damals wusste man noch, wie man Felsgestein zum Fließen bringen konnte, fast wie Wasser, ohne dabei Hitze zu erzeugen. Schau dir dieses Gestein einmal genauer an.» Er drehte sich um, kratzte an der Felswand und sagte: «Dieses Gestein ist nach dem Verflüssigen wieder zu einer nahezu vollständigen Härte erstarrt. Wenn du einen großen Stein gegen diese Felswand schmettern würdest, dann würde die Wand unversehrt bleiben, aber der Stein könnte dabei zu Bruch gehen. Ich bin viel gereist und ich weiß, dass sich dieser Felsrücken vom Nordpol bis zum Südpol erstreckt.»

Er deutete mir, dass wir uns setzen sollten, also setzten wir uns mit überkreuzten Beinen auf den Boden direkt unter die Öffnung, die sich auch in dieser Höhlenkammer bis ins Freie erstreckte und durch die wir den Himmel sehen konnten.

«Lobsang», begann mein Mentor, «es gibt viele Dinge auf dieser Erde, die die Menschen nicht verstehen. Es gibt auch Dinge im Erdinneren, denn entgegen der vorherrschenden Meinung ist die Erde in Wirklichkeit hohl, und im Inneren der Erde lebt eine andere Menschenrasse. Sie sind fortgeschrittener als wir, und manchmal kommen einige in speziellen Fahrzeugen aus der Erde heraus.» Er hielt inne, zeigte auf ein seltsames Objekt auf den Felszeichnungen und fuhr dann fort: «Diese Fahrzeuge kommen aus der Erde und fliegen draußen auf der Erde umher, um zu beobachten, was die Menschen so treiben, und um sicherzustellen, dass ihre eigene Sicherheit nicht durch die Unvernunft derjenigen gefährdet ist, die sie als die ‹Außenseiter› bezeichnen.»

Im Innern der Erde, dachte ich, was für ein seltsamer Ort zum Leben. Dort unten muss es ja schrecklich dunkel sein. Mir würde der Gedanke nicht

behagen, immer im Dunkeln leben zu müssen; eine Butterlampe wäre da tröstlich. Mein Mentor lachte, als er meine Gedanken auffing, und sagte: «Oh, es ist nicht dunkel im Inneren der Erde, Lobsang. Sie haben dort ebenfalls eine Sonne, ähnlich wie unsere, nur viel kleiner, dafür aber umso kraftvoller. Sie haben viel mehr als wir und sind deutlich intelligenter. Aber in den Tagen, die noch vor dir liegen, wirst du noch mehr über die Menschen der Inneren Welt erfahren. Komm!»

Er erhob sich und ging weiter durch einen Tunnel, den ich zuvor nicht bemerkt hatte – ein Tunnel, der sich nach rechts abzweigte und schräg nach unten führte. Wir liefen scheinbar endlos im Dunkeln. Dann bat mich mein Mentor, stehen zu bleiben. Ich hörte ihn hantieren, und es klang, als würde ein schwerer Steinblock zur Seite geschoben. Plötzlich blitzten ein paar Funken auf, als er mit dem Feuerstein auf den Stahl schlug. Ein schwaches Glühen zeigte an, dass der Zunder sich entzündet hatte. Er blies vorsichtig darauf, bis der Zunder aufloderte, dann hielt er das Ende eines Stocks in die Flamme, die nun hell aufflammte.

Er streckte die Fackel eine Armlänge über sich aus und rief mich an seine Seite. Ich tat wie geheißen, und er zeigte auf die Wand vor uns. Der Tunnel endete hier, und vor uns lag eine vollkommen glatte, undurchdringliche Wandfläche, die im flackernden Licht der Fackel hell schimmerte.

«Diese Oberfläche, Lobsang», sagte mein Mentor, «ist so hart wie ein Diamant. Tatsächlich brachten einige von uns vor Jahren einen Diamanten hierher und versuchten, die Oberfläche damit anzuritzen – doch am Ende ruinierten wir nur den Diamanten. Dies ist ein Durchgang, der in die Innere Welt führt. Er wurde verschlossen, vermutlich von den Bewohnern der Inneren Welt, um ihre Zivilisation vor der großen Sintflut zu schützen, die einst über die Erde hereinbrach. Wir nehmen an, dass, wenn dieser Durchgang geöffnet würde – das heißt, wenn wir ihn öffnen könnten – die Bewohner herausstürmen und uns überwältigen würden, weil wir uns erdreisteten, in ihre Privatsphäre einzudringen. Wir ranghöheren Lama haben diesen Ort schon oft besucht und versucht, mit den Menschen dort unten

telepathisch zu kommunizieren. Sie haben unsere Botschaften empfangen, aber sie wollten nichts mit uns zu tun haben. Sie ließen uns wissen, dass sie uns für kriegerisch halten und uns wie unwissende Kinder sehen, die versuchen, die Welt in die Luft zu jagen und den Frieden zu zerstören. Sie teilten uns telepathisch mit, dass sie uns überwachen und, wenn nötig, einschreiten würden. Deshalb können wir hier nicht weitergehen; das ist das Ende, das ist die Sperrzone zwischen der oberen und der Inneren Welt. Also gut, gehen wir wieder zurück zur Höhlenkammer.»

Er löschte vorsichtig die Flamme aus und wir tasteten uns zurück bis dahin, wo das helle Licht vom Himmel durch die Öffnung in der Decke nach unten schien.

Als wir uns wieder in der Höhlenkammer befanden, zeigte der Lama in eine andere Richtung und sagte: «Wenn wir diesem Tunnel folgen würden und die nötige Ausdauer sowie genügend Zeit hätten, könnten wir bis zum Südpol wandern. Einige von uns haben bereits viele, viele Kilometer in diesem Tunnel zurückgelegt. Wir haben reichlich Proviant mitgenommen und lagerten in der Nacht – oder dem, was wir als Nacht erachteten. Über sechs Monate waren wir unterwegs, legten unzählige Kilometer zurück, und manchmal kamen wir durch einen Tunnel hinaus an die Oberfläche und stellten fest, dass wir uns tatsächlich in einem fremden Land befanden. Doch wir wagten es nie, uns zu zeigen, denn die Ausgänge waren immer sehr, sehr sorgfältig getarnt.»

Wir setzten uns und aßen unsere einfache Mahlzeit. Die lange Reise begann mir langsam zuzusetzen, und ich spürte die Müdigkeit immer stärker. Mein Mentor hingegen schien gegen Erschöpfung oder selbst die gewöhnlichste Müdigkeit immun zu sein. Er unterhielt sich mit mir und erzählte mir alles Mögliche. Er sagte: «Als ich meine Ausbildung erhielt, so wie du jetzt deine Ausbildung erhältst, habe auch ich die Zeremonie des kleinen Todes durchlebt, und man zeigte mir die Akasha-Chronik. Mir wurden Ereignisse gezeigt, die in der Vergangenheit geschehen waren, und ich sah, dass unser Tibet einst an einem schönen Ort am Wasser lag, an einem glitzernden Meer.

Die Temperaturen waren angenehm warm, vielleicht sogar etwas zu warm, und es gab üppige Laubbäume, Palmen und allerlei seltsame Früchte, die mir damals fremd waren. Doch in der Akasha-Chronik sah ich eine höchst beeindruckende Zivilisation. Ich sah seltsame Fahrzeuge am Himmel und Menschen mit ungewöhnlich konisch geformten Köpfen, die ihren Vergnügungen nachgingen, liebten – aber auch Kriege führten. Dann sah ich in der Akasha-Chronik, wie das ganze Land plötzlich bebte. Der Himmel wurde schwarz, und die Wolken verdunkelten sich bis zur Schwärze der Nacht. Ihre Unterseiten schimmerten, als würden sie von flackernden Flammen erleuchtet. Das Land erbebte und riss auf, und es schien, als stünde alles in Flammen. Dann stürzte das Meer in die neu entstandenen Spalten, und eine Explosion folgte auf die nächste. Die Sonne schien stillzustehen, und der Mond ging nicht länger auf. Menschen wurden von den riesigen Wassermassen mitgerissen, andere verbrannten in den Flammen, die von irgendwoher auftauchten und schrecklich violett glühten. Und sobald die Menschen mit den Flammen in Berührung kamen, löste sich ihr Fleisch von den Knochen, und die Skelette fielen klappernd zu Boden. Ein Tag folgte dem anderen, und der Tumult nahm weiter zu, und obwohl man kaum glauben konnte, dass es noch schlimmer kommen könnte, folgte schließlich eine alles zerschmetternde und versengende Explosion. Plötzlich wurde alles dunkel, so schwarz wie der Ruß, der entsteht, wenn zu viele Butterlampen brennen und die Dochte nicht gekürzt werden.»

Mein Mentor schwieg für einen Moment, dann sprach er weiter: «Nach einer Zeit, die ich nicht bemessen konnte, lichtete sich die Finsternis langsam. Die Dunkelheit begann sich aufzulösen, und als das Tageslicht endlich wieder erschien – nach ich weiß nicht wie langer Zeit – sah ich entsetzt auf die Landschaft vor mir. Ich blickte nun auf eine völlig veränderte Umgebung. Das Meer war verschwunden, und stattdessen erhob sich rundum eine Gebirgslandschaft, die das Gebiet umgab, das einst die Stadt einer hochentwickelten Zivilisation gewesen war. Fasziniert und entsetzt sah ich mich um: Das Meer war weg, das Meer gab es nicht mehr. Stattdessen ragten Berge

empor, ein Gebirgszug nach dem anderen. Ich erkannte, dass wir uns jetzt tausende Meter höher befanden, und obwohl ich dies in der Akasha-Chronik sah, konnte ich zugleich die dünne Luft spüren und fühlen. Kein Anzeichen von Leben war zu sehen, nicht das Geringste. Und noch während ich das Bild betrachtete, begann es sich aufzulösen, und ich fand mich schließlich in den tiefsten Ebenen des Potala-Berges wieder, wo ich die Zeremonie des kleinen Todes durchlaufen und viele Erkenntnisse gewonnen hatte.»

Einige Zeit saßen wir da und meditierten über die Vergangenheit. Schließlich bemerkte mein Mentor: «Ich sehe, dass du meditierst – oder es zumindest versuchst. Es gibt zwei wichtige Voraussetzungen für eine gute Meditation, Lobsang: Man muss zufrieden sein, und man muss ruhig sein. Man kann nicht mit einem aufgewühlten Geist meditieren und auch nicht in einer Gruppe. Man muss allein sein oder nur mit jemandem, den man gerne hat.»

Er betrachtete mich einen Moment lang und sagte dann: «Beim Meditieren solltest du immer auf etwas Schwarzes oder etwas ganz Weißes blicken. Wenn du auf den Boden schaust, könnte ein Kieselstein oder sogar ein vorbeikriechendes Insekt dich ablenken. Um wirklich erfolgreich meditieren zu können, musst du auf etwas schauen, das dem Auge keinen Reiz bietet – etwas, das vollkommen schwarz oder vollkommen weiß ist. Mit der Zeit werden deine Augen der Sache überdrüssig und ‹koppeln sich› sozusagen vom Gehirn ab. Dadurch gibt es für das Gehirn keine optischen Reize mehr, die es ablenken könnten. Es ist frei, sich ganz dem hinzugeben, was dein Unterbewusstsein anstrebt, und wenn du dein Unterbewusstsein darauf vorbereitet hast, in die Meditation zu gehen, wirst du meditieren. In dieser Art der Meditation wirst du feststellen, dass deine Sinne geschärft und deine Wahrnehmungen viel ausgeprägter sind – und das ist die einzige Meditation, die diesen Namen auch verdient. In den kommenden Jahren wirst du auf viele kultische Gruppen stoßen, die Meditation gegen Bezahlung anbieten. Das entspricht jedoch nicht unserer Auffassung von Meditation und ist auch

nicht das, was wir anstreben. Solche Angebote dienen oft nur der Selbstdarstellung der Anbieter und haben keinen echten Wert.»

Mit diesen Worten stand er auf und rief: «Wir müssen uns auf den Rückweg machen, der Tag ist schon weit fortgeschritten. Wir werden noch eine weitere Nacht in den Bergen verbringen müssen, denn es ist zu spät, um heute noch zum Chakpori aufzubrechen.»

Er machte sich auf den Rückweg durch den Tunnel, und ich sprang auf und eilte ihm hinterher. Ich hatte keinerlei Verlangen, an diesem Ort zurückzubleiben, wo die Innenweltbewohner – oder wie auch immer sie sich nennen mochten – plötzlich auftauchen und mich mitnehmen könnten. Ich wusste nicht, wie sie reagieren oder ob sie mich akzeptieren würden, und ich wollte auf keinen Fall allein in der Dunkelheit hier verweilen. Also beeilte ich mich, und schließlich erreichten wir wieder den Eingang, durch den wir hereingekommen waren.

Das Pferd und das Pony ruhten friedlich. Wir setzten uns neben sie und bereiteten unsere einfache Mahlzeit zu. Das Licht war bereits fast verschwunden, und ein Großteil des Tals lag schon in der Dunkelheit. Auf unserer Höhe schien die Sonne aus dem Westen noch immer auf uns, doch die Sonnenkugel sank stetig tiefer hinter die Berge, um andere Länder der Welt zu erhellen, bevor sie wieder zu uns zurückkehren würde.

Nach einem kurzen Geplauder rollten wir uns in unsere Wolldecken ein und überließen uns dem Schlaf.

Kapitel 5

Das Leben im Chakpori war geschäftig. Die vielen Fächer, die ich zu lernen hatte, schockierten mich wirklich. Kräuter: Wo sie wuchsen, wann man sie pflücken musste und dass sie, wenn sie zur falschen Zeit gepflückt wurden, völlig nutzlos sein würden. Man lehrte mich, dass dies eines der großen Geheimnisse der Kräuterkunde sei. Die Blätter, Rinde, Wurzeln oder Pflanzen konnten nur innerhalb von zwei bis drei Tagen gesammelt werden, in denen sie ihre volle Wirksamkeit entfalten. Sowohl die Mondphase als auch die Sterne und die Zeit mussten stimmen. Zudem war es wichtig, beim Sammeln der Kräuter in friedvoller Stimmung zu sein. Man erklärte mir, dass Kräuter, die von jemandem in schlechter Laune gesammelt wurden, es nicht wert seien, eingenommen zu werden.

Nach der Ernte mussten die Kräuter sorgfältig getrocknet werden, was einen erheblichen Arbeitsaufwand erforderte. Je nach Pflanze waren unterschiedliche Teile nutzbar: Bei einigen wurden nur die Blattspitzen entfernt, bei anderen ausschließlich die Pflanzenstiele oder die Rinde verwendet. Jede Pflanze oder jedes Heilkraut musste individuell und mit Respekt behandelt werden.

Wir nahmen die Rinde und zerrieben sie in unseren extra dafür gereinigten Händen – eine Tortur für sich! Auf diese Weise wurde die Rinde auf eine feine Körnung reduziert. Anschließend verteilten wir alles auf einem blitzblanken Boden. Dieser musste vollständig naturbelassen sein, und das bedeutete, er musste geschrubbt und geschrubbt und nochmal geschrubbt werden, bis kein Staub, kein Schmutzfleck und kein Makel mehr vorhanden war. Dann wurde alles der Natur zum Trocknen überlassen, um die Heilkraft der Pflanze zu bewahren und das zu erreichen, was wir schlussendlich mit ihr vorhatten.

Wir stellten auch Kräutertee her, das heißt, für Aufgüsse aus getrockneten Kräutern. Ich konnte nie nachvollziehen, wie die Leute dieses

übelschmeckende Zeug hinunterbekamen. Es schien ein Grundsatz zu sein: Je grässlicher der Geschmack und je stärker der Geruch, desto wirksamer die Medizin. Aus eigener Beobachtung kann ich sagen: Wenn eine Medizin abscheulich genug schmeckt, wird der arme Patient eher aus purer Angst gesund, als sich ein weiteres Mal zum Trinken zu zwingen. Es ist, als würde man zum Zahnarzt gehen und die Schmerzen wären plötzlich verschwunden – man bleibt an der Tür stehen, zögert und fragt sich, ob man die Behandlung wirklich noch über sich ergehen lassen will. Das erinnert mich an einen blassen, besorgten jungen Mann – einen frisch verheirateten Bräutigam – der seine hochschwangere Frau zur Entbindung ins Krankenhaus brachte. Als er am Empfang stand, drehte er sich zu ihr um und fragte: «Oh, Liebling, bist du dir sicher, dass du das wirklich alles durchmachen möchtest?»

Als Sonderstudent, als einer, der mehr und schneller lernen musste, war ich nicht nur auf das Chakpori beschränkt. Auch im Potala vertiefte ich mein Wissen, wo mir die erfahrensten und gebildetsten Lamas zur Seite standen – jeder vermittelte mir sein spezielles Fachgebiet. So studierte ich verschiedene Heilmethoden und erlernte die Kunst der Akupunktur. Jahre später, mit reichlich Erfahrung im Gepäck, wurde mir klar, dass Akupunktur tatsächlich eine großartige Heilmethode für die Menschen des Ostens ist, die seit Langem damit vertraut sind. Doch sobald man, wie ich es in China erlebt habe, auf skeptische Menschen aus dem Westen trifft, stellt man fest, dass diese derart von ihrem eigenen Unglauben hypnotisiert sind, dass sie an nichts glauben außer an das, was aus ihrem eigenen «Land Gottes» kommt.

Tief, tief unter dem Potala-Berg wurden geheime Tunnel entdeckt. Dort unten gab es eine riesige Höhle mit einem See, offenbar einen Höhlensee. Dieser, so erklärte man mir, sei ein Überbleibsel aus einer Zeit, als Tibet noch ein wunderschönes Land am Meer gewesen war. Selbstverständlich sah ich in dieser riesigen Höhle auch seltsame Überreste – Skelette von fantastischen Kreaturen, die ich erst viel, viel später in meinem Leben als Mastodonten, Dinosaurier und andere exotische Tiere erkannte.

An vielen Orten entdeckte man große Platten aus Naturkristall, in denen Kelp und verschiedene andere Arten von Seegras zu sehen waren – und gelegentlich sogar ein vollkommen im klaren Kristall eingeschlossener Fisch. Diese Funde wurden als heilige Objekte betrachtet, als Botschaften aus der Vergangenheit.

Das Drachenfliegen war eine Kunst, in der ich mich auszeichnete. Einmal im Jahr stiegen wir in die hohen Berge, um seltene Kräuter zu sammeln und eine Pause vom strengen Klosterleben einzulegen. Einige von uns – die Wagemutigsten – flogen dort in manntragenden Flugdrachen. Anfangs dachte ich, dass dies das in der Prophezeiung Beschriebene sein könnte. Doch dann besann ich mich und erkannte, dass es unmöglich ein manntragender Flugdrachen sein konnte. Diese Drachen waren nämlich mit einem Seil an die Erde gebunden, und wenn ein Seil riss oder den Griffen der Mönche entglitt, stürzte der Drachen ab – was für die fliegende Person den Tod bedeutete.

Während meines Klosterlebens, kam es zu zahlreichen Privataudienzen mit dem Erhabenen, unserem verehrten Dreizehnten Dalai Lama, für den ich tiefe Liebe und großen Respekt empfand. Er wusste, dass Tibet in wenigen Jahren ein unterjochter Staat sein würde, doch «da die Götter es vorausgesagt hatten», musste den Göttern gehorcht werden. Widerstand konnte nicht wirklich geleistet werden, weil es in Tibet schlichtweg keine Waffen gab. Man kann einem Menschen mit Gewehr nicht entgegentreten, wenn alles, was man in der Hand hält, eine Gebetsmühle oder eine Gebetskette ist.

Ich erhielt meine Anweisungen und meine heiligen Verfügungen vom Großen Dreizehnten persönlich. Ich erhielt Führung, Rat, Zuneigung und jenes Verständnis, das mir meine eigenen Eltern gänzlich versagt hatten. So beschloss ich, was auch immer kommen möge, mein Bestes zu geben.

Manchmal begegnete ich meinem Vater, doch jedes Mal wandte er sich mit steinerner Miene von mir ab, als wäre ich einer der Niedrigsten der Niedrigen und völlig unter seiner Würde. Einmal, kurz vor dem Ende meiner

Zeit im Potala stattete ich meinen Eltern zuhause einen Besuch ab. Meine Mutter widerte mich an mit ihrer übertriebenen Förmlichkeit und mit der Art, wie sie mich ausschließlich als einen Lama auf Besuch behandelte. Mein Vater, getreu seiner Überzeugung, weigerte sich, mich zu empfangen, und schloss sich in seinem Arbeitszimmer ein. Meine Schwester Yasodhara sah mich an, als wäre ich ein Ausgestoßener oder eine Gestalt aus einem besonders schlimmen Albtraum.

Schließlich wurde ich erneut zu einer privaten Unterredung mit dem Erhabenen gerufen, wo mir vieles mitgeteilt wurde, das ich hier nicht wiederholen möchte. Eines jedoch sagte er mir: Ich müsse bereits in der kommenden Woche nach China reisen, um an der Universität Chungking Medizin zu studieren. Gleichzeitig wies er mich an, einen anderen Namen anzunehmen und nicht meinen eigenen, Rampa, zu verwenden, da ich sonst Gefahr liefe, von chinesischen Aufständischen gefangen genommen und als Austauschgeisel benutzt zu werden. In China gab es zu dieser Zeit eine politische Bewegung, die einen Regierungssturz plante und bereit war, jedes Mittel einzusetzen, um ihr Ziel zu erreichen. So wurde mir geraten, einen neuen Namen zu wählen.

Aber wie konnte ein armer tibetischer Jugendlicher, einer, der sich gerade erst dem Mannesalter näherte, einen chinesischen Namen wählen, wenn er überhaupt keine Ahnung von China hatte?

Ich sann über diese leidige Frage nach, und dann plötzlich und unerwartet fiel mir ein Name ein: Ich würde mich KuonSuo nennen, was in einem chinesischen Dialekt «Priester des Hügels» bedeutet. Gewiss war das ein angemessener Name. Allerdings war er für die Menschen – das heißt, für die westlichen Menschen – schwer auszusprechen, und so wurde er bald zu Ku'an abgekürzt.

Der Name war nun festgelegt, und meine Dokumente waren in Ordnung. Vom Potala erhielt ich spezielle Urkunden, die meinen Rang und meine erreichten Qualifikationen bescheinigten. Man erklärte mir – und ich stellte später selbst fest – dass westliche Menschen nichts glauben, wenn es

nicht auf einem Dokument festgehalten ist, das man anfassen oder in Stücke reißen konnte. So wurden meine Dokumente vorbereitet und mir feierlich übergeben.

Bald kam der Tag, an dem ich den langen Weg nach Chungking antreten musste. Mein Mentor, der Lama Mingyar Dondup, und ich verabschiedeten uns traurig voneinander. Er wusste, dass wir uns im physischen Leben nicht mehr wiedersehen würden. Doch er versicherte mir mehrfach, dass wir uns oft in der Astralwelt treffen würden.

Eine kleine Gruppe von Begleitern ging mit mir, um mich vor den chinesischen Straßenräubern zu schützen und um später bestätigen zu können, dass ich sicher in Chungking angekommen war. So brachen wir auf und ritten gemächlich dem ganzen Hochland der Lhasaebene entlang, bevor wir ins Tiefland hinabstiegen, wo das Klima beinahe schon tropisch war – hier gab es wunderschöne Rhododendren. Wir ritten an vielen Lamaklöstern vorbei und übernachteten regelmäßig dort, wenn sie auf unserem Weg lagen und die Zeit passte. Ich war ein Lama, eigentlich war ich ein Abt und eine anerkannte Inkarnation, daher wurde uns in der Tat eine privilegierte Behandlung zuteil, sobald wir ein Lamakloster aufsuchten. Doch diese Sonderbehandlung war mir unangenehm, da sie mich stets an die Mühsale erinnerte, die noch auf mich zukommen würden.

Schließlich verließen wir Tibet und überschritten die Grenze nach China. Hier schien jedes größere Dorf von russischen Kommunisten überlaufen zu sein – weißhäutige Männer, die meist auf Ochsenkarren standen und den Arbeitern von den Wundern des Kommunismus erzählten. Sie forderten die Menschen auf, sich zu erheben und die Landbesitzer zu massakrieren, und erklärten, dass China dem Volk gehöre. Ja, und jetzt gehört es offenbar dem Volk – und was haben sie nur für ein Chaos damit angerichtet!

Die Tage vergingen und unsere endlos scheinende Reise wurde kürzer. Es war recht lästig, von gewissen chinesischen Bauern angesprochen zu werden, die mich anstarrten, weil ich irgendwie wie ein Westler aussah. Meine Augen waren grau statt braun, und obwohl mein Haar ziemlich dunkel war,

hatte es nicht das glänzende Schwarz, das man hier gewohnt war. So verbreitete sich das Gerücht, ich sei ein verkleideter Russe!

Seit ich im Westen lebe, sind schon viele, sehr seltsame Geschichten über mich erzählt worden: Eine davon, die mich besonders amüsierte, besagte, dass ich in Wirklichkeit ein Deutscher sei, den Hitler nach Lhasa geschickt habe, um alle Geheimnisse des Okkultismus in Erfahrung zu bringen, und anschließend nach Berlin zurückzukehren, um mit Magie den Krieg für Hitler zu gewinnen. In jenen Tagen wusste ich noch nicht einmal, dass es Hitler gab. Es ist wirklich erstaunlich, wie eine westliche Person fast alles glaubt – außer dem, was tatsächlich wahr ist. Je wahrer etwas ist, desto schwerer scheint es den Menschen im Westen zu fallen, es zu glauben. Aber da wir gerade beim Thema Hitler und Tibet sind: Es stimmt tatsächlich, dass während des Krieges eine kleine Gruppe Tibeter von den Nazis gefangen genommen und nach Berlin gebracht wurde. Doch sie haben ihm ganz sicher nicht geholfen, den Krieg zu gewinnen, wie die Geschichte zeigte.

Schließlich, als wir um eine Straßenecke bogen, erblickten wir die alte Stadt Chungking. Sie war auf hohen Klippen erbaut, und weit unten schlängelte sich der Fluss. Der Kialing-Fluss war mir wohlbekannt. So wurde die hochgelegene Stadt Chungking mit ihren steilen Treppenstraßen und den Pflastersteinen an ihrem Fuß von zwei Flüssen umgeben – dem Yangtse und dem Kialing, und an der Stelle, wo die beiden Flüsse zusammenflossen, bildeten sie einen neuen Zweig, wodurch die Stadt aus der Ferne wie eine Insel wirkte.

Wir mussten siebenhundertachtzig Stufen hinaufsteigen, um die Stadt selbst zu erreichen. Wie Hinterwäldler glotzten wir in die Geschäfte, und die für uns hell erleuchteten Läden boten Waren an, die uns völlig unverständlich waren. Die Dinge in den Schaufenstern glitzerten, und aus vielen Läden drang Lärm – Fremde, die aus Boxen miteinander zu sprechen schienen, und Musik aus anderen Boxen. Das Ganze war für uns ein großes Wunder, und ich, der wusste, dass ich nun eine lange Zeit in einer solchen Umgebung verbringen würde, begann bei dem Gedanken beinahe vor Angst zu zittern.

Meine Begleiter brachten mich in Verlegenheit mit der Art und Weise, wie sie alles anstarrten. Jeder von ihnen war von Nervosität ergriffen, die Münder und Augen weit geöffnet. Ich dachte, wir müssen wie ein trauriger Haufen Bauernlümmel wirken, so wie wir die Dinge begafften. Doch dann erinnerte ich mich daran, dass wir ja aus einem anderen Grund hier waren. Ich musste mich an der Universität einschreiben, also machten wir uns auf den Weg dorthin. Meine Kameraden warteten draußen auf dem Campus, während ich hineinging, um mich zu registrieren und den Briefumschlag abzugeben, den ich den ganzen Weg von Lhasa bis hierher sorgfältig gehütet hatte.

Ich arbeitete hart an der Universität, denn meine bisherige Ausbildungsmethode unterschied sich stark von der, die das Universitätssystem hier in China verlangte. Deshalb musste ich mindestens doppelt so diszipliniert arbeiten. Der Universitätsdirektor hatte mich gewarnt, dass die Anforderungen hoch sein würden. Er erklärte, er sei nach dem neuesten amerikanischen Standard ausgebildet worden und wolle den Studenten gemeinsam mit seinem tüchtigen Kollegium eine Kombination aus chinesischer und amerikanischer Medizin sowie Chirurgie vermitteln.

Das Studium an der Hochschule war anspruchsvoll, besonders da ich anfangs keinerlei Kenntnisse über Elektrizität hatte – aber das lernte ich schnell! Anatomie hingegen fiel mir leicht, da ich dieses Fach bei den Leichenzerlegern in Lhasa gründlich studiert hatte. Es amüsierte mich sehr, als wir das erste Mal in den Sezierraum geführt wurden, wo die toten Körper lagen. Ich beobachtete, wie viele meiner Kommilitonen kreidebleich wurden, sich heftig übergeben mussten oder sogar ohnmächtig zu Boden fielen. Für mich war es dagegen selbstverständlich, dass diese Leichname durch unsere unerfahrenen Versuche nichts mehr fühlten. Sie waren wie abgelegte Kleidungsstücke, an denen man noch ein wenig herumschneidert, vielleicht um daraus etwas Anderes zu machen. Anfangs war das Studium recht schwierig, doch schließlich schaffte ich es, einen Platz unter den Besten der Klasse einzunehmen.

Etwa zu dieser Zeit bemerkte ich, dass ein sehr, sehr alter buddhistischer Priester an der Universität Vorlesungen hielt. Ich erkundigte mich nach ihm, und man sagte mir: «Ach, kümmere dich nicht um den, er ist nur ein alter Spinner, ein ziemlich schräger Typ!» Doch gerade diese Bemerkung weckte mein Interesse, und ich beschloss, mir die zusätzliche Mühe zu machen und die Vorlesungen des «alten Spinners» zu besuchen – und es war es wert.

Ich bat offiziell um Erlaubnis, seine Vorlesungen besuchen zu dürfen, und wurde gerne aufgenommen. Ein paar Vorlesungen später saßen wir bereits, als unser Dozent den Raum betrat. Wie es üblich war, erhoben wir uns und blieben stehen, bis er uns bat, Platz zu nehmen. Dann begann er und sagte: «Es gibt keinen Tod.»

«Keinen Tod», dachte ich. Ah, das wird wohl ein Vortrag über das Okkulte werden, und dabei wird er den Tod «Übergang» nennen, was er in Wirklichkeit ja auch ist. Doch der alte Dozent ließ uns eine Weile im Ungewissen, dann kicherte er und fuhr fort: «Ich meine das wörtlich. Wenn wir nur wüssten, wie wir das Leben auf unbestimmte Zeit verlängern könnten. Lasst uns dazu den Alterungsprozess ansehen, und dann hoffe ich, dass ihr das, was ich meine, verstehen werdet.»

Er fuhr fort: «Ein Kind wird geboren und folgt einem bestimmten Wachstumsmuster. Ab einem gewissen Alter, das bei jedem Menschen unterschiedlich ist, gilt die eigentliche Wachstumsphase als abgeschlossen. Das nützliche Wachstum endet, und ab diesem Punkt beginnt der sogenannte Alterungsprozess, bei dem ein großer Mensch nach und nach kleiner wird, weil seine Knochen schrumpfen.» Er blickte in die Runde, um sicherzugehen, dass wir ihm folgen konnten, und als er mein besonderes Interesse bemerkte, nickte er und lächelte mir freundlich zu.

Er erklärte weiter: «Der menschliche Körper muss sich Zelle für Zelle erneuern. Bei einer Schnittwunde erinnert sich ein Teil des Gehirns an das ursprüngliche Gewebemuster vor der Verletzung und stellt dann identische oder nahezu identische Zellen bereit, um den Schaden zu reparieren. Jedes Mal, wenn wir uns bewegen, nutzen sich Zellen ab, und all diese Zellen

müssen ständig erneuert und ersetzt werden. Ohne ein präzises Gedächtnis könnten wir den Körper nicht in seinem ursprünglichen Zustand wiederherstellen.»

Er sah sich erneut um, spitzte dann die Lippen und sagte: «Wenn der Körper, oder besser gesagt das Gehirn, die genaue Zellstruktur vergisst, kann das zu unkontrolliertem Zellwachstum führen. Das bedeutet, dass sich die Zellen ohne ein vorgegebenes Muster entwickeln und daher als wildwachsende Zellen, also Krebszellen, bezeichnet werden. Sie sind Zellen, die sich der Kontrolle jenes Teils des Gehirns entzogen haben, der normalerweise die Zellstruktur vorgibt. Dadurch können bei einer Person große Tumore entstehen – verursacht durch ein willkürliches Zellwachstum, das sich der Kontrolle des Gehirns entzogen hat.»

Er hielt inne und nahm einen Schluck Wasser, bevor er fortfuhr: «Wie bei den meisten von uns weist das Wiederherstellungszentrum des Gehirns eine ungenaue Erinnerung auf. Nach tausenden Zellwiederherstellungen vergisst es die exakte Zellstruktur, und mit jeder neuen Zelle treten kleine Unterschiede auf, sodass schließlich das einsetzt, was wir ‹Alterung› nennen. Könnten wir das Gehirn ständig an die genaue Form und Größe jeder zu ersetzende Zelle erinnern, würde der Körper immer gleich alt aussehen und stets im gleichen Zustand bleiben. Kurz gesagt, wir wären unsterblich – unsterblich, außer im Falle einer völligen Zerstörung des Körpers oder einer Schädigung der Zellen.»

Ich sann darüber nach und mir wurde unmittelbar klar, dass mir mein Mentor, der Lama Mingyar Dondup, genau dasselbe gesagt hatte, nur in etwas anderen Worten. Damals war ich wohl noch zu jung oder zu dumm – oder beides – um wirklich zu verstehen, was er meinte.

Unsere Vorlesungen waren äußerst interessant. Wir studierten viele Fächer, die im Westen gar nicht gelehrt werden. Neben der westlichen Medizin und Chirurgie studierten wir auch Akupunktur und Kräuterheilkunde. Doch es war nicht ausschließlich Arbeit, ohne Freuden – auch wenn es manchmal fast so schien.

Irgendwann an einem Tag, als ich mit einem Freund unterwegs war, stiegen wir zum Flussufer hinunter und entdeckten dort auf einer langen Sandbank ein Flugzeug, das dort abgestellt und aus irgendeinem Grund kurzzeitig verlassen worden war. Der Motor lief noch und die Propeller drehten sich. Ich erinnerte mich an die Flugdrachen, die ich geflogen hatte, und sagte zu meinem Freund: «Ich wette, ich kann dieses Ding fliegen.» Er lachte spöttisch, woraufhin ich erwiderte: «Gut, ich werde es dir beweisen.» Ich schaute mich um, um sicherzustellen, dass niemand in der Nähe war, und stieg dann in die Maschine ein. Und zu meinem Erstaunen – und zur Überraschung zahlreicher Zuschauer – flog ich das Ding tatsächlich, wenn auch nicht auf die übliche Weise. Meine Flugmanöver waren vollkommen unkontrolliert, und ich habe nur dank meiner schnellen Reflexe überlebt und sicher landen können.

Ich war derart fasziniert von diesem hochgefährlichen Flug, dass ich anschließend das Fliegen gelernt habe – ganz offiziell. Und weil ich als Pilot überdurchschnittliches Potential hatte, bot man mir einen Posten bei den chinesischen Streitkräften an. Nach westlichen Maßstäben wurde mir der Dienstgrad eines Stabsarztes zugesprochen.

Nachdem ich den Pilotenschein erworben hatte, wies mich der befehlshabende Oberst an, mein Studium fortzusetzen, bis auch ich meinen Abschluss als Arzt und Chirurg in der Tasche hatte. Das war bald geschafft, und schließlich, mit vielen amtlich aussehenden Dokumenten ausgestattet, war ich bereit, Chungking zu verlassen. Doch dann erreichte mich eine traurige Nachricht über meinen Schutzherrn, den Dreizehnten Dalai Lama, den Erhabenen. Einer Weisung folgend kehrte ich daraufhin für kurze Zeit nach Lhasa zurück.

Doch das Schicksal rief, und ich musste den Anweisungen meiner Vorgesetzten folgen. So reiste ich zurück nach Chungking und von dort weiter nach Shanghai. Eine Zeitlang war ich als Offizier in der Reserve der chinesischen Streitkräfte. Die Chinesen erlebten eine sehr schwere Zeit, da die Japaner nach einem Vorwand suchten, um in China einzumarschieren.

Ausländer wurden allen nur denkbaren Demütigungen ausgesetzt, in der Hoffnung, die chinesische Regierung dadurch in Schwierigkeiten zu bringen. Männer und Frauen wurden in aller Öffentlichkeit entkleidet und von japanischen Soldaten durchsucht, da man sie des Nachrichtenschmuggels verdächtigte. Ich sah einmal eine junge Frau, die sich weigerte, daraufhin wurde sie nackt ausgezogen und gezwungen für Stunden in der Mitte einer belebten Straße zu stehen. Sie war sichtlich nervös, und jedes Mal, wenn sie zu fliehen versuchte, stieß sie einer der Wachposten unsittlich mit dem Bajonett. Die Chinesen, die das beobachteten, konnten nichts dagegen tun. Sie wollten keinen internationalen Konflikt. Aber dann warf eine alte chinesische Frau der jungen Frau einen Mantel zu, damit sie sich bedecken konnte. Ein Wachposten sprang auf sie zu und mit einem Streich hackte er den Arm ab, mit dem sie den Mantel geworfen hatte.

Es erstaunt mich heute, nach allem, was ich gesehen und erlitten habe, dass Menschen weltweit den Japanern ihre Freundschaft anbieten – vermutlich nur, weil sie im Gegenzug billige Arbeitskräfte erhalten. Aufgrund ihrer wahnhaften Geltungssucht sind die Japaner ein Schandfleck auf dieser Erde.

In Shanghai führte ich meine eigene Privatarztpraxis, eine ziemlich erfolgreiche noch dazu. Und wäre der japanisch-chinesische Krieg nicht ausgebrochen, hätte ich dort wahrscheinlich meinen Lebensunterhalt bestreiten können. Doch am 7. Juli 1937 ereignete sich ein Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke, der den Krieg tatsächlich auslöste. Ich wurde einberufen und zu den Hafenanlagen von Shanghai beordert, um die Aufsicht über die Montage eines großen dreimotorigen Flugzeugs zu übernehmen, das dort zur Abholung durch eine Firma gelagert war, die plante, eine Passagierfluggesellschaft zu gründen.

Mit einem Freund ging ich zu den Hafenanlagen, und wir fanden das Flugzeug in Einzelteilen vor: Der Rumpf und die Tragflächen waren getrennt, das Fahrgestell noch nicht montiert, und die drei Motoren waren separat verpackt. Mithilfe von viel Psychometrie und noch mehr Versuchen, den gesunden Menschenverstand einzusetzen, gelang es mir, die Arbeiter

anzuweisen, das Flugzeug auf einem großflächigen, offenen Gelände zusammenzubauen. Soweit es mir möglich war, überprüfte ich alles noch einmal. Ich kontrollierte die Motoren und stellte sicher, dass sie den richtigen Treibstoff und das richtige Öl hatten. Ich ließ einen Motor nach dem anderen an und probierte sie aus und ließ sie zuerst im Leerlauf laufen und dann auf Hochtouren. Als ich nach mehreren Anpassungen sicher war, dass die Motoren rundliefen und keine Aussetzer zeigten, fuhr ich mit dem Flugzeug auf dem großen Gelände auf und ab, um mich mit der Maschine vertraut zu machen – denn dreimotorige Flugzeuge machen Kunstflüge nicht lange mit!

Schließlich war ich sicher, die Steuerung verstanden zu haben und sie zuverlässig handhaben zu können. Zusammen mit einem Freund, der großes Vertrauen in mich hatte, stieg ich in das Flugzeug, und wir rollten ans andere Ende des weitoffenen Geländes. Ich ließ Kulis große Bremskeile vor die Räder legen und gab ihnen die Anweisung, die Keile zu entfernen, sobald ich meine rechte Hand heben würde. Dann öffnete ich alle Drosselklappen, woraufhin das Flugzeug aufheulte und zu vibrieren begann. Schließlich hob ich die Hand, die Bremskeile wurden weggezogen, und wir schossen wie wild über den Boden. Im entscheidenden Moment zog ich den Steuerknüppel zurück, und wir stiegen auf in einem, wie ich glaube, nicht sehr üblichen Winkel, doch wir flogen. Etwa ein bis zwei Stunden blieben wir in der Luft, damit ich ein Gefühl für die Maschine bekam. Schließlich kehrten wir zum Landeplatz zurück, wobei ich nach Rauch Ausschau hielt, um die Windrichtung auszumachen. Langsam ging ich in den Sinkflug über und landete gegen den Wind. Doch ich muss zugeben, dass ich danach schweißgebadet war – und meinem Freund erging es trotz seines Vertrauens in mich nicht anders!

Später wurde mir mitgeteilt, dass ich das Flugzeug in eine andere Gegend bringen müsse, wo es rund um die Uhr bewacht werden konnte. Die internationalen Einsatzkräfte waren sehr aktiv geworden, und einige dieser Ausländer glaubten offenbar, sie könnten mit chinesischem Eigentum machen, was sie wollten. Wir wollten nicht riskieren, dass unser großes Flugzeug beschädigt wurde.

An einem abgelegenen Standort wurde das Flugzeug umgerüstet. Viele der Sitze wurden entfernt und durch Halterungen für Krankentragen ersetzt. Im Heck des Flugzeugs installierte man einen Metalltisch, und das ganze Heck sollte als Operationssaal dienen, um Notoperationen durchführen zu können. Jetzt, Ende 1938, näherte sich der Feind bereits den Außenbezirken von Shanghai, und ich erhielt die Anweisung, meine Arztpraxis, die ich noch teilweise betrieben hatte, zu schließen. Mein Auftrag war, das Flugzeug in eine sichere Gegend zu fliegen, wo es neu gestrichen werden sollte – ganz in Weiß mit einem roten Kreuz. Zudem sollte es die Aufschrift «Ambulanzflugzeug» in chinesischer und japanischer Sprache tragen.

Doch die Farbe war nicht dazu bestimmt, lange zu halten. Bomben fielen über Shanghai, und die Luft war erfüllt vom beißenden Geruch des Sprengstoffs. Sandpartikel stachen in die Nase und reizten die Augen, während sie die Farbe unserer alten «Abie», wie wir das Flugzeug nannten, abscheuerte. Es dauerte nicht lange, da erschütterte eine heftige Explosion den Boden, und Abie wurde in die Luft gehoben, nur um gleich wieder bodeneben auf dem Rumpf zusammenzubrechen – eine Bombe in der Nähe hatte das Fahrgestell unter ihr weggesprengt. Mit immensem Aufwand und Einfallsreichtum reparierten wir das Fahrgestell, indem wir gespaltene Bambusstücke verwendeten, als würden wir ein gebrochenes Bein schienen. Mit dem festgezurrten Bambus rollte ich auf dem von Bomben zerfurchten Boden auf und ab, um zu sehen, wie sich das Flugzeug verhalten würde. Es schien tatsächlich in Ordnung zu sein.

Wir saßen im Flugzeug, als plötzlich große Aufregung ausbrach: Ein zorniger chinesischer General – voller Pomp und Selbstbewusstsein – erschien auf unserem Flugplatz, umgeben von unterwürfigen Soldaten. Schroff befahl er uns, ihn an einen bestimmten Ort zu fliegen. Er wollte unsere Erklärung nicht akzeptieren, dass das Flugzeug ohne weitere Reparaturen nicht wirklich flugtauglich war. Ebenso wenig interessierte ihn unser Einwand, dass es sich um ein Ambulanzflugzeug handelte und wir nach internationalem Recht keine bewaffneten Soldaten transportieren durften. Wir

versuchten zu argumentieren, doch sein «Argument» war stärker: Er hätte nur zu sagen brauchen: «Ergreift diese Männer und erschießt sie wegen Befehlsverweigerung», und das wäre unser Ende gewesen. Dann hätten wir ohne ihn davonfliegen müssen!

Die Männer stiegen ins Flugzeug und warfen alle medizinischen Geräte kurzerhand hinaus – direkt aus der offenen Tür – um mehr Platz für ihre eigene Bequemlichkeit zu schaffen. Auch unsere Krankentragen, der Operationstisch und alle Instrumente flogen nach draußen. Sie warfen alles weg, als wäre es Müll, der nie mehr gebraucht würde. Doch das stimmte keineswegs.

Wir hoben ab und nahmen Kurs auf unser Ziel, doch etwa zwei Stunden später tauchten rote Teufel am Horizont auf, direkt aus der Richtung der Sonne – japanische Kampfflugzeuge, ganze Horden wie ein Schwarm Moskitos. Die verhassten roten Punkte auf den Tragflächen glänzten hell. Sie umkreisten unser Ambulanzflugzeug mit dem auffälligen roten Kreuz und schossen dann abwechselnd gnadenlos auf uns. Seit diesem Tag konnte ich die Japaner nicht mehr ausstehen – und sie sollten mir noch viele weitere Gründe dafür liefern.

Unser Flugzeug wurde abgeschossen, und ich war der einzige Überlebende. Ich stürzte an einem der widerlichsten Orte von ganz China ab – in eine offene Abwassergrube, in der sämtliche Abwässer zusammenliefen. Dort landete ich auf dem Grund der Grube und brach mir beide Fußknöchel.

Japanische Soldaten erschienen, und ich wurde in ihr Hauptquartier geschleift und überaus schlecht behandelt, weil ich mich weigerte, ihnen irgendwelche Informationen zu geben, außer dass ich ein Offizier der chinesischen Streitkräfte war. Das schien sie außerordentlich zu ärgern, denn sie schlugen mir die Zähne aus, rissen mir alle Fingernägel heraus und setzten mich weiteren schweren Misshandlungen aus, unter denen ich noch heute leide. Unter anderem führten sie mir Schläuche in den Körper ein und leiteten Wasser, dem Senf und Pfeffer beigemischt waren, hindurch. Als die

Wasserhähne aufgedreht wurden, schwoll mein Körper massiv an, was im Inneren entsetzlichen Schaden anrichtete. Noch heute, all die Jahre später, leide ich unter den Folgen dieser Tortur.

Aber es macht wenig Sinn, hier weiter ins Detail zu gehen, wenn jemand Interesse hat, kann er das alles in «Ein Arzt aus Lhasa» nachlesen. Ich wünschte, mehr Menschen würden dieses Buch lesen, damit sie sehen, was für eine Art Menschen die Japaner sind (nun, SIE wissen es).

Ich wurde in ein Kriegsgefangenenlager für Frauen verlegt, da dies als entwürdigend angesehen wurde. Einige Frauen hatte man an Orten wie Hong Kong gefangengenommen. Einige von ihnen befanden sich wirklich in einem schrecklichen Zustand, aufgrund der regelmäßigen Vergewaltigungen.

Erwähnenswert ist, dass es zu dieser Zeit einige deutsche Offiziere gab, die die Japaner «berieten». Und diese Offiziere wurden immer mit den bestaussehendsten Frauen versorgt, und die Perversionen – nun, so etwas habe ich noch nie gesehen. Es scheint, dass die Deutschen nicht nur in der Kriegsführung, sondern auch in anderen Dingen «hervorragend» sind.

Nach einiger Zeit, nachdem meine Knöchel wieder verheilt und meine Nägel nachgewachsen waren, gelang mir die Flucht, und ich machte mich auf den langen und mühevollen Weg zurück nach Chungking. Die Stadt war noch nicht in den Händen der Japaner, und meine Berufskollegen dort vollbrachten Wunder, um meine Gesundheit wiederherzustellen. Meine Nase war gebrochen worden und war zuvor – nach westlichem Standard – eher breit gewesen. Doch nun, aufgrund der chirurgischen Eingriffe, war sie zu einer stattlichen Angelegenheit geworden, die es mit der jeder westlichen Person hätte aufnehmen können.

Doch der Krieg erreichte auch Chungking, der brutale Krieg der japanischen Besatzer. Ein weiteres Mal wurde ich gefangengenommen und gefoltert, bis man mir schließlich erneut die Verantwortung für ein Gefangenenlager übertrug, wo ich mein Bestes für die kranken Gefangenen tat.

Unglücklicherweise wurde ein hoher Offizier aus einer anderen Region versetzt und erkannte mich als entflohenen Gefangenen wieder.

Die ganzen Qualen begannen von Neuem. Man brach mir beide Beine an zwei Stellen, um mir eine Lektion in Sachen Flucht zu erteilen. Dann legte man mich auf eine Streckbank und meine Arme und Beine wurden extrem straff auseinandergezogen. Außerdem versetzte man mir einen heftigen Schlag in den unteren Rücken, der zu schweren Komplikationen an der Wirbelsäule führte und bis heute die Ursache meiner Wirbelsäulenverkrümmung ist, die es mir unmöglich macht, aufrecht zu stehen.

Nachdem meine Wunden ein weiteres Mal verheilt waren, gelang mir erneut die Flucht. Da ich mich in einer Gegend befand, in der man mich gut kannte, suchte ich den Wohnort bestimmter Missionare auf. Sie empfingen mich mit Ausrufen der Betroffenheit wie: «Aber, aber, so etwas geht doch nicht!», und anderen Mitleidsbekundungen – das ganze Repertoire eben. Sie behandelten meine Wunden, gaben mir Schmerzmittel – und benachrichtigten dann umgehend die japanischen Gefängniswärter, da sie, wie sie mir erklärten, ihre Missionsstation schützen wollten und ich nicht einer von «ihnen» sei.

Zurück im Gefängnislager wurde ich derart übel behandelt, dass man befürchtete, ich würde es nicht überleben, aber sie wollten, dass ich überlebe, denn sie waren sich sicher, dass ich über Informationen verfügte, die sie brauchten. Informationen, die ich weigerte preiszugeben.

Schließlich wurde entschieden, dass ich zu leicht entkommen konnte, und so überführte man mich aufs japanische Festland, in ein Dorf am Meer in der Nähe der Stadt Hiroshima. Dort wurde ich erneut als verantwortlicher Arzt in einem Gefangenenlager für Frauen eingesetzt – Frauen, die aus Hongkong, Shanghai und anderen Städten hierher gebracht worden waren. Sie wurden mit der vagen Aussicht festgehalten, bei späteren Verhandlungen als Geiseln eingesetzt zu werden, denn der Krieg verlief sehr schlecht für die Japaner, und den Anführern war klar, dass es kaum noch Hoffnung auf einen Sieg gab.

Eines Tages waren Flugzeugmotorengeräusche zu hören, und dann bebte die Erde, während eine riesige Wolkensäule in der Ferne aufstieg – ein rollendes, pilzförmiges Gebilde, das sich hoch in den Himmel türmte. Um uns herum brach Panik aus. Die Wachen zitterten wie erschreckte Ratten, und ich, stets auf eine solche Gelegenheit bedacht, kletterte kurzerhand über einen Zaun und machte mich zum Strand auf. Ein Fischerboot lag da – verlassen. Mit letzter Kraft gelang es mir, ins Boot zu steigen und es mithilfe einer Stange ins tiefere Wasser zu stoßen. Erschöpft brach ich zusammen und fiel in das stinkende Schlagwasser. Das Boot wurde von der einsetzenden Gezeitenströmung aufs offene Meer hinausgetrieben, doch davon bemerkte ich nichts – bis ich benommen erwachte und erschrocken feststellte, dass mir einmal mehr die Flucht gelungen war.

Schmerzvoll richtete ich mich etwas aus dem Schlagwasser auf und sah mich besorgt um. Die Japaner würden bestimmt Schnellboote einsetzen, dachte ich, um den notorischen Ausbrecher wieder einzufangen. Doch nein, kein einziges Boot war in Sicht. Doch am Horizont, über der Stadt Hiroshima, zeigte sich ein stumpfes, teuflisches rotes Glühen, und der Himmel war schwarz. Aus dieser Schwärze fielen «Dinge» herab – blutrote Tropfen, rußige Kleckse, schwarzer, schmieriger Regen.

Der Hunger quälte mich. Ich sah mich um und entdeckte an der Stützwand zum Bug hin einen kleinen Schließkasten. Darin lagen alte Fischstücke, vermutlich als Köder gedacht. Es waren gerade genug, um mich halbwegs am Leben zu halten, und ich war dem Fischer sehr dankbar, dass er sie dort zurückgelassen hatte.

Ich legte mich quer über die Sitze des Bootes und fühlte ein starkes Unbehagen, denn das Boot schaukelte auf eine seltsame und ungewöhnliche Weise hin und her. Auch das Meer selbst verhielt sich merkwürdig – die Wellen waren anders als alles, was ich je gesehen hatte, fast so, als hätte ein Unterwasser-Erdbeben stattgefunden.

Ich schaute mich um, und der Eindruck war ausgesprochen unheimlich. Es gab nirgendwo irgendwelche Anzeichen von Leben. An einem Tag wie

diesem hätten normalerweise viele Fischerboote draußen auf dem Meer sein müssen, da Fisch das Hauptnahrungsmittel der Japaner ist. Ich fühlte mich höchst unbehaglich, denn aufgrund meiner telepathischen und hellsichtigen Fähigkeiten erhielt ich völlig außergewöhnliche und verwirrende Eindrücke – es waren so viele, dass ich sie schlicht nicht begreifen konnte.

Die ganze Welt schien still zu sein, abgesehen von einem seltsamen Summen des Windes. Dann entdeckte ich hoch über mir ein Flugzeug – ein sehr großes Flugzeug, das kreiste. Da ich aufmerksam hinsah, konnte ich das große Objektiv einer Luftbildkamera erkennen, das nach unten gerichtet war. Offenbar wurden Fotos von der Gegend gemacht, doch den Grund dafür kannte ich damals nicht.

Bald drehte das Flugzeug ab und flog aus meinem Sichtbereich und ich war wieder allein. Es waren weit und breit keine Vögel zu sehen – seltsam, dachte ich, sonst kreisten die Seevögel doch immer um die Fischerboote. Aber es waren auch keine anderen Boote zu sehen. Es gab nirgendwo irgendwelche Anzeichen von Leben, und ich erhielt immerzu diese merkwürdigen Eindrücke, die meine übersinnlichen Wahrnehmungen ansprachen. Schließlich wurde ich ohnmächtig, denn plötzlich wurde alles schwarz.

Das Boot segelte mit meinem bewusstlosen Körper ins Unbekannte hinaus.

Kapitel 6

Nach Tagen, die endlos schienen – ehrlich gesagt wusste ich überhaupt nicht, wie lange es war – hörte ich plötzlich barsche, fremdländische Stimmen. Ich spürte, wie ich grob an Armen und Beinen hochgehoben, hin und her geschwungen und schließlich neben das Boot ins Wasser geworfen wurde. Ich landete mit einem Platschen direkt am Wasser, öffnete benebelt die Augen und stellte fest, dass ich eine unbekannte Küste erreicht hatte.

Vor mir sah ich zwei Männer, die hektisch das Boot ins Wasser schoben und im letzten Augenblick an Bord sprangen. Dann überkam mich erneut der Schlaf oder die Bewusstlosigkeit.

Meine Wahrnehmung war sehr eigenartig: Ich hatte das Gefühl zu schaukeln, bis die Bewegung plötzlich aufhörte. Fünf Tage später, wie ich später erfuhr, kehrte ich wieder in das Land der Lebenden zurück und fand mich in einer sauberen Hütte wieder, dem Zuhause eines buddhistischen Priesters. Ich sei erwartet worden, sagte er mir etwas stockend, denn unsere Sprachen waren ähnlich, aber nicht gleich, was zu Verständigungsschwierigkeiten führte.

Der Priester, ein alter Mann, hatte Träume gehabt – so nannte er sie jedenfalls – dass er noch auf der Erde bleiben müsse, um einem «Großen, der von weit herkäme», Hilfe zu leisten. Er selbst war dem Tode nahe durch Hunger und Alter. Sein bräunlich-gelbes Gesicht wirkte aufgrund der Unterernährung fast durchsichtig. Doch von irgendwoher wurde Essen besorgt, und nach mehreren Tagen kam ich wieder etwas zu Kräften. Schließlich, als ich dachte, meinen Lebensweg fortsetzen zu können, erwachte ich eines Morgens und entdeckte den alten Mann neben mir, mit überkreuzten Beinen sitzend – und tot. Er war eiskalt, also musste er bereits in der ersten Hälfte der Nacht gestorben sein.

Ich holte einige Bewohner aus dem kleinen Weiler, in dem die Hütte stand, und gemeinsam schaufelten wir ein Grab, um ihm ein würdiges

Begräbnis mit buddhistischer Zeremonie zu bereiten. Nachdem diese Aufgabe erfüllt war, packte ich die verbliebenen, spärlichen Nahrungsmittelvorräte ein und machte mich auf den Weg.

Das Gehen fiel mir äußerst schwer. Ich war offenbar viel schwächer, als ich gedacht hatte, denn mir war übel und schwindelig. Doch ein Zurück gab es nicht. Ich hatte keine Ahnung, was mich erwartete, wer Feind und wer Freund war – nicht, dass ich in meinem Leben viele Freunde gehabt hätte. Also ging ich einfach weiter.

Nach endlos erscheinenden Kilometern erreichte ich einen Grenzübergang. Bewaffnete Männer lungerten in der Nähe einer Grenzstation herum. Ich erkannte ihre Uniformen von Bildern, die ich einmal gesehen hatte – es waren Russen. So konnte ich meinen Standort bestimmen: Ich befand mich auf der Straße nach Wladiwostok, einer der großen Hafenstädte Russlands im Fernen Osten.

Als mich die Grenzsoldaten entdeckten, hetzten sie sofort große Mastiffs auf mich. Die Hunde kamen zähnefletschend und geifernd auf mich zu, doch dann, sehr zum Erstaunen der Grenzsoldaten, sprangen sie freudig an mir hoch, da sie mich und ich sie als Freund erkannten. Diese Hunde waren noch nie zuvor telepathisch angesprochen worden, und ich vermute, sie hielten mich für einen der ihren. Jedenfalls sprangen sie aufgeregt um mich herum und begrüßten mich mit wildem Gejaule und freudigem Gebell. Die Grenzsoldaten waren höchst beeindruckt und hielten mich offenbar für einen aus ihren Reihen. So nahmen sie mich mit in ihre Wachstube und gaben mir zu essen. Ich erzählte ihnen, dass ich den Japanern entkommen sei, und da sie selbst gegen die Japaner im Krieg standen, war ich automatisch «auf ihrer Seite».

Am darauffolgenden Tag wurde mir eine Fahrt nach Wladiwostok angeboten, damit ich die Hunde begleiten konnte, die in die Stadt zurückgebracht werden sollten, da sie für die Grenzsoldaten zu aggressiv geworden waren. Dankbar nahm ich das Angebot an, und so fuhren die Hunde und ich auf

der Ladefläche eines Lastwagens mit. Nach einer recht holprigen Fahrt kamen wir schließlich in Wladiwostok an.

Ich war dennoch auf mich allein gestellt. Doch kaum hatten wir die Militärunterkunft in Wladiwostok erreicht, durchbrachen plötzlich Höllenlärm, Schreie und fletschendes Hundegebell die Luft. Einige der Hunde in einem großen Gehege waren plötzlich blutrünstig geworden und hatten die Wärter, die sie zu beruhigen versuchten, angegriffen. Ein Kommandant erschien, und nachdem er gehört hatte, was die Grenzsoldaten ihm erzählt hatten, befahl er mir, die Hunde zu bändigen. Glücklicherweise gelang mir das – und mithilfe der Telepathie konnte ich den Hunden klar machen, dass ich ihr Freund war und sie sich benehmen sollten.

Ich wurde einen Monat lang in dieser Militärunterkunft untergebracht, während die Hunde umgeschult wurden, und als der Monat um war, wurde mir erlaubt, wieder meinen eigenen Weg zu gehen.

Meine Aufgabe bestand nun darin, den schlimmen Drang zufriedenzustellen, den ich verspürte, weiterzuziehen. Einige Tage lang streifte ich durch Wladiwostok und machte mir Gedanken darüber, wie ich nach Moskau gelangen könnte. Schließlich hörte ich von der Transsibirischen Eisenbahn. Doch eine große Gefahr bestand darin, dass zahlreiche Flüchtlinge nach Moskau wollten, und entlang der langen Strecke lagen Gräben neben den Gleisen, in denen Wachen lauerten. Diese konnten unter die Züge blicken und jeden erschießen, der sich unten am Gestänge festklammerte.

Dann aber zeigte mir einer der Männer vom Wladiwostoker Grenzschutz, mit dem ich den letzten Monat zusammengearbeitet hatte, wie man die Wachen umgehen konnte, und so kam es, dass ich nach Woroschilow (heutiges Ussurijsk, Anm. d.Ü.) ging, wo es keine Kontrollen der Eisenbahnzüge gab. Ich nahm in einer Umhängetasche Essen mit und hielt Ausschau nach einem passenden Zug. Irgendwann gelang es mir, einen Zug zu besteigen und mich unter ihn, zwischen die Räder, zu legen. Das heißt, ich band mich an der Unterseite des Wagonbodens fest, sodass ich mich ziemlich hoch über den Achsen befand und durch die Schmierkästen verdeckt war.

Der Zug setzte sich in Bewegung, und etwa zehn Kilometer lang musste ich es aushalten, nur von den Seilen gehalten zu werden. Dann entschied ich, dass es sicher genug war, in einen der Waggons zu klettern. Es war stockdunkel, denn der Mond war noch nicht aufgegangen. Mit großer Anstrengung gelang es mir, eine der Waggontüren zu öffnen, und ich kletterte mühsam hinein.

Etwa vier Wochen später erreichte der Zug Noginsk, ein kleiner Ort etwa fünfundsechzig Kilometer von Moskau entfernt. Hier, dachte ich, wäre der beste Ort, um abzuspringen. So wartete ich, bis der Zug vor einer Kurve verlangsamte und dann sprang ich sicher auf den gefrorenen Boden.

Ich lief weiter und immer weiter, doch es war in der Tat ein sehr beunruhigender Anblick: Überall lagen Leichen neben der Straße, die Leichname von Menschen, die vor Hunger gestorben waren. Vor mir torkelte ein älterer Mann und brach zusammen. Reflexartig wollte ich mich bücken, um zu sehen, ob ich ihm helfen konnte, als eine Stimme leise flüsterte: «Vorsicht, Genosse Fremdling! Wenn die Polizei dich sieht, denkt sie, du willst ihn plündern. Sie werden dich erschießen. Geh weiter!»

Mit der Zeit erreichte ich das Moskauer Stadtzentrum und blickte zum Lenin-Denkmal hinauf, als ich plötzlich zu Boden geschlagen wurde – wie ich feststellte, von einem Gewehrkolben. Sowjetpolizisten standen über mir und gaben mir wiederholt Fußtritte, um mich zum Aufstehen zu bewegen. Sie fragten mich aus, aber sie hatten einen derart starken «Großstadt»-Akzent, dass es mir völlig unmöglich war, dem, was sie sagten, zu folgen. Schließlich wurde ich unter Bewachung zweier Männer und eines dritten, der mir einen riesigen Revolver in den Rücken drückte, abgeführt. Bald erreichten wir ein düsteres Gebäude, wo man mich in einen kleinen Raum schob. Hier wurde ich äußerst rau verhört, und ich schloss daraus, dass in Moskau eine enorme Angst vor Spionen herrschte. Offenbar hielt man mich für einen Spion, der versucht hatte, in den Kreml zu gelangen!

Nachdem ich einige Stunden in einem kleinen Raum von der Größe einer Besenkamer gestanden hatte, fuhr ein Auto vor, und ich wurde ins

Lubjanka-Gefängnis überführt. Das ist das schlimmste Gefängnis in Russland – ein Foltergefängnis, ein Todesgefängnis. Ein Ort, an dem sie ein eigenes Krematorium betrieben, das dazu diente, jegliche Beweise von Körperverstümmelungen zu beseitigen.

Am Eingang der Lubjanka, in einer kleinen Vorhalle, musste ich meine Schuhe ausziehen und barfuß weitergehen. Die Wachmänner, die mich begleiteten, streiften dicke Wollsocken über ihre Stiefel, und dann führte man mich wortlos durch einen düsteren Korridor, der endlos zu sein schien. Kein Laut war zu hören.

Ein seltsames Rascheln war zu vernehmen, und die Wachmänner drückten mich mit dem Gesicht zur Wand. Plötzlich wurde mir etwas über den Kopf gezogen, sodass ich kein Licht mehr sehen konnte. Ich spürte nur vage, dass jemand an mir vorbeiging. Nach einigen Minuten riss man das Tuch grob von meinem Kopf und stieß mich erneut vorwärts.

Nach einer schier unvorstellbaren Zeit wurde völlig lautlos eine Türe geöffnet und ich erhielt einen kräftigen Stoß in den Rücken. Ich stolperte vorwärts und fiel. Es gab drei Stufen, doch in der stockdunklen Zelle konnte ich sie nicht sehen, also fiel ich hinunter und blieb bewusstlos liegen.

Die Zeit kroch in quälender Langsamkeit dahin. Ab und zu drangen Schreie durch die zitternde Luft, die kurz darauf in einem Gurgeln verstummten.

Irgendwann später kamen Wachmänner in meine Zelle und signalisierten mir, mit ihnen zu gehen. Ich wollte gerade etwas sagen, worauf ich geohrfeigt wurde, während ein anderer Wachmann den Finger auf die Lippen legte – das universelle Zeichen für «Stillsein!». Sie führten mich aus der Zelle und wieder durch die endlos langen Korridore, bis ich mich schließlich in einem hell erleuchteten Verhörraum wiederfand. Dort stellten mir die Vernehmungsbeamten immer und immer wieder die gleichen Fragen. Als ich meine Aussage nicht änderte, erhielten zwei Wachmänner besondere Anweisungen. Daraufhin folgte eine kurze Führung durch die Lubjanka: Man führte mich durch die Korridore und zeigte mir die Folterkammern, in denen die

armen Unglücklichen, Männer wie Frauen, die Qualen der Verdammten erlitten. Ich sah Folterungen und bestialische Praktiken von solcher Grausamkeit, dass ich es nicht wage, sie hier zu beschreiben, und da ich die westlichen Menschen kenne, weiß ich, dass sie es mir ohnehin nicht glauben würden.

Man brachte mich in einen steinernen Raum, in dem sich so etwas wie Kabinen befanden. Die Steinkabinen ragten etwa einen Meter von der Wand in den Raum hinein, und die Wachmänner führten mir vor, wie ein Mann oder eine Frau nackt in eine Kabine gestoßen würde, die Hände an die Wand vor sich gedrückt. Dann würde dem Gefangenen in den Nacken geschossen, er fiele nach vorne, und das Blut liefe in einen Abfluss, sodass keine unnötige Sauerei entstünde. Die Gefangenen seien dabei stets nackt, weil es nach russischer Denkweise keinen Sinn mache, Kleider zu verschwenden, die noch von Lebenden getragen werden könnten.

Von diesem Ort brachte man mich hastig hinaus und führte mich durch einen anderen Korridor zu einem Raum, der wie eine Backstube aussah. Doch schnell erkannte ich, dass es keine war – hier wurden Leichname und Körperteile kremiert. Als ich ankam, zog man gerade ein eingeäschertes Skelett aus einem Ofen und warf es in eine große, rotierende Mühle, welche die Knochen mit schrecklichem Knacken zermahlte. Der Knochenstaub, wie ich erfuhr, wurde den Bauern als Dünger gebracht, ebenso die Asche.

Aber es bringt nichts, noch weiter über all die Folterungen zu berichten, die ich erleiden musste. Es genügt zu erwähnen, dass ich irgendwann vor drei hohe Beamte geschleppt wurde. Sie hielten Unterlagen in den Händen, die, wie sie sagten, die Tatsache bestätigten, dass ich einflussreichen Leuten in Wladiwostok geholfen hatte. Ein weiteres Schreiben bestätigte, dass ich der Tochter einer anderen Person geholfen hatte, aus dem japanischen Kriegsgefangenenlager zu fliehen. Man teilte mir mit, dass ich nicht hingerichtet, sondern nach Stryj gebracht werden würde. Truppen würden von Russland dorthin verlegt werden, und ich würde als Gefangener mit ihnen gehen. In Stryj, so erklärte man mir, würde dann meine Abschiebung erfolgen.

Schließlich, nach etlichen Verzögerungen, weil ich zu krank für eine Verlegung war und mehr Zeit zur Erholung brauchte – wurde ich letztendlich einem Gefreiten übergeben, der von zwei Soldaten begleitet wurde. Sie führten mich durch die Straßen von Moskau zum Bahnhof. Das Wetter war eisig kalt, bitterkalt, doch man bot mir kein Essen an, obwohl die drei Soldaten jeweils einmal weggingen, um sich zu verpflegen.

Ein großer Trupp russischer Soldaten traf am Bahnhof ein, und ein Unteroffizier kam herüber und teilte mit, dass die Befehle geändert worden seien und ich stattdessen nach Lvov fahren würde (Lvov, Lemberg, heutige Ukraine, Anm. d.Ü.). Man brachte mich in den Zug, der mit viel Rütteln und Rucken losfuhr, und schließlich erreichten wir die Stadt Kiew.

Hier bestieg ich zusammen mit einigen Soldaten einen Truppentransporter, um genau zu sein, vierzig Soldaten und ich wurden in einen einzigen hineingezwängt. Dann raste der Lastwagen los, doch unser Fahrer fuhr viel zu schnell und war zu unerfahren. Er prallte gegen eine Mauer, dabei riss der Benzintank auf, und der Transporter fing Feuer. Ich verlor das Bewusstsein und kam erst wieder zu mir, als ich bereits in ein Krankenhaus gebracht worden war. Dort wurde ich geröntgt, und man stellte fest, dass ich drei gebrochene Rippen hatte, von denen eine meinen linken Lungenflügel durchstochen hatte. Mein linker Arm war an zwei Stellen gebrochen, ebenso mein linkes Bein, wieder mal am Knie und am Knöchel. Zudem war eine abgebrochene Bajonettspitze eines Soldaten in meine linke Schulter eingedrungen und hatte nur knapp eine lebenswichtige Arterie verfehlt.

Ich erwachte nach der Operation und erblickte eine beleibte Ärztin, die mich ohrfeigte, um mich wieder zu Bewusstsein zu bringen. Ich sah, dass ich mich in einem Saal mit vierzig oder fünfzig anderen Männern befand. Die Schmerzen, die ich hatte, waren kaum auszuhalten, und es gab nichts, um die Schmerzen zu lindern. Eine ganze Weile schwebte ich zwischen Leben und Tod.

Am zweiundzwanzigsten Tag meines Aufenthalts im Krankenhaus kamen zwei Polizisten auf die Abteilung, rissen mir die Decke von meinem

Bett und schnauzten: «Beeil dich, du wirst deportiert. Du hättest schon vor drei Wochen gehen sollen!»

So brachte man mich nach Lvov und teilte mir mit, dass ich für meine Krankenhausbehandlung ein Jahr lang arbeiten müsse, um sie zu begleichen – ich sollte Straßen reparieren und instandsetzen. Einen Monat lang hielt ich durch, saß am Straßenrand und zerschlug Steine. Doch aufgrund meiner noch immer nicht vollständig verheilten Wunden brach ich schließlich zusammen und hustete Blut. Man brachte mich erneut ins Krankenhaus. Dort erklärte mir der Arzt, dass ich nicht im Krankenhaus bleiben könne, da ich bald sterben würde und er Schwierigkeiten bekäme, wenn noch mehr Gefangene in diesem Monat stürben, denn er habe seine «Quote» bereits überschritten.

So kam es, dass ich abgeschoben wurde und einmal mehr zum Wanderer wurde. Zum ersten Mal von vielen sagte man mir, ich hätte nur noch kurze Zeit zu leben – doch wie so oft danach hat sich diese Vorhersage nicht bewahrheitet.

Als ich eine Straße entlangging, fiel mir ein sehr besorgter Mann auf, der neben einem liegengebliebenen Fahrzeug stand. Nun ja, da ich mich gut mit Auto- und Flugzeugmotoren auskannte, blieb ich stehen und bot ihm meine Hilfe an. Schnell stellte ich fest, dass es nichts Ernstes war, zumindest nichts, was ich nicht reparieren konnte. Es gelang mir, das Fahrzeug wieder flottzumachen, und der Mann war so dankbar dafür, dass er mir eine Arbeit anbot. Das ist aber nicht so verwunderlich, wie es scheinen mag, denn dieses Fahrzeug war vor einiger Zeit an mir vorbeigefahren, als wir gleichzeitig eine Brücke über einen Fluss überquert hatten, genau dort, wo die Grenzwachen standen. Er musste längere Zeit dort warten, und ich nehme an, er hatte die Fußgänger beobachtet und sich gefragt, was sie wohl so vorhatten und wohin sie gingen – irgendetwas, um sich die Zeit zu vertreiben. Ich hingegen konnte die Grenze in kürzester Zeit überqueren – so ziemlich das einzige Mal in meinem Leben, dass mir das gelungen ist! Wie auch immer, er bot mir eine Arbeit an, und ich konnte seiner Aura entnehmen, dass er ein

einigermaßen ehrlicher Mann war – mit anderen Worten, so ehrlich, wie er es sich eben leisten konnte. Er erklärte mir, dass er Autos an verschiedene Orte bringen lassen müsse, also nahm ich sein Angebot an, und es bot sich mir eine wirklich wunderbare Gelegenheit, Europa kennenzulernen.

Er kannte den Ort sehr gut und hatte «Verbindungen». Er sah sich meine Papiere an und erschauerte bei ihrem Anblick. Er meinte, dass ich mit diesen Papieren, die den Stempel «Deportee» trugen, nirgendwo anders hinkäme als ins Gefängnis. Damit ließ er mich eine Weile am Straßenrand stehen, bevor er zurückkam und mich an einen Ort fuhr – den ich hier nicht verraten werde – an dem ich mit neuen Ausweispapieren ausgestattet wurde: Einem gefälschten Pass und allen notwendigen Reisedokumenten.

So kam es also, dass ich für ihn fuhr. Er schien Angst vor dem Autofahren zu haben, und es war mein Glück, dass es so war. Ich fuhr nach Bratislava und weiter nach Wien. Wien, das konnte ich sehen, musste eine wunderschöne Stadt gewesen sein, doch jetzt war sie schwer von den Folgen des Krieges gezeichnet. Wir blieben zwei oder drei Tage dort, und ich versuchte, so viel wie möglich von der Stadt zu sehen – was jedoch nicht ganz einfach war, denn die Menschen waren Fremden gegenüber sehr misstrauisch. Immer wieder wandte sich jemand heimlich an einen Polizisten, und es folgte ein geflüstertes Gespräch. Der Polizist überprüfte daraufhin seine Waffe, bevor er sich mir näherte und verlangte: «Ihre Papiere!» Das bot mir jedes Mal eine gute Gelegenheit, die «Echtheit» meiner Papiere zu testen, und nie gab es deswegen irgendwelche Beanstandungen.

Von Wien aus fuhren wir nach Klagenfurt, wo wir nur eine kurze Verzögerung hatten. Ich musste etwa acht Stunden im kalten Nieselregen warten und war ganz durchgefroren. Außerdem wurde ich ziemlich hungrig, da alles rationiert war und ich nicht die richtigen Lebensmittelmarken besaß. Doch Hunger war mir vertraut, also fügte ich mich einfach meinem Schicksal.

Wir fuhren durch die Nacht nach Italien und weiter bis nach Venedig. Dort musste ich zu meinem Bedauern zehn Tage bleiben – unglückliche

zehn Tage, denn ich bin mit einem sehr ausgeprägten Geruchssinn gesegnet oder vielleicht eher gestraft. Und wie wohl jeder weiß, sind die Kanäle in Venedig offene Abwasserkanäle. Aber wie soll man auch geschlossene Abwasserkanäle bauen, wenn der ganze verflixte Ort ständig überschwemmt ist? Auf jeden Fall war es gewiss kein Ort zum Schwimmen!

Die zehn Tage schleppten sich dahin. Der ganze Ort schien voll von Amerikanern zu sein, die Unmengen an Geld hatten und reichlich tranken. Es war ein alltäglicher Anblick, dass Amerikaner mit einer riesigen Geldrolle auftauchten, von der die meisten Italiener ein Jahr lang hätten leben können. Viele dieser Amerikaner, so wurde mir gesagt, seien Deserteure der US-Armee oder der Luftwaffe, die groß ins Schwarzmarktgeschäft eingestiegen waren.

Von Venedig aus fuhren wir weiter nach Padua, einem sehr geschichtsträchtigen Ort, der überall Spuren der Vergangenheit zeigte. Ich verbrachte dort eine Woche. Mein Arbeitgeber schien groß im Geschäft zu sein, und ich staunte über die vielen Freundinnen, die er unterwegs aufsammelte, wie andere Leute am Wegrand Blumen pflückten. Sicherlich lag das auch daran, dass er ein dickes Bankkonto hatte.

In Padua änderte mein Arbeitgeber plötzlich seine Pläne. Eines Tages kam er zu mir und erklärte, dass er zurück in die Tschechoslowakei fliegen müsse. Doch es gäbe einen Amerikaner, der mich sehr gerne kennenlernen wolle – ein Mann, der anscheinend gut über mich Bescheid wisse. Also wurde ich diesem Mann vorgestellt. Er war ein sehr großer, beleibter Mann mit dicken, wulstigen Lippen und einer Freundin, der es offenbar egal war, ob sie verhüllt war oder nicht. Der Amerikaner handelte ebenfalls mit Autos, Lastwagen und verschiedenen anderen Fahrzeugen. Für eine Zeit fuhr ich in Padua einen großen Lastwagen für ihn. Meine Ladung bestand aus Dienstfahrzeugen, darunter einige von hochrangigen Nazis und faschistischen Funktionären, die ihr Leben und ihre Autos verloren hatten. Diese Autos – nun ja, ich verstand nicht ganz, was mit ihnen geschah, doch offenbar wurden sie in die USA exportiert, wo sie sagenhafte Preise erzielten.

Mein neuer Arbeitgeber, der Amerikaner, wollte, dass ich einen Spezialwagen in die Schweiz und von dort ein weiteres Auto nach Deutschland überführte. Als ich ihm jedoch erklärte, dass meine Ausweispapiere dafür nicht ausreichen würden, wischte er meine Bedenken zunächst beiseite. Schließlich meinte er jedoch: «Mensch, ich habe genau das Richtige für dich. Ich weiß, was wir tun könnten. Vor zwei Tagen ist ein betrunkener Amerikaner gegen einen Betonpfeiler gefahren und wurde dabei völlig zerquetscht. Meine Männer nahmen ihm seine Papiere ab, bevor sie von seinem Blut besudelt wurden. Hier sind sie.»

Er drehte sich um, wühlte in seiner bis zum Bersten gefüllten Aktentasche und zog schließlich ein Bündel Unterlagen hervor. Ich wurde sofort aufmerksam, als ich erkannte, dass es die Dokumente eines Schiffsmaschinisten waren. Alles war dabei: der Pass, der Gewerkschaftsausweis, die Arbeitsbewilligung, Geld – einfach alles. Nur eine Sache stimmte nicht: das Foto.

Als ich den Amerikaner darauf aufmerksam machte, lachte er, als würde er nie wieder aufhören, und sagte: «Foto? Komm mit. Das werden wir gleich erledigen!» Er zerrte mich aus dem Hotelzimmer und wir gingen an einen zwielichtigen Ort, der über viele Steintreppen hinunterführte. Dort klopfte er mit einem Geheimcode an die Tür, und wir wurden in einen schäbigen Raum eingelassen, in dem sich eine Gruppe Männer herumtrieb. Ich konnte auf den ersten Blick erkennen, dass hier Geldfälscher am Werk waren, auch wenn ich nicht sagen konnte, welche Art von Geld sie fälschten, aber das ging mich nichts an. Das Problem wurde ihnen geschildert, und schnell wurde ein Foto von mir gemacht sowie meine Unterschrift erfasst. Dann schickte man uns wieder hinaus.

Am nächsten Abend klopfte es an die Hoteltür und ein Mann kam mit meinen Papieren herein. Ich sah sie mir an und konnte es kaum glauben – sie waren so perfekt, dass ich eigenhändig unterschrieben und alle Details ausgefüllt habe. Ich dachte bei mir: «Gut, jetzt, wo ich all diese Papiere habe, sollte es eigentlich möglich sein, irgendwo an Bord eines Schiffes als

Maschinist anzuheuern und in die Vereinigten Staaten zu reisen. Genau dorthin muss ich, in die Vereinigten Staaten. Also werde ich das Angebot dieses Mannes annehmen, in der Hoffnung, dass mich diese Arbeit eines Tages an einen großen Hafen bringen wird.»

Mein neuer Arbeitgeber war von meinem Gesinnungswechsel so begeistert, dass er mir als Erstes eine große Geldsumme in die Hand drückte und mir einen leistungsstarken Mercedes anvertraute, den ich in die Schweiz fahren sollte. Ohne Probleme gelang es mir, durch den Zoll und die Einreisekontrolle zu kommen. Anschließend wechselte ich das Auto an der angegebenen Adresse und fuhr weiter nach Deutschland, nach Karlsruhe, wo man mir mitteilte, dass ich nach Ludwigshafen weiterfahren müsse. Ich fuhr also dorthin, und zu meinem großen Erstaunen fand ich dort meinen Arbeitgeber vor. Er war erfreut, mich zu sehen, da er von seinen Kontakten in der Schweiz erfahren hatte, dass der Mercedes makellos abgeliefert worden sei.

Ich blieb drei Monate in Deutschland, eigentlich waren es etwas mehr als drei Monate, und fuhr verschiedene Autos an unterschiedliche Orte – wobei das Ganze, offen gesagt, für mich keinen wirklichen Sinn ergab, warum ich diese Autos überführte. Doch ich hatte genügend freie Zeit und nutzte sie gut: Ich besorgte mir viele Bücher über Schiffsmotoren und die Aufgaben eines Schiffsmaschinisten und studierte sie intensiv. Ich ging in Schiffsmuseen und schaute mir Schiffsmodelle und Schiffsmotorenmodelle an, sodass ich am Ende der drei Monate sehr zuversichtlich war, mein Ingenieurwissen auch im Schiffsmaschinenbau anwenden zu können.

Eines Tages fuhr mich mein Arbeitgeber zu einem stillgelegten Flugplatz. Wir hielten vor einem ehemaligen Hangar an, und Männer eilten herbei, um die Tore zu öffnen. Drinnen stand eine wahrhaft sonderbare Maschine, die aus lauter gelben Längsträgern zu bestehen schien. Das Ungetüm hatte acht Räder und an einem Ende eine riesige Stahlschaufel. Am anderen Ende, etwas erhöht, befand sich eine kleine verglaste Führerkabine. Mein Arbeitgeber fragte: «Kannst du dieses Ding nach Verdun bringen?»

«Ich sehe keinen Grund, warum nicht», sagte ich. «Es hat einen Motor und Räder, also sollte es fahrbar sein.» Einer der Mechaniker dort zeigte mir, wie man das Ding startete und bediente, und ich übte, indem ich auf der stillgelegten Flugzeugpiste auf und ab fuhr. Ein diensteifriger Polizist kam auf das Gelände gerauscht und verkündete, dass dieses Gefährt nur nachts gefahren werden dürfe und hinten ein Mann mitfahren müsse, der den Verkehr im Auge behielt. Also übte ich weiter, während jemand gesucht wurde, der mich begleiten konnte. Schließlich, als ich sicher war, dass ich die Maschine in Bewegung setzen und, noch wichtiger, zum Stillstand bringen konnte, brachen mein Hintermann und ich nach Verdun auf. Aufgrund der Verkehrsregeln in Deutschland und Frankreich durften wir nur nachts fahren und eine Geschwindigkeit von dreißig Stundenkilometern nicht überschreiten – es wurde also eine sehr langsame Reise. So hatte ich reichlich Zeit, mir die Gegenden anzusehen. Ich sah kriegsversehrte Landschaften und die ausgebrannten Wracks von Panzern, Flugzeugen und Kanonen. Ich sah zerstörte Häuser, von denen oft nur noch die Grundmauern übrig waren. «Krieg», dachte ich, «wie sonderbar, dass Menschen so miteinander umgehen. Wenn die Menschen doch nur unser Gesetz befolgen würden, dann gäbe es keine Kriege. Unser Gesetz lautet: ‹Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu›. Ein Gesetz, das Kriege effektiv verhindern würde.»

Aber ich sah auch einige sehr schöne Landschaften, doch ich wurde nicht bezahlt, um die Landschaften zu bewundern, sondern dafür, dieses klappernde Ungetüm von einem Gefährt sicher nach Verdun zu bringen.

Endlich trafen wir in der Stadt ein, und früh am Morgen, bevor der Verkehr stärker wurde, lenkte ich das Gefährt auf einen großen Parkplatz, wo man uns bereits erwartete. Ein grimmig aussehender Franzose mit einem fast quadratischen Schädel eilte auf mich zu und rief: «Jetzt bring dieses Ding nach Metz!»

Ich antwortete: «Nein, ich wurde nur bezahlt, dieses Ding hierher zu bringen, und ich fahre damit keinen Schritt weiter.»

Völlig unerwartet zog er plötzlich eines dieser gefährlichen Messer hervor, bei dem man auf einen Knopf drückt und die Klinge herausspringt und einrastet. Er kam mit dem Messer auf mich zu, aber ich war gut trainiert und hatte nicht vor, mich von einem Franzosen abstechen zu lassen. Mit einem Karateschlag schickte ich ihn krachend zu Boden, das Messer flog ihm dabei aus der Hand. Für einen Schreckensmoment lag er benommen da, dann sprang er mit einem Wutschrei auf die Beine, so schnell, dass sich seine Füße bewegten, bevor sie den Boden berührten. Er rannte in die nahe Werkstatt, griff nach einem Brecheisen, mit dem man Kisten öffnete, und stürmte wieder heraus. Er rannte auf mich zu und versuchte, mir das Brecheisen über die Schultern zu schlagen. Ich ließ mich auf die Knie fallen, schnappte mir seine Knie und zog kräftig daran. Dabei drehte ich etwas heftiger, als ich beabsichtigt hatte, und sein Bein brach mit einem lauten Knacks am Knie.

Ich rechnete nun damit, von der Polizei festgenommen zu werden. Doch stattdessen erhielt ich Applaus von den umstehenden Arbeitern. Kurz darauf traf ein Polizeiauto ein, aus dem sehr streng aussehende Polizisten stiegen. Nachdem ihnen berichtet wurde, was passiert war, schlossen auch sie sich dem Applaus an und – zu meinem großen Erstaunen – luden sie mich anschließend zu einem guten Essen ein!

Nach dem Essen besorgten sie mir eine Unterkunft, und als ich dort angekommen war, kam ein Mann vorbei und sagte mir, dass er von mir gehört habe und fragte, ob ich an einem neuen Job interessiert sei. Natürlich war ich das. Also nahm er mich mit in ein Café, in dem zwei ältere Damen saßen, die offensichtlich auf mich warteten. Sie waren sehr, sehr alt und ausgesprochen autokratisch. Eine Weile sprachen sie mich mit «mein guter Mann» an, bis ich ihnen erklärte, dass ich nicht «ihr guter Mann» sei und eigentlich nichts mit ihnen zu tun haben möchte. Daraufhin lachte eine der beiden schallend und meinte, sie würden einen geistreichen Mann sehr zu schätzen wissen!

Sie wünschten von mir, dass ich sie in einem fabrikneuen Auto nach Paris fahre. Nun ja, das kam mir wie gerufen, denn ich wollte ohnehin nach Paris.

Also stimmte ich zu, trotz der Bedingung, nicht schneller als sechzig Stundenkilometer zu fahren. Das war für mich kein Problem, schließlich war ich gerade erst mit dreißig Stundenkilometern von Ludwigshafen hierher gefahren.

Ich brachte die beiden alten Damen sicher nach Paris, und sie entlohnten mich äußerst großzügig für die Fahrt und machten mir viele Komplimente zu meiner Fahrweise. Tatsächlich boten sie mir sogar an, in ihre Dienste zu treten, da sie, wie sie sagten, gerne einen geistreichen Mann als Chauffeur hätten. Doch das war nicht das, was ich wollte. Meine eigentliche Aufgabe war noch nicht erfüllt, und der Gedanke, alte Damen mit etwa sechzig Stundenkilometern durch die Gegend zu fahren, reizte mich wenig. Daher lehnte ich ihr Angebot ab und machte mich auf die Suche nach einer anderen Arbeit.

Die Leute, bei denen ich das Auto der alten Damen abgeliefert hatte, empfahlen mir eine Unterkunft, und ich machte mich auf den Weg dorthin. Gerade als ich ankam, fuhr eine Ambulanz vor. Ich blieb draußen und wartete, bis sich die Aufregung gelegt hatte, und fragte dann einen Mann, was los sei. Er erklärte mir, dass ein Mann, der den Auftrag hatte, Möbel nach Caen zu bringen, gestürzt sei und sich wohl das Bein gebrochen habe. Er sei sehr besorgt, da er seine Arbeit verlieren könnte, wenn er nicht fahren oder keinen Ersatz finden würde. Als der Verletzte auf der Bahre weggetragen wurde, trat ich vor und bot ihm an, seinen Auftrag zu übernehmen. Die Sanitäter blieben einen Moment stehen, während wir uns unterhielten. Ich erklärte ihm, dass ich sowieso in diese Stadt reisen wolle, und dass er das Geld für die Fahrt behalten könne, wenn er alles organisierte. Ich würde mich lediglich um den Transport kümmern. Er sah hocherfreut aus trotz der Schmerzen in seinem Bein und sagte, dass er mir eine Nachricht aus dem Krankenhaus zukommen lassen würde. Darauf wurde er in die Ambulanz verladen und weggefahren.

Ich buchte ein Zimmer in der Pension, und später am Abend kam ein Freund des Möbelpackers vorbei. Er teilte mir mit, dass ich den Auftrag

übernehmen könne, wenn ich nach Caen mitfahre und beim Entladen der Möbel sowie beim Aufladen einer neuen Ladung helfen würde. Der Mann, so sagte er, hätte mein Angebot angenommen: Er bekäme das Geld und ich die Arbeit!

Schon früh am Morgen musste ich aufbrechen. Wir mussten bei einer der großen Villen in Paris vorfahren und den Möbelwagen beladen. Der Gärtner des Anwesens und ich übernahmen diese Aufgabe, da der Fahrer zu faul war und eine Ausrede nach der anderen fand, um sich zu drücken. Schließlich war der Wagen beladen, und wir fuhren los. Nach etwa zwei Kilometern hielt der Fahrer an und sagte: «Du fährst, ich bin müde und möchte ein wenig schlafen.» Also tauschten wir die Plätze, und ich fuhr die Nacht hindurch weiter. Am Morgen erreichten wir Caen, und ich fuhr zu dem Anwesen, wo die Möbel und das Hab und Gut abgeladen werden mussten. Wieder entluden ein Hausangestellter und ich den Möbelwagen, da der Fahrer meinte, er müsse dort noch Papiere abzeichnen lassen.

Am späten Nachmittag, als die ganze Arbeit erledigt war, erschien der Fahrer wieder und sagte: «Nun müssen wir weiter und eine neue Ladung aufladen.» Ich setzte mich auf den Fahrersitz und fuhr weiter, aber nur bis zum Hauptbahnhof. Dort sprang ich heraus, packte meine Siebensachen zusammen und sagte zum Fahrer: «Ich habe die ganze Zeit gearbeitet, nun bist du zur Abwechslung mal dran!» Mit diesen Worten ging ich in den Bahnhof und kaufte eine Fahrkarte nach Cherbourg.

Als ich in der Stadt ankam, schlenderte ich ein wenig umher und nahm mir schließlich ein Zimmer in einer Pension für Seemänner in der Hafengegend. Ich war sehr bestrebt, mit so vielen Seemännern und Matrosen wie möglich in Kontakt zu kommen, und mit ein wenig Nachdruck meinerseits erhielt ich die Gelegenheit, die Maschinenräume an Bord ihrer Schiffe zu besichtigen. Gleichzeitig bekam ich zahlreiche wertvolle Hinweise und Tipps, die man nicht einfach so in Fachbüchern findet.

Tag für Tag suchte ich Schiffsagenturen auf, zeigte ihnen «meine» Ausweispapiere und versuchte, eine Stelle als zweiter Maschinist auf einem

Schiff zu bekommen, das in die USA auslief. Ich erklärte, dass ich für einen Urlaub nach Europa gekommen sei und man mir mein Geld gestohlen habe, weshalb ich nun auf dem Rückweg arbeiten müsse. Man zeigte großes Mitgefühl, und schließlich bot mir ein erfahrener, gutherziger schottischer Chefmaschinist eine Stelle als dritter Maschinist an. Das Schiff würde noch in derselben Nacht nach New York auslaufen.

Ich ging mit ihm an Bord, und wir stiegen die Eisenleitern hinunter bis zum Maschinenraum. Dort stellte er mir viele Fragen über den Betrieb der Maschinen, über die Führung von Aufzeichnungen und die Überwachung der Maschinenanlage. Schließlich drückte er seine volle Zufriedenheit aus und sagte: «Komm mit ins Kapitänsbüro. Du kannst den Heuervertrag unterschreiben.» Und das taten wir auch.

Der Schiffskapitän schien ein finsterer Kerl zu sein. Ich mochte ihn überhaupt nicht, und er mich auch nicht, aber wir unterschrieben den Heuervertrag, und dann sagte mir der Chefmaschinist: «Hol dein Stauholz und komm an Bord. Du übernimmst die erste Schicht. Wir laufen heute Nacht aus.»

Und das war's. So geschah es wohl zum ersten Mal in der Geschichte, dass sich ein tibetischer Lama, noch dazu ein Medizinlama, als Amerikaner ausgab, um an Bord eines Schiffes seinen Dienst als dritter Maschinist anzutreten.

Acht Stunden lang hielt ich Wache im Maschinenraum. Der zweite Maschinist hatte frei, und der Chefmaschinist war mit Arbeiten für das Auslaufen beschäftigt. So musste ich sofort meinen Dienst antreten, ohne die Gelegenheit zu haben, etwas zu essen oder meine Kleidung gegen die Uniform zu tauschen. Doch die acht Stunden Dienst im Hafen waren ein Segen für mich: Sie ermöglichten es mir, mich an den Arbeitsplatz zu gewöhnen und die Steuerungen genauer zu untersuchen. Anstatt also, wie der Chefmaschinist erwartet hatte, unzufrieden und verärgert zu sein, war ich im Gegenteil sehr zufrieden.

Nachdem die acht Stunden um waren, kam der Chefmaschinist die Eisenleiter heruntergeklappert und löste mich offiziell vom Dienst ab. Er sagte

mir, ich solle gehen und mal etwas Ordentliches essen, denn ich sähe ziemlich ausgehungert aus. «Und vergiss nicht», befahl er, «dem Steward zu sagen, er solle mir ein Kakao herunterbringen.»

Es war keineswegs ein glückliches Schiff. Der Kapitän und der Erste Offizier benahmen sich, als würden sie ein Atlantik-Linienschiff kommandieren, statt eines alten, maroden Frachters. Sie bestanden auf Uniformen und auf Kabineninspektionen – ein ungewöhnliches Vorgehen an Bord eines Frachtschiffes. Nein, es war wirklich kein glückliches Schiff, doch wir tuckerten über den Atlantik, schaukelten und schwankten im rauen nordatlantischen Wetter. Schließlich erreichten wir das Feuerschiff an der Zufahrt zum Hafen von New York.

Es war früher Morgen, und die Wolkenkratzer von Manhattan leuchteten im reflektierten Licht. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Vom Meer aus wirkten die Türme wie etwas aus einer fiebrigen Fantasie. Wir fuhren weiter in den Hudson hinein und unter einer großen Brücke hindurch. Von dort aus erblickte ich die weltberühmte Freiheitsstatue, die zu meiner Überraschung, New York den Rücken kehrte, den Vereinigten Staaten den Rücken kehrte, was mich schockierte. Ich dachte, wenn Amerika alle Menschen akzeptiert, müsste die Freiheit doch auf seinem Grund und Boden liegen.

Nach zahlreichen Manövern und mithilfe kleiner Schlepper, deren Schornsteine mit einem großen «M» markiert waren, erreichten wir schließlich unseren Anlegeplatz. Bald darauf dröhnte es von Motorengeräuschen – große Lastwagen trafen ein, und die Kräne begannen zu arbeiten, während die Inspektoren an Bord kamen. Der Chefmaschinist kam zu mir und bat mich, erneut zu unterschreiben. Er bot mir eine Beförderung zum zweiten Maschinisten an, aber ich lehnte ab. Ich hatte genug von diesem Schiff – einige der Deckoffiziere waren wirklich sehr unangenehme Zeitgenossen.

Wir gingen zum Schifffahrtsamt, um meine Abmeldung zu bestätigen, und der Chefmaschinist überreichte mir ein beeindruckendes Empfehlungsschreiben. Darin stand, dass ich meinen Dienst mit großer Hingabe verrichtet und in allen Bereichen des Maschinenraums kompetent gearbeitet hatte.

Er fügte eine besondere Notiz hinzu, in der er seine Bereitschaft erklärte, jederzeit einen neuen Vertrag mit mir auf einem beliebigen Schiff zu unterzeichnen, da ich, wie er schrieb, ein «großartiger Bordkamerad» sei.

Der herzliche Abschied des Chefmaschinisten ließ mir warm ums Herz werden, und so machte ich mich mit meinen schweren Koffern aus der Hafenanlage auf den Weg. Der Verkehrslärm war ohrenbetäubend, überall schrien Menschen und Polizisten herum, und der ganze Ort wirkte völlig verrückt. Zuerst suchte ich eine Schiffsherberge auf, oder genauer gesagt, eine Seemannsherberge. Doch auch hier ließ die Gastfreundschaft zu wünschen übrig. Als ich der Person, die mir den Zimmerschlüssel überreichte, höflich dankte, schnauzte sie nur zurück: «Sie brauchen mir nicht zu danken. Ich tu' Ihnen keinen Gefallen, ich mach nur mein' Job.»

Die Aufenthaltsdauer in dieser Herberge betrug vierundzwanzig Stunden – oder achtundvierzig Stunden, wenn man auf ein Schiff wartete. Also nahm ich am nächsten Tag wieder meine Koffer, fuhr mit dem Lift nach unten, bezahlte bei der missmutigen Empfangsangestellten mein Zimmer und trat hinaus auf die Straße.

Ich ging vorsichtig die Straßen entlang, denn ehrlich gesagt, der Verkehr machte mir Angst. Doch plötzlich brach ein fürchterlicher Lärm los: Autos hupten, ein Polizist pfiff schrill, und in diesem Moment türmte sich ein großes Gebilde auf dem Bürgersteig vor mir auf, rammte mich und schleuderte mich zu Boden. Ich spürte meine Knochen brechen. Ein Auto, dessen Fahrer betrunken war, war die Einbahnstraße hinuntergerast und hatte im letzten Moment versucht, einem Lieferwagen auszuweichen. Dabei geriet er auf den Bürgersteig und erwischte mich frontal.

Viel später erwachte ich und stellte fest, dass ich mich in einem Krankenhaus befand. Ich hatte meinen linken Arm und vier Rippen gebrochen, und beide Füße waren zerschmettert. Die Polizei kam und versuchte, so viel wie möglich über den Fahrer des Autos herauszufinden – so, als ob ich mit ihm befreundet gewesen wäre! Ich erkundigte mich nach meinen beiden Koffern, und die Polizisten erklärten mir freundlich: «Oh, nein, gleich

nachdem Sie umgefahren wurden und noch bevor wir bei Ihnen waren, schlich sich ein Typ aus einem Hauseingang, schnappte Ihre Koffer und verschwand damit. Wir hatten keine Zeit, nach ihm zu suchen – wir mussten Sie erst einmal vom Bürgersteig schaffen, da Sie den Weg blockierten.»

Das Leben im Krankenhaus ging mit Komplikationen einher. Aufgrund der Rippenbrüche bekam ich eine doppelseitige Lungenentzündung und ganze neun Wochen lang lag ich in diesem Krankenhaus und meine Genesung verlief nur äußerst langsam. Die Luft in New York entsprach überhaupt nicht dem, was ich gewohnt war, und alle ließen die Fenster geschlossen und die Heizung aufgedreht. Ich hatte wirklich das Gefühl zu ersticken.

Schließlich erholte ich mich so weit, dass ich aus dem Bett aufstehen konnte. Nach neun Wochen Liegen fühlte ich mich jedoch schrecklich schwach. Dann kam ein Sachbearbeiter des Krankenhauses vorbei und erkundigte sich nach der Bezahlung. Er sagte: «Wir haben 260 Dollar in Ihrer Brieftasche gefunden, davon müssen wir 250 Dollar für Ihren Aufenthalt hier einbehalten. Zehn Dollar müssen wir Ihnen gesetzlich lassen, aber den restlichen Betrag müssen Sie noch begleichen.» Er überreichte mir eine Rechnung über mehr als tausend Dollar.

Ich war völlig schockiert und beschwerte mich bei einem anderen Mann, der nach ihm hereingekommen war und wie ein Abteilungsleiter wirkte. Er zuckte nur mit den Schultern und sagte: «Oh, dann müssen Sie den Mann verklagen, der Sie angefahren hat. Der Unfall hat mit uns nichts zu tun.»

Für mich war das der Inbegriff von Dummheit – wie sollte ich diesen Mann finden, wenn ich ihn nie gesehen hatte? Als ich erwähnte, dass ich noch mehr Geld in meinen Koffern gehabt hätte, antwortete er lediglich: «Dann schnappen Sie den Mann und verlangen Sie Ihre Koffer von ihm zurück.»

Den Mann schnappen – nach neun Wochen im Krankenhaus, und nachdem die Polizei offenbar keine ernsthaften Versuche unternommen hatte, ihn zu finden. Ich war zutiefst schockiert, aber was dann folgte, entsetzte mich noch mehr. Der Abteilungsleiter legte mir ein Schreiben vor und sagte:

«Sie werden jetzt aus dem Krankenhaus entlassen, weil Sie kein Geld für weitere Behandlungen haben. Wir können es uns nicht leisten, Ausländer wie Sie hier zu behalten, es sei denn, sie können für ihre Behandlung bezahlen. Unterschreiben Sie hier.»

Ich starrte ihn fassungslos an. Nach neun Wochen im Bett war dies mein erster Tag auf den Beinen. Meine Knochen waren gebrochen, ich hatte eine doppelseitige Lungenentzündung, und nun wies man mich einfach aus dem Krankenhaus. Kein Mitgefühl, kein Verständnis – stattdessen wurde ich buchstäblich hinausgeworfen, und alles, was mir blieb, war der Anzug, den ich trug, und zehn Dollar.

Ein Mann auf der Straße, dem ich meine Probleme schilderte, deutete mit dem Daumen in Richtung Arbeitsamt. Also ging ich dorthin und stieg die vielen Treppen hinauf. Schließlich fand ich eine Anstellung in einem äußerst berühmten Hotel – ein Hotel, das so berühmt ist, dass fast jeder auf der Welt schon davon gehört hat. Meine Aufgabe? Geschirr spülen. Der Lohn? Zwanzig Dollar in der Woche und eine Mahlzeit am Tag. Diese Mahlzeit bestand jedoch nicht aus dem guten Essen, das die Gäste bekamen, sondern aus den Resten, die von ihnen übriggeblieben oder als nicht gut genug für sie befunden worden waren. Mit zwanzig Dollar die Woche konnte ich mir kein Zimmer leisten, also ließ ich das Thema Unterkunft erst einmal ruhen. Ich übernachtete einfach dort, wo ich gerade war – in Hauseingängen, unter Brücken oder unter Arkaden. Oft wurde ich jedoch unsanft geweckt, wenn ein Polizist mir mit seinem Schlagstock in die Rippen stieß und mich mit knurrender Stimme aufforderte, weiterzuziehen.

Durch einen Glücksfall bekam ich schließlich eine Anstellung bei einer Radiostation. Ich wurde Radiosprecher und sprach über den Kurzwellensender zur ganzen Welt. Sechs Monate lang übte ich diesen Beruf aus, und in dieser Zeit ließ ich die Ausweispapiere und Habseligkeiten, die ich in Shanghai bei Freunden zurückgelassen hatte, nachkommen. Unter den Dokumenten befand sich auch ein Pass, der von der britischen Behörde mit britischer Vollmacht ausgestellt worden war.

Als ich jedoch merkte, dass ich meine Zeit als Radioansager vergeudete und ich eine Aufgabe zu erledigen hatte, entschied ich mich, weiterzuziehen – trotz meines Gehalts von hundertzehn Dollar pro Woche, was ein großer Fortschritt gegenüber den zwanzig Dollar und einer Mahlzeit am Tag war. Ich gab der Radiostation ausreichend Zeit, einen geeigneten Ersatz für mich zu finden, und nachdem ich meinen Nachfolger vierzehn Tage lang eingearbeitet hatte, machte ich mich auf den Weg.

Glücklicherweise entdeckte ich eine Anzeige, in der Fahrer gesucht wurden, die Autos von einem Ort zum anderen überführten. Also meldete ich mich und erhielt den Auftrag, ein Auto nach Seattle zu fahren. Es lohnt sich nicht, die Reise im Detail zu beschreiben, aber ich kam sicher in Seattle an und erhielt einen Bonus dafür, dass ich das Auto vorsichtig und ohne einen Kratzer abgeliefert hatte. Und dann – gelang es mir, weiter nach Kanada zu kommen.

So endet das zweite Buch:
Die erste Epoche.

BUCH DREI

Das Buch des Wechsels

«Nötige deinen Kummer nicht denjenigen auf, die diese Welt der Menschen verlassen haben.»

«Nenne keine Namen, denn diejenigen namentlich anzurufen, die in die jenseitige Welt eingegangen sind, bedeutet, ihren Frieden zu stören.»

«Aus diesem Grund leiden besonders die Beklagten sehr unter denen, die trauern.»

«Es möge Frieden sein.»

Es ist letztlich nur eine Frage des gesunden Menschenverstandes, dass das Recht auf Totenruhe so ist wie es ist. Weshalb ich Ihnen nahelege, Namen sollten nicht genannt werden.

PAX VOBISCUM

Kapitel 7

Es macht wenig Sinn, zu beschreiben, wie ich durch Kanada gereist bin – die ganze Strecke durch die Rocky Mountains, weiter nach Winnipeg, Thunder Bay, Montreal und Québec. Tausende, ja, zehntausende Menschen haben dies schon getan. Doch mir sind auf dieser Reise einige sehr ungewöhnliche Ereignisse widerfahren, über die ich vielleicht noch schreiben werde – allerdings nicht zu diesem Zeitpunkt.

Auf meiner Reise durch Kanada erwuchs in mir der Gedanke, dass ich mich jetzt auf den Weg nach England machen sollte. Ich war überzeugt, dass die Aufgabe, die ich noch immer zu erfüllen hatte, in England beginnen musste – an einem kleinen Ort, den ich nur aus der Ferne gesehen hatte, durch das Bullauge eines Schiffes, das Cherbourg verließ, in den Ärmelkanal einlief und dann Richtung USA abdrehte.

In Québec erkundigte ich mich diesbezüglich, und es gelang mir, alle notwendigen Ausweispapiere zu bekommen: einen Pass, eine Arbeitsbewilligung und alles Weitere, sogar einen Seemanns-Gewerkschaftsausweis. Nochmals, es macht wenig Sinn, hier auf weitere Details einzugehen, wie ich zu diesen Dingen gekommen bin. In der Vergangenheit habe ich den Bürokraten schon oft zu verstehen gegeben, dass ihr starres System vor allem jene Menschen einschränkt, die ihre Papiere ordnungsgemäß erworben haben. In meinem Fall möchte ich ausdrücklich betonen, dass ich nur dann Schwierigkeiten bei der Einreise in ein Land hatte, wenn meine Ausweispapiere vollständig in Ordnung waren. Hier in Kanada, als ich noch mobiler war und in die USA fahren konnte, gab es immer irgendwelche Schwierigkeiten mit meinen Ausweispapieren; immer war irgendetwas falsch damit, etwas, das der Einreisebeamte zu bemängeln hatte. Bürokraten sind Parasiten, die wie Läuse beseitigt werden sollten. Hey, das wäre doch eine gute Idee, oder?

Ich machte mich auf den Weg zurück nach Montreal, und da meine Ausweispapiere völlig in Ordnung waren, konnte ich dort als Deckhandlanger auf einem Schiff anheuern. Der Lohn war nicht überragend, aber mein Ziel war, nach England zu gelangen, und ich hatte kein Geld für eine Fahrkarte. Daher war jeder Verdienst besser, als selbst zahlen zu müssen.

Die Arbeit war nicht besonders anstrengend – sie bestand hauptsächlich darin, die Ladung sicher zu verstauen und Klemmkeile in die Laderaumdeckel zu schlagen. Und schon bald dampften wir den Ärmelkanal hinauf, und kurze Zeit später liefen wir auf unserem Weg nach Southampton in den Solent ein. Da ich gerade dienstfrei hatte, konnte ich am Heck sitzen und die englische Landschaft bestaunen, die mich völlig in ihren Bann zog. Das Grün der Landschaft erschien mir damals als das intensivste Grün, das ich je gesehen hatte – zu jener Zeit hatte ich Irland noch nicht gekannt, das die englische Landschaft jederzeit in den Schatten stellen konnte – dennoch war ich völlig hingerissen.

Das Militärkrankenhaus in Netley beeindruckte mich sehr. Vom Wasser aus dachte ich, dass es sich um das Anwesen eines Königs oder von jemandem mit ähnlichem Status handeln müsse. Doch ein Mannschaftsmitglied erklärte mir bald mit schallendem Lachen, dass es sich lediglich um ein Krankenhaus handelte.

Wir fuhren an Woolston auf der rechten Seite und an Southampton auf der linken vorbei. Mein Interesse galt dem Stützpunkt der Flugboote der Wasserflugzeugfirma Supermarine in Woolston, die sich im Fernen Osten einen bedeutenden Namen gemacht hatte.

Bald legten wir in Southampton an, und Zollbeamte kamen an Bord, um die Schiffspapiere und die Mannschaftsquartiere zu überprüfen. Schließlich erhielten wir grünes Licht, an Land zu gehen. Gerade als ich das Hafengelände verlassen wollte, wurde ich jedoch noch einmal zur Einwanderungskontrolle zurückgerufen. Der Beamte sah sich meine Ausweispapiere an, war sehr freundlich und akzeptierte sie ohne Einwände, als ich auf seine Frage: «Wie lange bleiben Sie hier?» mit «Ich möchte mich hier niederlassen, Sir»

antwortete. Er brachte die notwendigen Stempel in meinem Pass an und erklärte mir noch den Weg zu den Seemannsunterkünften.

Ich begab mich aus dem Einwanderungsbüro und blieb einen Augenblick draußen stehen, um einen letzten Blick auf den alten Frachter zu werfen, auf dem ich von der Neuen Welt in die Alte Welt gekommen war. Ein anderer Zollbeamter kam angerannt und auf einmal spürte ich einen heftigen Stoß gegen meinen Rücken, und ich taumelte gegen eine Wand und ließ dabei meine beiden Koffer fallen.

Als ich mich wieder etwas gesammelt hatte, drehte ich mich um und sah einen Mann zu meinen Füßen sitzen. Es war der Oberzollbeamte, der offenbar in Eile zur Arbeit war und die Entfernung falsch eingeschätzt hatte, als er versuchte, durch die Tür zu kommen. Ich ging zu ihm, um ihm auf die Beine zu helfen, doch er schlug meine Hände mit einem Wutausbruch weg. Völlig erstaunt wich ich zurück – schließlich war der Unfall nicht meine Schuld; ich stand nur harmlos da. Also hob ich meine Koffer auf und wollte weitergehen, als er mir plötzlich hinterherrief, stehenzubleiben. Dann rief er zwei Wachmänner, um mich zurückzuhalten. Der Beamte, der mich im Zollamt abgefertigt hatte, eilte hinaus und sagte: «Alles ist in Ordnung, Sir, völlig in Ordnung. Seine Ausweispapiere sind absolut in Ordnung.» Der Oberzollbeamte lief vor Wut rot an, und niemand konnte ein Wort sagen. Auf seinen Befehl hin wurde ich in einen Raum geführt, wo meine Koffer geöffnet und der Inhalt auf den Boden geworfen wurde. Doch er fand nichts Unrechtes darin. Daraufhin verlangte er meinen Pass und andere Ausweispapiere. Ich reichte sie ihm, und er blätterte sie durch, dann schnauzte er, dass ich ein Visum und eine Arbeitserlaubnis hätte, aber nur eines der beiden hätte haben dürfen. Mit diesen Worten zerriss er meinen Pass und warf ihn in den Mülleimer. Auf einen Impuls hin holte er die Fetzen wieder heraus und steckte sie in seine Tasche, damit er sie vermutlich woanders vernichten konnte.

Er läutete eine Glocke und zwei Männer kamen aus dem äußeren Büro herein. «Dieser Mann hier hat keine Ausweispapiere», sagte der Oberzollbeamte. «Er muss ausgewiesen werden …»

«Aber», widersprach der Beamte, der meine Ausweispapiere überprüft hatte, «ich habe sie doch selbst gesehen und abgestempelt.»

Der Oberzollbeamte drehte sich zornig zu ihm um, und sagte derart schlimme Dinge, dass der arme Mann erbleichte. Und so wurde ich schließlich in eine Zelle abgeführt und dort gelassen.

Am nächsten Tag kam ein aufgeweckter junger Mann vom Auswärtigen Amt in meine Zelle, strich sich über sein babyglattes Kinn und pflichtete mir bei, dass ich die notwendigen Papiere besessen haben musste. Doch, erklärte er, das Auswärtige Amt könne sich keine Scherereien mit der Einwanderungsbehörde leisten – deshalb müsse ich geopfert werden. Das Beste, was ich tun könne, sei einzuwilligen, dass meine Ausweispapiere angeblich an Bord verloren gegangen seien. Andernfalls würde ich für längere Zeit ins Gefängnis gesteckt und anschließend abgeschoben werden. Zwei Jahre Gefängnis waren ein Gedanke, der mir gar nicht behagte. So blieb mir nichts anderes übrig, als ein Dokument zu unterschreiben, auf dem festgehalten wurde, dass mein Pass auf See verlorengegangen war.

«Und jetzt», sagte der junge Mann, «werden Sie nach New York abgeschoben.»

Das war zu viel für mich, denn ich war ja aus Montreal und Québec abgereist. Doch die Antwort kam schnell: Ich sollte nach New York gehen, denn wenn ich in die Provinz Québec zurückkehrte und dort meine Geschichte erzählte, könnte die Presse davon Wind bekommen und einen Skandal daraus machen, denn die Presse war immer auf Sensationen aus – nicht, um jemandem zu helfen, sondern weil sie von Sensationen und Schwierigkeiten lebt und wächst.

Ich wurde eine Zeit lang in einer Zelle festgehalten, bis man mir eines Tages mitteilte, dass ich am nächsten Tag abgeschoben werden sollte. Am Morgen wurde ich aus der Zelle geführt. Der Oberzollbeamte befand sich

auch dort und strahlte vor Freude, dass er, der unbedeutende kleine Bürokrat, der er war, es geschafft hatte, die Rechtsordnung nach seinen eigenen Wünschen zu untergraben.

Am Nachmittag wurde ich auf das Schiff gebracht, und man erklärte mir, dass ich arbeiten müsse und es wäre die härteste Arbeit auf dem Schiff: Kohle verkleinern im Kohlelager für einen der ältesten Kohleöfen. Anschließend brachte man mich zurück in die Zelle, da das Schiff noch nicht zum Auslaufen bereit war und der Kapitän mich erst eine Stunde vor der Abfahrt an Bord nehmen durfte. Vierundzwanzig Stunden später wurde ich schließlich auf das Schiff gebracht und in eine winzige Kajüte gesperrt, in der ich bleiben musste, bis das Schiff das Hoheitsgewässer verlassen hatte.

Nach einiger Zeit ließ man mich aus der Kajüte heraus, die als Zelle diente, und drückte mir eine Schaufel und eine Harke in die Hand mit der Anweisung, die Schlacke und andere Rückstände zu beseitigen.

Und so schipperte ich zurück über den Atlantik, zurück in Richtung New York. Als eines morgens die erste Landzunge auftauchte, ließ mich der Kapitän zu sich kommen und sprach mit mir unter vier Augen. Er sagte, dass er mir beipflichte und der Meinung sei, ich sei ungerecht behandelt worden. Er teilte mir mit, dass die Polizei an Bord kommen würde, um mich zu verhaften, und dass ich wegen illegaler Einreise in die USA verurteilt und nach Verbüßung der Strafe nach China abgeschoben werden sollte. Dann schaute er sich um, ging zu einer Schublade seines Schreibtisches und sagte: «Ein Mann wie du kann leicht entkommen, wenn er das will. Die größte Schwierigkeit sind die Handschellen. Hier ist ein Schlüssel, der zu den amerikanischen Handschellen passt. Ich werde mich umdrehen, und du kannst den Schlüssel an dich nehmen. Du wirst verstehen, dass ich ihn dir nicht persönlich aushändigen kann. Aber wenn du ihn nimmst – nun, dann weiß ich nichts davon.» Mit diesen Worten drehte er sich um und ich steckte den Schlüssel schnell in meine Tasche.

Der Kapitän war wirklich ein sehr anständiger Mann. Als die amerikanischen Polizisten an Bord kamen und ihre Handschellen zückten, gab er

ihnen zu verstehen, dass ich keiner sei, der Schwierigkeiten machen würde. Er erklärte ihnen außerdem, dass ich seiner Meinung nach nichts Unrechtes getan hätte und nur von einem unliebsamen Grenzbeamten hereingelegt worden sei. Der ältere der beiden Polizisten lachte zynisch und sagte, dass er dem zustimme – jeder Mensch werde von irgendeinem anderen hereingelegt. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, klickten die Handschellen um meine Handgelenke, und mit einem groben Stoß schickte er mich in Richtung der Jakobsleiter – jener Leiter, die Lotsen und Polizisten nutzen, um ein Schiff auf hoher See zu betreten oder zu verlassen.

Mit einigen Schwierigkeiten gelang es mir, die Leiter hinunterzusteigen, obwohl die Polizisten offenbar hofften, dass ich ins Meer fallen würde und sie mich dann herausfischen müssten. Auf dem Polizeiboot wurde ich grob ins Heck gestoßen. Anschließend begannen die beiden Polizisten, ihren Bericht auszufüllen und das Boot in Richtung Küste zu steuern.

Ich wartete auf meine Chance, bis wir etwas näher an der Hafenanlage waren, und als die Polizisten nicht gerade in meine Richtung schauten, sprang ich unvermittelt über die Seite des Bootes.

Das Wasser war widerlich. Die Wasseroberfläche war mit einem dünnen Film aus Öl und Dreck verschmutzt. Dreck, der von den Abwässern der dort angedockten Schiffe und Passagierschiffe stammte. Dreck, den es von den Hafenanlagen herübergeweht hatte: Zeitungen, schwimmende Kisten, Kohlerückstände und alle möglichen Holzstücke trieben an mir vorbei. Ich tauchte tief, griff nach dem Schlüssel und öffnete die Handschellen, die ich sofort zum Hafenboden hinabsinken ließ.

Ich tauchte auf, um Luft zu holen, und kaum war ich an der Oberfläche, schlugen mehrere Schüsse in meiner Nähe ein – so nah, dass mir eine Kugel Wasser ins Gesicht spritzte. Schnell holte ich Luft und tauchte erneut ab. Ich steuerte jedoch nicht die Pfähle des nächstgelegenen Anlegesteges an, sondern die des etwas weiter entfernten, da ich davon ausging, dass die Polizei mich eher am nächstgelegenen erwarten würde.

Langsam ließ ich mich wieder nach oben treiben, bis nur mein Mund und Kinn über dem Wasser waren. Dann holte ich tief Luft, wieder und wieder. Es fielen keine Schüsse mehr in meine Richtung, aber ich konnte gerade noch das Polizeiboot sehen, das vor dem nähergelegenen Anlegesteg herumkreuzte.

Sachte ließ ich mich wieder nach unten sinken und schwamm langsam, um nicht zu viel Luft zu verbrauchen, in Richtung Kai.

Plötzlich stieß etwas gegen mich, und instinktiv hob ich die Hände, um mich an dem festzuhalten, was meinen Kopf getroffen hatte. Es war ein verrotteter, halbversunkener Holzbalken, der offenbar vom beschädigten Anlegesteg über mir herabgefallen war. Ich klammerte mich daran fest und ließ nur mein Gesicht über der Wasseroberfläche. Langsam, da ich keine weiteren Geräusche hörte, kroch ich auf den Balken. In der Ferne konnte ich das Polizeiboot sehen, das inzwischen von zwei weiteren Booten unterstützt wurde. Sie manövrierten um die Pfähle der anderen Anlegestege, während bewaffnete Polizisten oben umhereilten und die angrenzenden Gebäude durchsuchten.

Ich verhielt mich still, als plötzlich ein Boot in mein Blickfeld kam, in dem drei Polizisten leise heranruderten. Einer der Polizisten hatte ein Fernglas und suchte damit die Anlegestege des Frachthafens ab. Langsam ließ ich mich vom Balken zurück ins Wasser gleiten, bis nur noch Nase und Mund über die Oberfläche ragten. Schließlich hob ich den Kopf ein wenig – das Boot war schon wieder weit weg. Während ich sie weiter beobachtete, hörte ich eine heisere Stimme sagen: «Schätze, der ist inzwischen längst steif. Seine Leiche finden wir auch später noch.»

Ich zog mich langsam wieder auf den Balken und zitterte unkontrolliert in den nassen kalten Kleidern und der steifen Brise, die über mich hinwegwehte.

Als die Dunkelheit hereinbrach, schaffte ich es, auf den Anlegesteg zu klettern und in den Schutz eines Schuppens zu springen. Ein Mann näherte sich dem Gebäude, und ich erkannte, dass es ein Ostinder war (indischer

Matrose – mehr zu dieser besonderen Episode in «Die Rampa Story», Anm. d.Ü.). Er sah sehr freundlich aus, also pfiff ich leise. Ohne Hast schlenderte er weiter und kam meinem Versteck näher, als wäre es ganz zufällig. Dann bückte er sich, um ein paar herumliegende Papierfetzen aufzuheben, und sagte leise: «Komm vorsichtig heraus. Ein Schwarzer wartet weiter vorne mit einem Lastwagen. Er wird dich hier rausbringen.»

Schließlich getraute ich mich heraus, doch ich war in einem erbärmlichen Zustand – völlig erschöpft, unterkühlt und entkräftet. Ich kletterte auf die Ladefläche des Mülllasters, und eine Plane wurde über mich gezogen. Dann kippte man noch eine ganze Ladung Abfälle vor mich hin!

Der Schwarze nahm mich mit zu sich nach Hause und man kümmerte sich sehr gut um mich. Zwei Tage und Nächte lang schlief ich den Schlaf des völlig Erschöpften.

Während meiner Erschöpfung, während sich mein physischer Körper regenerierte, begab ich mich auf eine Astralreise und sah meinen geliebten Mentor und Freund, den Lama Mingyar Dondup, wieder. Mit ruhiger Stimme sprach er zu mir: «Dein Leidensweg war hart – zu hart. Deine Schmerzen sind die bittere Frucht der Unmenschlichkeit des Menschen gegenüber seinesgleichen. Doch dein Körper wird bald versagen, und bald wirst du die Zeremonie der Transmigration durchlaufen müssen.»

In der Astralwelt setzte ich mich, und mein Ordensbruder nahm neben mir Platz. Dann wurde mir die Sache genauer erklärt.

«Dein gegenwärtiger Körper steht kurz vor dem Zusammenbruch, und die verbleibende Lebenszeit dieses Körpers neigt sich dem Ende zu. Wir hatten solche Umstände in der wilden westlichen Welt befürchtet und auch, dass du Schaden erleiden würdest. Daher haben wir nach einem anderen Körper gesucht, den du übernehmen könntest – einem Körper, der im Laufe der Zeit all deine Körpermerkmale reproduzieren würde. Wir haben eine solche Person gefunden. Sein Körper weist eine sehr, sehr niedrige Harmonie mit deinem auf, ansonsten könnte ein solcher Wechsel natürlich nicht vollzogen werden. Die beiden Körper müssen kompatibel sein, und diese

Person besitzt einen Körper, der kompatibel ist. Wir haben daher auf astraler Ebene Kontakt mit ihm aufgenommen, da wir sahen, dass er Selbstmordgedanken hegte. Es handelt sich um einen jungen Engländer, der alles andere als glücklich mit seinem Leben ist und seit geraumer Zeit auf der Suche nach einer möglichst schmerzlosen Methode der «Selbstzerstörung» ist, wie er es nennt. Er ist absolut willens, seinen Körper zu verlassen und hierher in die Astralwelt zu reisen, vorausgesetzt, dass er dabei nichts zu verlieren hat! Wir konnten ihn vor einiger Zeit dazu bringen, seinen Namen zu ändern in den, den du jetzt verwendest. Es gibt soweit nur noch ein paar andere Kleinigkeiten zu erledigen und dann – dann wirst du den Körperwechsel vornehmen müssen.»

Man hatte mir erklärt, dass es unerlässlich sei, nach Tibet zurückzukehren, bevor ich mich dem erforderlichen Prozess der Transmigration unterziehen könne. Ich erhielt genaue Anweisungen, und sobald ich mich wieder einigermaßen erholt hatte, suchte ich eine Schiffsagentur auf und buchte eine Überfahrt nach Bombay. Einmal mehr wurde ich Ziel allerlei Schikanen, weil mein Gepäck nur aus einem einzigen Koffer bestand. Doch schließlich durfte ich an Bord gehen, und kaum in meiner Kabine angekommen, erschienen zwei Beamte, um herauszufinden, warum ich mit so leichtem Gepäck reiste. Als ich ihnen versicherte, dass ich noch ausreichend Gepäck in Indien hätte, lächelten sie erleichtert und gingen wieder.

Es war ein seltsames Gefühl, als Passagier an Bord des Schiffes zu sein. Alle anderen mieden mich, weil ich ein Außenseiter war, der nur einen Koffer mit Gepäck dabei hatte. Die übrigen Passagiere hatten selbstverständlich genug Gepäck dabei, um ein ganzes Geschäft zu füllen. Doch ich – offenbar einer der Ärmsten unter den Armen – musste wohl ein Justizflüchtling sein, so wie ich reiste. Deshalb ging man mir aus dem Weg.

Das Schiff legte in New York ab und fuhr zur afrikanischen Küste, an ihr entlang und durch die Meerenge von Gibraltar. Nach einem Zwischenstopp in Alexandria liefen wir in den Suezkanal ein und steuerten weiter ins Rote Meer. Die Fahrt durch das Rote Meer war unerträglich – die Hitze war

mörderisch, und ich stand kurz vor einem Hitzschlag. Schließlich passierten wir die Küste Äthiopiens, überquerten das Arabische Meer und erreichten schließlich Bombay. Der Lärm und der Geruch dort waren entsetzlich, fast unerträglich, doch ich hatte in Bombay einige Freunde – einen buddhistischen Priester und ein paar einflussreiche Bekannte. Dementsprechend wurde mein einwöchiger Aufenthalt in Bombay sehr interessant.

Nach einer Woche, in der ich versuchte, mich von den Schrecken und Strapazen zu erholen, die ich erlebt hatte, brachte man mich zum Zug, der mich quer durch Indien nach Kalimpong bringen sollte. Es gelang mir jedoch, den Zug zu verlassen, bevor er Kalimpong erreichte, denn man hatte mich gewarnt, dass der Ort gänzlich von Kommunisten, Spionen und Journalisten überlaufen sei. Neuankömmlinge würden aufgehalten und von Journalisten mit Fragen bombardiert werden, und, wie sich später herausstellte, war es tatsächlich so, dass Journalisten, wenn man ihnen kein Interview gab, einfach eines erfanden – ohne Rücksicht auf die Wahrheit.

Ich kannte Kalimpong nicht sehr gut, aber gut genug, um Kontakt mit ein paar Freunden aufzunehmen, und so verschwand ich im «Untergrund», weg von den Spionen und Journalisten.

Inzwischen verschlechterte sich mein Gesundheitszustand rapide, und man fürchtete ernsthaft, dass ich nicht lange genug leben würde, um die Zeremonie der Transmigration noch durchlaufen zu können. Ein Lama, der einst im Chakpori mit mir studiert hatte, befand sich ebenfalls in Kalimpong und kam mir mit sehr wirksamen Heilkräutern zu Hilfe.

In Begleitung dieses Medizinlamas setzte ich meine Reise fort, und nach zehn Wochen mühevoller und anstrengender Reise erreichten wir ein abgelegenes Lamakloster mit Blick über das Lhasatal. Es lag sehr hoch und war unscheinbar – ein Ort, der so unzugänglich war, dass sich die Kommunisten nicht darum kümmerten. Hier konnte ich mich wieder ausruhen, ganze sieben Tage lang. Eines Tages ließ man mich wissen, dass ich tags darauf in die Astralwelt reisen und den Astralkörper des Mannes treffen würde, dessen physischen Körper ich übernehmen sollte.

Vorerst ruhte ich mich aus und machte mir Gedanken über die Schwierigkeiten, die so eine Transmigration mit sich bringen würde. Der Körper dieser Person war für mich nur bedingt brauchbar, da es SEIN Körper war und er aus vielen Schwingungen bestand, die nicht mit meinen kompatibel waren. Mit der Zeit jedoch, so wurde mir erklärt, würde sich dieser Körper genau an meinen eigenen ursprünglichen Körper in demselben Alter anpassen.

Falls das für Westler schwer zu glauben oder zu verstehen ist, lassen Sie es mich folgendermaßen erklären: In der westlichen Welt sind sowohl die Galvanotechnik als auch die Galvanoplastik bekannt. Beim letzteren Verfahren wird ein Objekt in ein spezielles Flüssigkeitsbad getaucht, und eine spezielle Elektrode wird gegenüber dem Objekt angebracht. Wenn ein Strom mit der richtigen Spannung und Stärke angelegt wird, entsteht ein exaktes Duplikat des Originalobjekts. Dieses Verfahren nennt man Galvanoplastik. Galvanisieren ist also durchaus möglich und kann mit einer Vielzahl von Metallen durchgeführt werden, wie Nickel, Chrom, Rhodium, Kupfer, Silber, Gold oder Platin. Man muss lediglich wissen, wie die Technik funktioniert: Der Strom fließt von einem Pol zum anderen durch die Flüssigkeit, und die Metallionen wandern dabei vom einen Pol zum anderen. Im Grunde ist es ein sehr einfaches Verfahren – aber dies soll keine Abhandlung über die Galvanotechnik sein.

Die Transmigration und das Ersetzen von Molekül für Molekül des «Gewebes» des Wirts durch das des – wie soll ich es sagen? – neuen Besitzers ist absolut real; es wurde schon oft von denen durchgeführt, die das Wissen und die Fähigkeit dazu besitzen. Glücklicherweise waren diese Personen immer Menschen mit einem verlässlichem Charakter, denn andernfalls wäre es eine schlimme Sache, wenn jemand einfach den Körper einer anderen Person übernehmen und Schaden anrichten könnte. In einem törichten Anflug von Selbstgefälligkeit dachte ich: Eigentlich will ich nur Gutes tun und nicht den dummen Körper eines anderen übernehmen. Alles, was ich wollte, war

Frieden. Doch Frieden sollte mir offenbar in meinem Leben nicht vergönnt sein.

Nebenbei bemerkt und als jemand, der alle Religionen studiert hat, möchte ich darauf hinweisen, dass die Transmigration seit jeher von Adepten Leben für Leben praktiziert wurde. Der Dalai Lama selbst hat sie vollzogen, und auch der Körper von Jesus wurde vom Geist des Sohnes Gottes übernommen. Die Transmigration war demnach auch im christlichen Glauben hinlänglich bekannt, bis sie verboten wurde, weil sie die Menschen zu selbstgefällig machte.

Von meinem hochgelegenen Aussichtspunkt in diesem abgelegenen Lamakloster konnte ich bis zur fernen Stadt Lhasa blicken. Jemand hatte ein leistungsstarkes Teleskop aus dem Potala geschmuggelt und es hierher gebracht, und so zählte es zu meinen kleinen Freuden, das Teleskop zu benutzen und die mürrischen chinesischen Wachen am Pargo Kaling zu beobachten. Ich sah die Truppen, wie sie in ihren Jeeps herumrasten, und ich sah durch das Teleskop auch viele unaussprechliche Dinge, die man Männern und Frauen antat. Mit großem Schrecken erinnerte ich mich daran, dass ich einst, wie viele andere, an der Seite der Chinesen gestanden hatte. Doch nun hielten sich die Chinesen weder an ihre Versprechen noch an ihre erklärten Prinzipien. Alles, woran sie dachten, war Gewalt.

Als ich aus dem glaslosen Fenster blickte, konnte ich kaum glauben, dass dies dasselbe Tibet, dasselbe Lhasa war, das ich einst gekannt hatte. Hier oben drangen die goldenen Sonnenstrahlen noch immer durch die Bergschluchten, der silberne Mond zog weiterhin über den dunklen Nachthimmel, und die fernen, bunten Lichtpunkte der Sterne leuchteten nach wie vor hell vom Himmelsgewölbe herab. Doch es riefen keine Nachtvögel mehr wie einst, denn die chinesischen Kommunisten hatten alles in Sichtweite getötet. Zu meinem Entsetzen stellte ich fest, dass sie auch das Leben jener Geschöpfe ausgelöscht hatten, die mir so viel bedeuteten. Vögel, erklärten sie, würden das Getreide fressen und so zum Hungertod der Menschen beitragen. Auch die Katzen wurden getötet, und wie man mir berichtete, gab es

in Lhasa keine einzige mehr. Selbst die Hunde wurden getötet und von den Chinesen gegessen – offenbar galten sie dort als Delikatesse. Demnach wurden nicht nur die wehrlosen Menschen durch die Hände der chinesischen Kommunisten hingerichtet, sondern auch die Tiere, die heiligen Haustiere der Götter, wurden ohne jeden erkennbaren Grund ausgerottet. All diese Gräueltaten an einem unschuldigen, friedlichen Volk brachen mir fast das Herz. Als ich in den sich verdunkelnden Himmel blickte, überkam mich eine Welle aus Trauer und Schmerz. Dann dachte ich an die Aufgabe, die noch vor mir lag, und an das viele Böse, das mir in meinem Leben prophezeit worden war. Ich hoffte nur, dass ich die Kraft besitzen würde, all das durchzustehen, was mir vorausgesagt wurde.

Schon seit einiger Zeit spürte ich eine vage Aufregung und Erwartung, doch meine Gedanken wanderten immer wieder nach Lhasa. Das Teleskop war zwar etwas Wunderbares, doch es war schwierig, mit einem so schwerfälligen Gerät durch den engen Fensterspalt zu blicken. Deshalb griff ich nach einem Fernglas mit zwanzigfacher Vergrößerung, das ebenfalls hierhergebracht worden war und mir deutlich mehr Bewegungsfreiheit bot. Damit konnte ich weit mehr als nur den begrenzten Ausschnitt des Teleskops einsehen.

Meine Beobachtungen wurden unterbrochen, als drei Mönche eintraten, zwei von ihnen stützten den dritten, der in ihrer Mitte ging. Ich drehte mich um und blickte entsetzt auf den Mann. Er war blind; seine Augen waren ihm ausgestochen worden, und nur rote Augenhöhlen waren geblieben. Auch seine Nase fehlte. Die beiden Mönche, die ihn begleiteten, unterstützten ihn behutsam dabei, sich hinzusetzen, und mit Entsetzen erkannte ich ihn wieder – es war jemand, den ich einst gut gekannt hatte, einer, der mir während meiner Studienzeit im Chakpori geholfen hatte. Die beiden Begleiter verbeugten sich und verließen uns. Der Lama und ich saßen uns gegenüber, und er sprach mit leiser Stimme.

«Mein Bruder», begann er, «ich kann gut deinen Gedanken entnehmen, dass du dich fragst, wie ich denn nur in einen solchen Zustand geraten

konnte. Ich werde es dir erzählen. Ich war im Rahmen eines rechtmäßigen Auftrags unterwegs und warf zufällig einen flüchtigen Blick zum Eisenberg hinauf. Da stieg ein chinesischer kommunistischer Offizier plötzlich aus seinem Auto und beschuldigte mich, ihn angestarrt und böse Gedanken gegen ihn gehegt zu haben. Natürlich wies ich diesen Vorwurf zurück, denn das war nicht wahr; ich schaute lediglich zu unserem geliebten Zuhause hinauf. Doch nein, der Offizier sagte, dass alle Priester Lügner und Reaktionäre seien, und erteilte seinen Männern unvermittelt Befehle. Ich wurde gepackt und niedergeschlagen, dann band man ein Seil um meine Brust und verknotete es hinter meinem Rücken. Das andere Ende wurde hinten am Auto des Offiziers befestigt. Dann fuhr er mit einem Freudengeschrei los und schleifte mich, mit dem Gesicht nach unten, die Straße entlang.»

Der alte Lama hörte auf zu sprechen und hob seine Robe hoch. Vor Entsetzen schnappte ich nach Luft – seine Haut und ein Großteil des Muskelgewebes waren von Kopf bis Fuß aufgerissen, Gewebefetzen hingen herab. Das was die Robe verdeckte, war eine einzige blutige Masse. Vorsichtig ließ er seine Robe wieder herunter und sagte: «Ja, der raue Straßenbelag hat mir meine Nase und noch andere Dinge weggerissen, und nun warte ich auf den Übergang in das Land des Jenseits. Doch bevor ich diese Erlösung erhalte, muss ich noch eine letzte Aufgabe erfüllen.»

Er hielt einige Augenblicke inne, um seine Kräfte zu sammeln, dann fuhr er fort: «Das Thema der Transmigration und die Möglichkeit, dass wir sie eines Tages nutzen müssen, sind uns schon seit vielen Jahren bekannt, denn ich bin der Verantwortliche für dieses Projekt. Ich musste die alten Manuskripte studieren, um so viel wie möglich darüber in Erfahrung zu bringen. Ich musste auch die Akasha-Chronik konsultieren und so viel Wissen zusammentragen, wie ich nur konnte.»

Er machte erneut eine kurze Pause, bevor er weitersprach: «Die Chinesen banden mich schließlich los, doch der Offizier hatte etwas noch Teuflischeres im Sinn. Als ich auf dem Rücken im Schmutz lag, trat er auf mich ein und sagte: ‹Du hast mich angestarrt und mir Böses gewünscht – dafür sollst

du nie mehr starren können.› Einer seiner Männer hob einen scharfen, schmalen Feuerstein von der Straße auf, drückte ihn in meine Augen und riss mir damit einen Augenapfel nach dem anderen heraus, sodass sie auf meinen Wangen herabhingen. Dann lachten sie, ließen mich mit meiner abgerissenen Nase und meinem zerfetzten Körper zurück und gingen. Man hätte nicht mehr sagen können, ob ich ein Mann oder eine Frau war, denn auch diese Teile waren mir weggerissen worden. Meine erblindeten Augen hingen auf meinen Wangen herab, und aus den leeren Augenhöhlen lief Flüssigkeit bis hinunter zu meinen Ohren. Als die Menschen schließlich in der Lage waren, eilten sie mir schockiert zu Hilfe. Sie hoben mich auf und brachten mich in ein Haus, wo ich das Bewusstsein verlor. Als ich wieder zu mir kam, stellte ich fest, dass man mir die Augen entfernt und meine Wunden mit Kräuterumschlägen versorgt hatte. In der Nacht brachte man mich heimlich und ungesehen in die Berge, um hier auf deine Ankunft zu warten. Nun muss ich dir vieles erklären und dich auf eine Reise in die Astralwelt begleiten, von der ich selbst nicht mehr hierher zurückkehren werde.»

Er ruhte sich eine Weile aus, damit er wieder ein wenig zu Kräften kam, und als wieder ein leichter Anflug von Farbe in seine Wangen zurückkehrte, sagte er: «Wir müssen uns in die Astralwelt begeben.»

Wir begannen mit den uns vertrauten Vorbereitungen. Beide saßen wir im Lotossitz, eine Haltung, die für uns im Osten am einfachsten einzunehmen ist. Wir rezitierten die dafür erforderlichen Mantras, die unsere Schwingungen so weit erhöhten, dass wir mit einem kaum wahrnehmbaren Ruck, der solche Übergänge normalerweise begleitet, unsere Körper verließen – ich nur vorübergehend, mein Begleiter jedoch für immer.

Das Grau der Erde und das Weiß des ewigen Schnees entschwanden unseren Blicken. Vor uns erschien ein Schleier, ein Schleier, der bläulich-weiß schimmerte, ein Schleier, der bei der ersten Annäherung wie eine undurchdringliche Barriere wirkte, doch jene, die wussten wie, konnten ihn ungehindert durchschreiten. So traten auch wir hindurch und fanden uns in einer Gegend wieder, erfüllt von herrlichem Licht, dessen Eindrücke tiefes Glück

in uns auslösten. An der Stelle, an der wir die Astralwelt betraten, standen wir auf grünem Rasen. Das Gras war kurz und federte sanft unter unseren Füßen.

«Ah», sagte der Lama, der mich begleitete, mit einem erleichterten Seufzer, «wie wunderbar, wieder sehen zu können und frei von Schmerzen zu sein. Bald wird meine Aufgabe abgeschlossen sein, und dann kann ich wenigstens für eine Weile wieder nach Hause zurückkehren.» Mit diesen Worten führte er mich einen wunderschönen Pfad entlang.

Überall um uns herum standen Bäume, unzählige Bäume, deren Blätter in Grün, Rot und Gelb leuchteten. Neben uns an der Seite floss ein majestätischer Fluss entlang, der das tiefe Blau des Himmels auf seiner Oberfläche widerspiegelte. Zarte Schäfchenwolken zogen langsam über den Himmel, und die Atmosphäre sprühte nur so vor Leben, Vitalität, Gesundheit und Glück.

In den Bäumen sangen Vögel – Vogelarten, wie ich sie auf der Erde noch nie gesehen hatte. Diese Geschöpfe waren wahrhaft einzigartig, mit prächtigen Federkleidern in den verschiedensten Farben und Mustern.

Der alte Mönch und ich schlenderten unter den Bäumen dahin, bis wir ein offenes Gelände erreichten, das sich als Garten entpuppte – eine prachtvolle Anlage mit Blumen, von denen ich keine einzige Art kannte. Die Blüten schienen uns zuzunicken, als wollten sie uns willkommen heißen. In der Ferne sah ich Menschen umhergehen, als würden sie in diesem wunderschönen Garten schwelgen. Hin und wieder bückte sich jemand, um an einer Blume zu riechen. Andere streckten die Hand in die Luft, und ein Vogel kam herbeigeflogen, um darauf zu landen. Hier musste niemand Angst haben; hier gab es nur Frieden und Zufriedenheit.

Wir gingen eine Weile weiter, bis vor uns ein beeindruckender Bau erschien, der wie ein riesiger Tempel wirkte. Seine Kuppel schimmerte in glänzendem Gold, während die tragenden Wände in einem sanften Hellbraun leuchteten. Von diesem Hauptgebäude erstreckten sich weitere Gebäude, jedes in einem harmonischen Pastellton, der mit den anderen perfekt

abgestimmt war. Am Eingang des Tempels wartete eine Gruppe Menschen. Einige trugen tibetische Roben und ein anderer – ich konnte zunächst nicht genau erkennen, was er trug, nur dass es etwas sehr Dunkles oder Schwarzes war. Als wir näher kamen, bemerkte ich, dass es ein Mann aus dem Westen war, gekleidet in westlicher Kleidung.

Als wir uns näherten, wandten sich die Lamas zu uns um und streckten uns zur Begrüßung die Hände entgegen. Unter ihnen erkannte ich meinen Mentor und Freund, den Lama Mingyar Dondup. Seine Anwesenheit beruhigte mich sofort, denn er verkörperte das Gute in reinster Form. Eine weitere Person in der Gruppe fiel mir auf, eine, die auf der irdischen Ebene eine bedeutende Persönlichkeit gewesen war, hier jedoch nur ein Teil des «Begrüßungskomitees» war, das auf uns wartete.

Nach einer herzlichen Begrüßung betraten wir gemeinsam den Hauptraum des großen Tempels, durchquerten die zentrale Halle und gingen immer tiefer in das Gebäude hinein. Schließlich erreichten wir einen kleinen Raum, dessen Vorhandensein kaum wahrnehmbar war. Es schien, als würden die Wände aufgleiten, uns in ihre Präsenz einlassen und sich dann fest und lautlos wieder hinter uns schließen.

Mein Mentor, offenbar der Sprecher des Komitees, wandte sich an mich und sagte: «Mein Bruder, hier ist der junge Mann, dessen Körper du übernehmen wirst.»

Ich drehte mich um und starrte den jungen Mann bestürzt an. Es gab natürlich keinerlei Ähnlichkeit zwischen uns – er war viel kleiner als ich, und die einzige Gemeinsamkeit, die wir hatten, war, dass wir beide glatzköpfig waren!

Mein Mentor lachte und schwenkte mahnend den Finger vor meiner Nase. «Aber, aber, Lobsang», lachte er, «sei nicht so vorschnell mit deinem Urteil. Das alles ist gut durchdacht, und ich werde dir zuerst einige Bilder von ihm in der Akasha-Chronik zeigen.» Und er ließ seinen Worten Taten folgen.

Nachdem wir uns in der Akasha-Chronik einen Überblick über ihn verschafft hatten, wandte sich mein Mentor an den jungen Mann und sagte: «Nun, junger Mann, ich denke, es wäre an der Zeit, dass du uns etwas über dich selbst erzählst. Wenn jemand deinen Körper übernehmen soll, dann ist es für denjenigen, der ihn übernehmen wird, sicherlich von Bedeutung zu wissen, mit wem er es zu tun hat.»

Der junge Mann, an den die Worte gerichtet waren, sah trotzig aus und antwortete in einem mürrischen Ton: «Oh nein, zu meiner Vergangenheit werde ich nichts sagen – sie wurde mir immer nur vorgehalten. Was auch immer ich über sie erzähle, es wird doch nur dazu benutzt, mich kleinzumachen.»

Mein Mentor blickte ihn traurig an und sagte: «Junger Mann, wir hier haben große Erfahrung in diesen Dingen und beurteilen einen Menschen nicht nach seiner vermeintlichen Herkunft, sondern danach, wer er in seinem Innersten ist.» Er seufzte und fuhr fort: «Du hast den Gedanken gehegt, die Todsünde des Selbstmords zu begehen. Diese Tat wäre in der Tat eine Sünde, eine, die dich teuer zu stehen kommen könnte, da sie dich zu vielen, vielen entbehrungsreichen Leben verpflichten könnte, um sie zu sühnen. Wir bieten dir Frieden – Frieden in der Astralwelt, damit du die Dinge verstehst, die dich dein ganzes Leben lang belastet haben. Je kooperativer du bist, desto besser können wir dir helfen, und dies käme auch der Aufgabe zugute, die vor uns liegt.»

Der junge Mann schüttelte ablehnend den Kopf und sagte: «Nein, die Vereinbarung war, dass ich meinen Körper verlassen würde und Sie jemanden anderen in ihn hineinstecken wollten. Das war die ganze Vereinbarung, und ich nehme Sie beim Wort.»

Plötzlich blitzte es auf, und der junge Mann verschwand spurlos. Der alte Lama, der mich begleitete und nun selbst wieder ein junger, gesunder Mann war, rief aus: «Oh, du meine Güte, mit solch gehässigen Gedanken konnte er nicht hier auf dieser Astralebene bleiben. Jetzt werden wir dorthin gehen müssen, wo er in einem Zimmer allein schläft. Aber diese Nacht müssen wir

ihn noch schlafen lassen. Wir wollen seinen Körper nicht gefährden, also werde ich mit dir bis zur nächsten Nacht nach Lhasa zurückkehren müssen.»

Die Zeit verging, und ich konnte sehen, dass der alte Lama immer schwächer wurde, also sagte ich zu ihm: «Es ist Zeit, dass wir in den Astralbereich gehen.»

«Ja», erwiderte er, «ich werde meinen Körper nicht mehr wiedersehen. Ich muss gehen, wir müssen gehen, denn wenn ich sterbe, bevor ich in der Astralwelt bin, wird dies uns nur noch mehr aufhalten.»

Gemeinsam spürten wir einen Ruck und stiegen höher und höher auf – doch dieses Mal führte unser Weg nicht in die Astralwelt, die wir am Tag zuvor besucht hatten. Stattdessen schwebten wir quer über die Welt, bis wir ein Haus in England erreichten. Dort sahen wir auf der physischen Welt das Gesicht des Mannes, das ich zuvor nur in der Astralwelt gesehen hatte. Er sah unzufrieden und unglücklich aus. Wir versuchten, seine Aufmerksamkeit zu erregen, aber er schlief tief und fest.

Der alte Lama flüsterte: «Kommst du?»

Dann flüsterte ich: «Kommst du?»

Wir setzten unsere Bemühungen fort, abwechselnd der eine und dann der andere, bis sich schließlich – sehr, sehr zögerlich – die Astralgestalt dieses Mannes aus seinem physischen Körper löste. Langsam glitt sie heraus, formte sich über ihm und nahm nach und nach die exakte Gestalt seines physischen Körpers an. Dann änderte sie ihre Lage: Der Kopf des Astralkörpers schwebte nun über den Füßen seines physischen Körpers. Schließlich kippte die Gestalt und landete sicher auf ihren Füßen. Der Mann wirkte äußerst gehässig, und es war offensichtlich, dass er sich absolut nicht daran erinnerte, uns jemals zuvor begegnet zu sein. Das verblüffte mich, doch mein Begleiter flüsterte mir zu, dass er beim letzten Mal in solch schlechter Laune gewesen sei, dass er so heftig in seinen physischen Körper zurückgeschnellt war, dass sämtliche Erinnerungen an das Erlebte vollständig ausgelöscht wurden.

«So, du möchtest also gerne deinen Körper verlassen?», fragte ich.

«Ja, das will ich. Ich hasse es, hier zu sein!», rief er vehement aus.

Ich schaute ihn an und erschauerte vor Besorgnis und, um ehrlich zu sein, mit purem Entsetzen. Wie sollte ich nur den Körper eines solchen Mannes übernehmen? Eines gehässigen, schwierigen Mannes wie ihm? Aber so war es nun mal.

Er lachte trocken und sagte: «So, Sie wollen also meinen Körper! Nun, in England spielt es keine Rolle, was man will oder wer man ist. Alles, was hier zählt, ist, wen man kennt und wie viel man besitzt.»

Wir unterhielten uns eine Weile mit ihm, und allmählich schien er sich zu beruhigen. Schließlich sagte ich: «Es gibt noch etwas: Du müsstest dir einen Bart wachsen lassen. Ich kann mich nicht rasieren, weil die Japaner meinen Kiefer zerschlagen haben. Könntest du dir einen Bart wachsen lassen?»

«Ja, Sir», antwortete er, «das kann ich und das werde ich.»

Ich überlegte einen Augenblick, bevor ich sagte: «Also gut, dir sollte es möglich sein, in einem Monat einen ordentlichen Bart wachsen zu lassen. In einem Monat werde ich hierher zurückkehren und deinen Körper übernehmen. Und dir wird gestattet werden, in die Astralwelt zu gehen, damit du dich erholen, zur Ruhe kommen und lernen kannst, dass es im Leben auch Freude geben kann.» Dann fügte ich hinzu: «Es wäre sehr hilfreich für uns, wenn du uns deine Lebensgeschichte erzählen könntest, denn obwohl wir in der Astralwelt sehr viel über den Weg der Akasha-Chronik gesehen haben, wäre es dennoch von großem Wert, die tatsächlichen Erfahrungen direkt von der betroffenen Person zu erfahren.»

Er verzog das Gesicht zu einem erschreckend verdrießlichen Ausdruck und sagte: «Nein, nein, ich ertrage es nicht, darüber zu sprechen. Kein Wort werde ich darüber verlieren.»

Betrübt zogen wir uns zurück und kehrten in die Astralwelt zurück, um die Akasha-Chronik erneut zu konsultieren und uns vieles aus seinem Leben anzusehen. Doch die Akasha-Chronik zeigt nur das, was tatsächlich geschehen ist. Sie offenbart nicht unbedingt die unausgesprochenen Ansichten

oder Gedanken einer Person. Wir sehen nur die Handlungen, nicht aber die Überlegungen, die diesen Handlungen vorausgingen.

Lassen Sie uns die Ereignisse von damals überspringen und direkt einen Zeitsprung nach vorne machen. Der junge Mann, der sich nun schon seit vielen, vielen Jahren in der Astralwelt befindet, ist inzwischen etwas gereift und ist sich der Schwierigkeiten, mit denen wir damals zu kämpfen hatten, nun ein wenig bewusster. Schließlich hat er sich doch bereit erklärt, uns seine Lebensgeschichte zu erzählen. Während er also in der Astralwelt verweilt, versuche ich, Lobsang Rampa, hier in der irdischen Welt die Ereignisse so niederzuschreiben, wie er sie mir geschildert hat. Schon bald werden wir seine Geschichte erfahren. Es ist jedoch wichtig anzumerken, dass keine Namen genannt werden, um andere Menschen nicht in Schwierigkeiten zu bringen. Diese Erzählung dient weder dazu, Vergeltung zu üben, noch um Verbitterung auszudrücken. Vielmehr geht es in diesem Buch um eine Geschichte, die vom Triumph über scheinbar unüberwindbare Hindernisse handelt.

Es gab bereits viele Versuche, meine Bücher zu stoppen, doch ich bin mir stets bewusst geblieben, dass ein Mensch auch dann seine Arbeit unbeirrt fortsetzen kann, wenn ihm Hunde nachjagen und ihn Schwärme von Mücken belästigen. Ich möchte daher hervorheben, dass es keinen Grund für Verbitterung gibt; denn das, was ich vollbringen wollte, ist nunmehr möglich, und meine gegenwärtige Aufgabe besteht nur noch darin, die Aufgabe eines anderen zu vollenden, der «auf der Strecke geblieben ist».

Hiermit erkläre ich erneut mit größter Aufrichtigkeit, dass alle meine Bücher wahr sind – absolut wahr. Sie wurden ohne künstlerische Freiheiten geschrieben und enthalten die Wahrheit, so wie mir diese Dinge tatsächlich widerfahren sind. Alles, worüber ich schreibe, bin ich imstande zu tun. Doch diese Fähigkeiten sind nicht für öffentliche Zurschaustellungen gedacht, da ich weder ein Scharlatan noch ein Jahrmarktsschauspieler bin. Die Dinge, die ich vollbringen kann, dienen einzig und allein der Erfüllung meiner Aufgabe.

Also blättern wir nun die Seite um und lesen Sie, was der junge Mann zu berichten hat.

Kapitel 8

Dies ist die Lebensgeschichte der «Wirtsperson». Sie zu erzählen ist besonders herausfordernd, da sich der Erzähler auf der Astralebene befindet, während derjenige, der sie niederschreibt, auf der Erdebene in Calgary, Alberta, Kanada lebt. Diese Lebensgeschichte ist aus dem Zusammenhang herausgenommen. Sie dient als Einschub zwischen dem bereits Geschriebenen und dem, was noch folgen wird. Doch wer sich mit der Astralwelt befasst, muss bereit sein, Zugeständnisse in Sachen Zeit zu machen, da sich die Zeit auf der Astralebene von der Zeit auf der Erdebene unterscheidet. Deshalb wird diese Lebensgeschichte jetzt nachgereicht. Die Erklärung, warum sie gerade jetzt erfolgt, dient dazu, mir eine Flut von Briefen mit allen möglichen Fragen zu ersparen. Ab hier – bis ich Sie entsprechend darauf hinweise – ist alles, was geschrieben wird, von der Person diktiert, die wir als «Wirtsperson» bezeichnen:

Mein Großvater war ein wichtiger Mann, zumindest in dem ländlichen Bezirk von Plympton, der, soweit ich mich erinnere, Plympton St. Mary, Plympton St. Maurice, Underwood und Colebrook sowie noch ein paar andere Nebenorte miteinschloss.

Mein Großvater war Leiter des Wasserversorgungsnetzes von Plympton. Jeden Tag ritt er mit seinem Pony den Hügel hinauf, eine Strecke von etwa zwei Kilometern bergauf, bis er eine umzäunte Anhöhe erreichte. Dort stand eine kleine Hütte, die das Wasserreservoir schützte. Wenn Großvater hinaufging, nahm er einen etwa einen Meter zwanzig langen Rohrstock mit, der an einem Ende schalenförmig und am anderen Ende abgerundet war. Er lief damit herum, setzte das abgerundete Ende des Rohrstockes auf den Boden des Reservoirs und hielt sein Ohr an das schalenförmige Ende, sodass er das Wasser hören konnte, das durch die Rohre floss und die

Wasserhähne in Plympton, Underwood, Colebrook und anderen Bezirken versorgte.

Großvater hatte auch einen recht erfolgreichen Betrieb, in dem er mehrere Angestellte und zahlreiche Lehrlinge beschäftigte. Er brachte ihnen das Klempnerhandwerk bei (daher die skurrilen Geschichten, die später kursierten) und unterwies sie im Spenglerhandwerk sowie im allgemeinen Konstruktionswesen. In jenen Tagen, gleich zu Beginn des Jahrhunderts, konnten die Leute nicht einfach in den Supermarkt gehen, um Wasserkocher, Kochtöpfe, Bratpfannen und dergleichen zu kaufen. Diese Dinge wurden damals noch von Hand gefertigt, und Großvaters Mitarbeiter stellten sie her.

Großvater wohnte im Mayoralty House in Plympton St. Maurice. Das Haus war tatsächlich das Haus des Bürgermeisters gewesen und es stand direkt gegenüber dem Rathaus und der Polizeistation.

Das Grundstück des Mayoralty House erstreckte sich über etwa 1,5 bis 2 Hektar, das in drei Bereiche unterteilt war. Der erste Bereich grenzte an das vierstöckige Haus und umfasste einen ummauerten Garten von vielleicht etwas weniger als 40 Aren. In diesem Garten, in der Nähe des Hauses, befand sich eine Grotte, die aus großen Steinen erbaut war und verschiedenfarbige Glasfenster hatte. Daneben lag eine Rasenfläche, die von Blumen und Pflanzen gesäumt war. In der Mitte des Gartens befand sich ein großer, kunstvoll geschwungener Fischteich mit einem Springbrunnen und Wasserrädern an beiden Enden. Ein Wasserstrahl konnte eingeschaltet werden, wodurch die Wasserräder zu drehen begannen. Außerdem gab es eine kleine Boje, die ins Wasser hinabgelassen werden konnte. Zu bestimmten Tageszeiten zogen Fische an dieser Boje, wodurch eine Glocke läutete, und die Fische wurden daraufhin gefüttert.

Gegenüber dem Fischteich befanden sich zwei große Außenvolieren, die sehr gut instand gehalten und regelmäßig gründlich gereinigt wurden. In diesen Volieren waren zwei gefällte Bäume an der Wand angebracht, die den zutraulichen Vögeln ideale Sitzplätze boten. Die Vögel waren so zahm, dass

keiner von ihnen hinausflog, wenn Großvater die Tür öffnete und die Voliere betrat.

Weiter unten im ersten Teil des Gartens befand sich ein Gewächshaus, das Großvaters große Freude war, und dahinter schloss sich ein kleiner Obstgarten an.

Außerhalb des ummauerten Gartens führte ein Privatweg von der Hauptstraße ab und verlief unter einem Teil des Mayoralty House hindurch, das wie eine Brücke gestaltet war. Am Ende dieses Weges lagen die ehemaligen Mälzereien. Diese waren jedoch, soweit ich mich erinnere, nicht mehr in Betrieb. Offenbar war es kostengünstiger, Malz aus mehreren hundert Kilometern Entfernung nach Plympton transportieren zu lassen.

Neben der Mälzerei war die Feuerwache untergebracht. Großvater unterhielt eine eigene Feuerwehr und besaß Pferde, die die Spritzwagen zu den Brandplätzen zogen. Er tat dies alles im Dienste der Öffentlichkeit, verlangte jedoch eine angemessene Vergütung, wenn Gewerbebetriebe oder Herrschaftshäuser vor dem Niederbrennen bewahrt wurden. Bei armen Leuten verlangte er jedoch nichts. Die Spritzwagen wurden stets in einwandfreiem Zustand gehalten, entweder von freiwilligen Helfern oder von seinen eigenen Mitarbeitern.

Hier im Außenbereich befand sich auch der Hof, auf dem ein Großteil seiner Gerätschaften, darunter Wagen und Ähnliches, untergebracht war. Dort stolzierten auch zwei Pfaue umher, die sein ganzer Stolz und seine große Freude waren, und sobald er ein bestimmtes Geräusch machte, kamen die Pfaue sofort zu ihm.

Durchquerte man den Hof und trat durch ein Tor, gelangte man in einen weitläufigen Garten, der etwa 100 bis 120 Aren umfasste. Hier gediehen Obstbäume, und Gemüse wuchs in angelegten Beeten. Der gesamte Garten wurde mit größter Sorgfalt gehegt und gepflegt.

Im Untergeschoss des vierstöckigen Hauses befanden sich die Werkstätten. Obwohl sie fensterlos waren, schienen sie dennoch gut belüftet zu sein.

Hier arbeiteten Meisterhandwerker wie Spengler und Kupferschmiede sowie ihre Lehrlinge, die allesamt harte Arbeit verrichteten.

Großvater hatte zwei Söhne und eine Tochter. Seine beiden Söhne wurden ungefragt in die Lehre geschickt. Sie mussten das allgemeine Konstruktionswesen, das Spenglerhandwerk, das Kupferschmieden – und das Klempnerhandwerk erlernen. Ihre Ausbildung dauerte so lange, bis sie sämtliche Prüfungen bestanden und den entsprechenden Fähigkeitsausweis erhalten hatten.

Mein Vater war ein sehr guter Konstrukteur, doch nach einiger Zeit trennte er sich von Großvater, da er dessen strenge und dominante Art nicht länger ertragen konnte. Er verließ den Betrieb seines Vaters und zog in ein anderes Haus in St. Maurice, das «Backsteinhaus» genannt wurde, weil es das einzige rote Backsteinhaus in der ganzen Straße war.

Mein Vater heiratete und lebte noch einige Zeit in St. Maurice. Zuerst wurde ein Sohn geboren, der jedoch kurz nach der Geburt verstarb. Danach kam eine Tochter zur Welt, und erst nach längerer Zeit wurde ich geboren. Ich war immer davon überzeugt, dass ich ein ungewollter Unfall war, denn ich wurde in keiner Weise bevorzugt, geschweige denn geschätzt. Ich war nie beliebt und durfte keine Freunde haben. Alles, was ich tat, war von vornherein falsch, während alles, was meine Schwester tat, automatisch richtig war.

Mit der Zeit kränkte es mich immer mehr, der Unerwünschte zu sein und mitansehen zu müssen, wie das Lieblingskind alles bekam: ihre Freundinnen, ihre Partys und all die anderen Sachen. Nicht einmal das Zweitbeste wurde mir zugestanden.

Mutter und Vater zogen nach Ridgeway, in die Gemeinde St. Mary, und eröffneten dort einen Gewerbebetrieb – nein, keinen Klempnerbetrieb, sondern einen technischen Betrieb, der auch die damals immer beliebter werdende Elektrizität umfasste. Mein Vater war eigentlich ein freundlicher Mann, sofern er es sich erlauben konnte, freundlich zu sein. Er wurde im Sternzeichen Skorpion geboren, während meine Mutter Jungfrau war.

Meine Mutter stammte aus einer angesehenen Familie aus einem anderen Teil von Devonshire. Früher war die Familie wohlhabend und besaß viel Land. Doch ihr Vater und ein Nachbar gerieten wegen eines Wegrechtes in Streit, und schließlich gingen sie deswegen vor Gericht. Ein Urteil wurde gefällt, gegen das Berufung eingelegt wurde, und so zog sich der Fall immer weiter hin, bis kaum noch Geld übrig war. Letztlich hatten sie kein Geld mehr, um den Rechtsstreit fortzusetzen, und das Land, das der Grund der ganzen Streitigkeiten gewesen war, wurde verkauft.

Mutter und Vater kamen nicht gut miteinander aus. Mutter war zu herrschsüchtig. Sie war aufgrund ihrer hohen Ansprüche in der Ortschaft nur als «die Lady» bekannt. Der Verlust des Familienvermögens hat sie sehr verbittert. Unglücklicherweise schien sie ihre ganze Verbitterung an ihrem Mann und an mir auszulassen.

Großvater hatte einen Bruder, der ein äußerst talentierter Kunstmaler war. Als Mitglied der königlichen Kunstakademie hatte er sich einen beachtlichen Ruf erarbeitet. Ich erinnere mich besonders an ein Gemälde von ihm, das mich stets fasziniert hat: Es zeigte den Old Barbican in Plymouth (ursprünglicher Hafen von Plymouth in Devon, Anm. d.Ü.), zur Zeit, als die Mayflower in Richtung Vereinigte Staaten segelte. Es war ein wunderschönes Bild, die lebendigen Farben leuchteten förmlich, und es hatte eine solche Anziehungskraft, dass man sich leicht vorstellen konnte «dort» zu sein. Onkel Richard, wie wir ihn nannten, hatte immer gesagt, dass dieses Gemälde eines Tages an eines von uns Kindern übergehen würde. Dies geschah dann auch: Das Gemälde ging an meine Schwester. Und es war eines der Dinge, die ich so gerne gehabt hätte, es war der größte Wunsch, den ich damals hatte, abgesehen von einem anderen Wunsch einige Jahre später: einer Modeleisenbahn – eine blaue Eisenbahn – die für meine jugendlichen Augen die schönste Eisenbahn der Welt war. Man hatte sie mir hoch und heilig versprochen, doch als der Tag kam, an dem ich sie bekommen sollte, sagte man mir: «Oh nein, du kannst sie nicht haben. Deine Schwester wünscht

sich ein Klavier, und dein Vater und ich sind gerade dabei, es abzuholen.» Ja, ich hätte wirklich gerne die Eisenbahn gehabt – und auch das Bild.

Solche Dinge kamen ständig vor. Meine Schwester hatte ein wunderschönes Fahrrad – ich musste laufen. Aber darum geht es hier nicht wirklich. Ich erzähle all das nur, weil mir gesagt wurde, es sei Teil der Vereinbarung, als ich der Übernahme dieses Körpers zugestimmt habe. Ich hatte den verdammten Körper ohnehin satt. Irgendetwas stimmte einfach nicht mit ihm.

Ich kam kränklich zur Welt, und meine Geburt hatte zur Folge, dass meine Mutter schwer erkrankte. Sie erlitt anscheinend eine Art Vergiftung bei meiner Geburt, und aus irgendeinem seltsamen Grund wurde mir die Schuld daran gegeben, als hätte ich sie vergiftet. Es gab nichts, was ich dagegen tun konnte – ich war zu jung, um es zu verstehen. Wie dem auch sei, sie war sehr krank, und ich war es ebenfalls. Mein ganzes Leben auf der Erde blieb ich krank und kränklich.

Wir hatten einen Arzt, Dr. Duncan Stamp. Er war ein Arzt durch und durch – stets am Lernen und ständig dabei, neue Titel vor seinem Namen zu sammeln. Empathie war nicht seine Stärke, dafür aber sein umfassendes Fachwissen. Er mochte mich nicht und ich ihn auch nicht. Trotzdem erinnere ich mich an eine bemerkenswerte Begebenheit. Eines Tages lag ich – nun ja, sie sagten, ich läge im Sterben. Dr. Stamp kam an mein Bett, befestigte etwas an einer Haltevorrichtung, und Schläuche führten von dort zu mir. Bis heute weiß ich nicht, was er damals getan hatte, aber ich erholte mich. Seitdem habe ich ihn immer als Wunderheiler angesehen.

Ich erinnere mich noch an den großen Krieg, das heißt, an den Ersten Weltkrieg. Meine Eltern, meine Schwester und ich waren gerade am North Road Station in Plymouth, zu Besuch bei jemandem, der in einem Wohnviertel namens Pennycomequick lebte. Es war schon spät nachts, als wir plötzlich Schüsse hörten und Scheinwerferstrahlen den Himmel durchzogen. In einem dieser Strahlen sah ich zum ersten Mal einen Zeppelin. Er flog über Plymouth hinweg und wendete dann wieder hinaus aufs Meer. Doch was mir am meisten im Gedächtnis geblieben ist, war der Anblick dieses

Luftschiffs, wie es durch die gekreuzten Scheinwerferstrahlen hindurchgeflogen ist.

Plympton ist ein alter und sehr geschichtsträchtiger Ort. Am Fuße des Church Hill befindet sich die imposante St. Mary's Kirche. Selbst wenn man den Hügel hinunterging, ragte die Kirchturmspitze immer noch über die Kuppe des Hügels hinaus. Der Weg führte hinunter, vorbei am Friedhof, und dann links ab. Wenn man an der Kirche vorbei ging, gelangte man zum ehemaligen Kloster und den dazugehörigen alten Klostergebäuden. Diese wurden von den Geistlichen nicht mehr genutzt, da es offenbar zu einer Machtverlagerung gekommen war und der Hauptsitz der Kirche wohl nach Buckfast verlegt worden war.

Hinter dem Kloster plätscherte ein beschaulicher Bach, gesäumt von Schilfrohr und Korbweiden. Die Menschen kamen hierher, um Schilfrohr und Binsen zu schneiden, die sie zur Herstellung von Körben und anderen Behältnissen nutzten. Vor etwa hundert Jahren war dieser Ort außerdem bekannt für die Herstellung von Honigwein, dem beliebten Met, der damals das Getränk der Zeit war.

Die Kirche selbst war ein sehr beeindruckendes Bauwerk. Sie bestand aus grauen Steinen und einem großen Turm mit vier kleinen Türmchen an jeder Ecke. Die Glocken klangen wunderschön, wenn sie richtig gespielt wurden, und die Glöckner kamen aus ganz Devon, um das Wechselspiel der Glocken, wie sie es nannten, auszuführen. Die Glöckner aus Plympton zogen ihrerseits herum, um ihr eigenes Können zu zeigen.

Die St. Maurice Kirche war nicht so groß wie die St. Mary. Sie war kleiner und diente offenbar als Ausweichkirche. In jenen Tagen gehörten St. Maurice und St. Mary zu unterschiedlichen Kirchengemeinden, die kaum irgendwelche sozialen Beziehungen miteinander pflegten. Da Colebrook und Underwood keine eigenen Kirchen besaßen, waren deren Bewohner darauf angewiesen, entweder die St. Maurice oder die St. Mary Kirche zu besuchen.

Plympton hatte sehr viele prächtige Häuser, aber die meisten davon wurden durch Oliver Cromwell und seinen Männern aufs Schwerste beschädigt,

und viele davon wurden später auf Befehl von Richter Jeffreys zerstört. Doch das, was mich am meisten fasziniert hatte, war das Plympton Castle. Es stand auf einem Hügel, und die massiven Ruinenmauern waren so dick, dass sich einige von uns daran machten, einen Tunnel zu erkunden, der sich über die gesamte Länge der Mauern erstreckte. Die mutigeren Jungen behaupteten sogar, sie hätten eine seltsame Kammer tief unter den Mauern betreten, in der angeblich Skelette lägen. Doch so abenteuerlustig war ich nicht und begnügte mich damit, ihren Geschichten zu glauben. Das Plympton Castle thronte auf dem Burghügel, wo sich, wie bei einem Amphitheater, ein kreisrunder Platz befand. Das erhöhte Gelände war ein wunderschöner Ort, um spazieren zu gehen, während der vertiefte Bereich, der an die Mitte einer Untertasse erinnerte und einst zur Vorburg gehörte, für Zirkusse und andere Formen öffentlicher Unterhaltung genutzt wurde.

Ich wurde in die erste Klasse an einen Ort geschickt, der ziemlich unpassend Co-op Fields hieß. Der Name stammte daher, dass das Grundstück ursprünglich der Plympton Cooperative Wholesale Society gehört hatte (Plympton Großhandelsgenossenschaft, Anm. d.Ü.). Das Land wurde verkauft, um Geldmittel für andere Projekte zu schaffen. Zunächst wurden dort ein paar Häuser gebaut, dann noch einige mehr, und schließlich nochmals weitere, bis daraus eine eigene kleine Gemeinde entstand – fast wie ein kleines Dorf für sich. Und hier ging ich zur Schule. Ich denke, man könnte sie als Damenschule bezeichnen, denn sie wurde von Miss Gillings und ihrer Schwester geleitet. Allerdings war es keine Schule im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr ein Ort, an den genervte Eltern ihre unbändigen Kinder schickten, um sie eine Weile loszuwerden. Der Weg von Ridgeway zur Schule von Miss Gillings war für mich in meinem kränklichen Zustand äußerst beschwerlich, aber ich hatte keine Wahl – ich musste dorthin gehen. Nach einiger Zeit hielt man mich jedoch für zu alt, um diese Schule weiter zu besuchen, und ich wurde in eine Vorschule namens Mr. Beard's School geschickt. Mr. Beard war ein freundlicher, älterer Herr und ein äußerst kluger

Mann, doch leider fehlte ihm das Durchsetzungsvermögen, um für Disziplin zu sorgen.

Er war nach seiner Pensionierung von der Schule in den Ruhestand getreten, doch weil er sich im Ruhestand langweilte, eröffnete er seine eigene Schule. Der einzige Raum, den er dafür finden konnte, war ein großer Saal, der an das George Hotel angebaut war. Das George Hotel stand auf dem George Hill und war weithin bekannt. Man betrat es durch einen Torbogen, und der Boden war gepflastert. Um in Mr. Beards Schule zu gelangen, musste man den gesamten Innenhof überqueren und an den ehemaligen Stallungen und Wagenschuppen vorbeigehen. Auf der anderen Seite des Hofes führten hölzerne Treppen hinauf in einen Raum, der wie ein Vereinssaal wirkte. Das war die erste Schule, in der ich tatsächlich etwas zu lernen begann – wenn auch nicht viel. Das lag allerdings nicht an Mr. Beard, sondern an mir. Im Grunde war er ein viel zu sanftmütiger Lehrer, und die Schüler nutzten seine Gutmütigkeit schamlos aus.

Nach einiger Zeit wurde das Plympton Gymnasium an einem neuen Standort wiedereröffnet. Es war eine der bekanntesten Schulen in England, die von vielen berühmten Persönlichkeiten besucht wurde, darunter auch Sir Joshua Reynolds. Im alten Gymnasium in St. Maurice waren sein Name und die Namen vieler anderer berühmter Schüler in die Schreibtische und das Holzwerk eingeritzt. Doch das ursprüngliche Schulgebäude musste schließlich geschlossen werden, denn der Zahn der Zeit hatte am Gebäude genagt und die oberen Stockwerke galten nicht mehr als sicher. So wurde nach langer Suche ein sehr großes Haus gefunden, das im Schatten des Plympton Castle lag, genauer gesagt in der Verlängerung des runden Teils, wo früher die Zirkusse gastierten.

Beträchtliche Summen wurden für die Umnutzung des Gebäudes ausgegeben, und ich war einer der ersten Schüler, die an dieser Schule eingeschrieben wurden. Doch ich mochte sie kein bisschen – ich hasste diesen Ort. Einige der Lehrer waren aus dem Militärdienst entlassen worden und behandelten die Schüler nicht wie Kinder, sondern wie blutrünstige Soldaten. Ein

Lehrer hatte die besonders bösartige Angewohnheit, Kreidestücke in zwei Hälften zu brechen und jede Hälfte mit voller Wucht auf einen «Missetäter» zu werfen. Auch wenn man vielleicht meinen könnte, dass Kreide harmlos sei, habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie das Gesicht eines Jungen durch die Wucht verletzt wurde. Heutzutage, nehme ich an, würde ein solcher Lehrer wegen Körperverletzung im Gefängnis landen – doch zumindest hielt es uns in Schach.

Zur Abwechslung vom Schulunterricht mussten wir die Sportplätze der alten Schule aufsuchen, was einen Marsch von etwa eineinhalb Kilometern bedeutete – eineinhalb Kilometer hin, anschließend die sportliche Betätigung, und dann wieder eineinhalb Kilometer zurück.

Schließlich war der letzte Schultag gekommen. Ich hatte nicht allzu Gutes vorzuweisen, aber andererseits auch wiederum nicht allzu Schlechtes. Neben dem regulären Unterricht hatte ich einige Fernkurse belegen müssen, und man stellte mir ein paar kleine Zertifikate aus, die bestätigten, dass ich in diesem oder jenem oder etwas anderem qualifiziert war. Doch als der offizielle letzte Schultag vorbei war, stellten mir meine Eltern keine Fragen, wie, was ich denn gerne werden möchte. Stattdessen steckten sie mich einfach in eine Lehre bei einem Kraftfahrzeugbetrieb in Plymouth. So kam es, dass ich fast noch am selben Tag, an dem ich die Schule verließ, bei dieser Firma in der Old Town Street in Plymouth anfing. Dort verkauften sie zwar ein paar Autos, doch ihr Hauptinteresse galt den Motorrädern. Im Grunde genommen waren sie Handelsvertreter für Douglas-Motorräder in South Devon. Wieder war es ein unsympathischer Ort, weil alles, was zählte, die Arbeit war. Ich verließ Plympton gewöhnlich früh am Morgen und fuhr mit dem Bus nach Plymouth, das etwa acht Kilometer entfernt lag. Gegen Mittag wurde ich immer sehr hungrig, also ging ich, egal wie das Wetter auch war, mit meinen Sandwiches – und dazu gab es nur Wasser – in den kleinen Park hinter der St. Andrew's Kirche in Plymouth. Dort saß ich meist auf einer Bank, verschlang meine Sandwiches so schnell ich konnte, damit ich rechtzeitig wieder auf die Arbeit kam.

Die Arbeit war wirklich äußerst anstrengend, besonders für uns Lehrlinge. Manchmal wurden wir sogar bis nach Crown Hill geschickt, um ein schweres Motorrad abzuholen. Wir fuhren mit dem Bus nach Crown Hill oder in andere Ortschaften – natürlich immer nur einer von uns pro Auftrag – und standen dann vor dem Problem, das elende Motorrad zurück zur Firma zu bringen. Fahren konnten wir damit nicht, da die Motorräder nicht funktionstüchtig waren, also konnten wir sie nur schieben, es sei denn, es ging bergab.

Ich erinnere mich noch lebhaft an den Tag, an dem ich nach Crown Hill geschickt wurde, um ein sehr großes Motorrad, eine Harley-Davidson, abzuholen. Der Besitzer hatte angerufen und gesagt, das Motorrad könne abgeholt werden, es stünde draußen bereit. Also fuhr ich mit dem Bus dorthin, stieg aus, sah das Motorrad, hob es vom Ständer und begann, es wegzuschieben. Ich hatte bereits etwa fünf Kilometer hinter mir, als direkt vor mir ein Polizeifahrzeug anhielt. Zwei Polizisten sprangen heraus, und ich dachte, sie würden mich umbringen! Dabei kippte das Motorrad plötzlich um und verletzte meine Schienbeine. Die Polizisten stellten das Motorrad neben der Straße auf den Ständer, verfrachteten mich auf den Rücksitz ihres Autos und brachten mich zur Polizeistation in Crown Hill. Dort empfing mich ein schreiender Polizeiwachtmeister, der mir mit allen möglichen schrecklichen Hinrichtungsarten drohte, falls ich nicht preisgeben würde, wer meine «Komplizen» seien.

Nun ja, ich war zu der Zeit noch sehr jung und ich wusste beim besten Willen nicht, wovon er sprach, also verpasste er mir ein paar Ohrfeigen und steckte mich in eine Zelle. Er wollte meine Erklärung, dass ich nur gekommen sei, um das Motorrad wie angewiesen abzuholen, einfach nicht glauben.

Etwa acht Stunden später kam einer der Arbeiter von der Firma und identifizierte mich. Er bestätigte, dass ich berechtigt war, das defekte Motorrad abzuholen. Der Polizeiwachtmeister quittierte das Ganze mit einer weiteren Ohrfeige und einer scharfen Warnung, mich künftig von Ärger fernzuhalten und die Polizei nicht nochmal zu belästigen. Seither kann ich

Polizisten nicht mehr ausstehen. Mein ganzes Leben lang hatte ich Schwierigkeiten mit der Polizei, und ich schwöre, dass ich niemals etwas getan habe, das eine Verfolgung gerechtfertigt hätte. Jedes Mal war es einfach nur die Schlampigkeit der Polizei – eben wie damals, als man mir nicht einmal die Gelegenheit gab, zu erklären, wie sich alles tatsächlich zugetragen hatte.

Am nächsten Tag kam der Besitzer des Motorrades in die Firma und lachte wie ein Irrer über diesen Vorfall. Er zeigte nicht das geringste Mitgefühl, denn es schien ihm überhaupt nicht in den Sinn zu kommen, was für ein großer Schock das für mich gewesen war, festgenommen und in eine Zelle gesperrt zu werden.

Eines Tages kam ich kaum aus dem Bett. Ich fühlte mich krank. Ich fühlte mich derart krank, dass ich nur noch sterben wollte. Doch es half nichts – meine Mutter beharrte darauf, mich aus dem Bett zu holen. Also musste ich schließlich ohne Frühstück zur Arbeit gehen. Es war ein nasser und kalter Tag. Sie begleitete mich zur Bushaltestelle und schob mich so grob in den alten Devon-Transport-Bus, dass ich auf die Knie fiel.

Ich kam zur Arbeit, doch nach etwa zwei Stunden verlor ich das Bewusstsein. Jemand schlug vor, mich nach Hause zu bringen, doch der Vorarbeiter lehnte ab und sagte, sie hätten keine Zeit, Lehrlinge, die in Schwierigkeiten gerieten, herumzukutschieren. Also behielten sie mich bis zum Feierabend dort – ohne Frühstück, ohne Mittagessen, ohne irgendetwas.

Am Ende des Arbeitstages machte ich mich, von Schwindel geplagt, mühsam auf den Weg zur Bushaltestelle vor der St. Andrew's Kirche. Glücklicherweise wartete dort gerade ein Bus, und ich sank erschöpft auf einen Sitz in der Ecke. Als ich zu Hause ankam, hatte ich gerade noch genug Kraft, um ins Bett zu torkeln. Niemand zeigte besonderes Interesse an meinem Zustand. Niemand fragte, wie es mir ging oder warum ich nicht zum Abendessen erschien. Ich ging einfach direkt ins Bett.

Die Nacht war furchtbar. Es fühlte sich an, als stünde ich in Flammen, und ich war schweißgebadet. Am Morgen kam meine Mutter ins Zimmer und weckte mich recht barsch auf – ich war vor Erschöpfung in einen tiefen

Schlaf gefallen. Doch nun konnte sogar sie sehen, dass es mir nicht gut ging. Schließlich rief sie Dr. Stamp an. Einen halben Tag später erschien er, warf einen kurzen Blick auf mich und sagte nur: «Krankenhaus!» Kurz darauf kam die Ambulanz – die damals noch vom örtlichen Bestattungsunternehmen betrieben wurde – und brachte mich ins South Devon and East Cornwall Krankenhaus. Ich litt unter starken Lungenproblemen.

Ich verbrachte etwa elf Wochen in diesem Krankenhaus, und dann gab es eine große Diskussion, ob ich in ein Sanatorium eingewiesen werden sollte oder nicht, da ich Tuberkulose hatte.

Mein Vater und meine Mutter waren dagegen, dass ich in ein Sanatorium verlegt wurde, da sie meinten, sie hätten keine Zeit, mich zu besuchen, obwohl es nur ein paar Kilometer weiter entfernt lag. Also blieb ich zu Hause, doch meine Gesundheit besserte sich kaum. Immer wieder musste ich ins Krankenhaus zurückkehren. Dann bekam ich Probleme mit meinem Sehvermögen und wurde in die Royal Eye Infirmary in Mutley Plain gebracht, die nicht allzu weit vom South Devon and East Cornwall Krankenhaus entfernt war. Die Royal Eye Infirmary war ein recht angenehmes Krankenhaus – zumindest so angenehm, wie ein Krankenhaus sein kann, wenn man mit einer drohenden Erblindung kämpft. Schließlich wurde ich mit stark eingeschränktem Sehvermögen entlassen und kehrte nach Hause zurück.

Zu dieser Zeit war die Funktechnik bereits bekannt – sie gab es bereits vor dem Radio. Mein Vater besaß ein Kristallradio, und für mich war es das wunderbarste Gerät, das ich je in meinem Leben gesehen hatte. Vater hatte sich intensiv mit der Radiotechnik beschäftigt und stellte enorm große Radios mit vielen Röhren her. Schließlich machte er sich selbstständig, stellte Radios für Kunden her und übernahm zusätzlich verschiedene Elektroarbeiten für sie.

Zu dieser Zeit wurde entschieden, dass mir eine Luftveränderung guttun würde. So setzte man mich, so krank wie ich war, auf ein altes Fahrrad und schickte mich in Begleitung eines Arbeiters nach Lydford, wo eine meiner Tanten lebte. Oft habe ich mir gewünscht, dass sie meine Mutter gewesen

wäre. Sie war eine überaus gütige Frau, und ich liebte sie auf eine Weise, wie ich meine eigene Mutter niemals geliebt habe. Mit großer Fürsorge kümmerte sie sich um mich und behandelte mich wie eines ihrer eigenen Kinder. Sie war entsetzt darüber, dass man ein krankes Kind, das kaum atmen konnte, vierzig Kilometer mit dem Fahrrad hatte fahren lassen. Doch trotz ihrer Bemühungen musste ich schließlich wieder nach Hause zurückkehren. Dieses Mal fiel mir die Heimfahrt jedoch deutlich leichter. Lydford liegt hoch oben in den Moorlandschaften von Devon, nahe Dartmoor, hinter Tavistock und nicht allzu weit von Okehampton entfernt. Die Luft dort war viel reiner, und das Essen war nahrhaft und gut.

Zurück in Plympton begann ich damit, zusätzliche Fernkurse zu belegen. Doch bald meinte meine Mutter, es sei an der Zeit, dass ich wieder arbeite. Mein Vater hatte eine Vielzahl an Radios und elektrischen Geräten an Lager, und so wurde es meine Aufgabe, diese an kleine Händler zu verkaufen. Ich reiste in Orte wie Elburton, Modbury, Okehampton und weitere Gegenden und verkaufte unter anderem Akkumulatoren, Radioteile und Elektrogeräte. Doch nach einiger Zeit stellte sich das hektische Leben als zu viel für meine ohnehin schwache Gesundheit heraus – sie versagte erneut. Ich saß gerade am Steuer eines Autos, als ich plötzlich erblindete. Nun ja, das war eine höchst unangenehme Erfahrung, so völlig unerwartet während des Fahrens das Augenlicht zu verlieren. Zum Glück schaffte ich es, das Auto rechtzeitig anzuhalten, ohne einen Unfall zu verursachen. Ich blieb einfach dort stehen, wo ich war, bis irgendjemand kam, um zu sehen, was los war und warum ich den Verkehr aufhielt. Es dauerte eine Weile, bis ich jemanden davon überzeugen konnte, dass ich krank war und nichts mehr sehen konnte. Schließlich wurde die Polizei gerufen, die veranlasste, dass ich mit einer Ambulanz ins Krankenhaus gebracht wurde. Meine Eltern wurden informiert, doch ihr erster Gedanke galt dem Auto. Als das Auto nach Hause gebracht wurde, stellte man fest, dass alles, was ich darin mitgeführt hatte, gestohlen worden war: Radios, Batterien, Testgeräte – einfach alles. Entsprechend war ich bei meinen Eltern nicht besonders beliebt. Dennoch brachte mir der

Krankenhausaufenthalt etwas Erholung, und ich konnte nach einiger Zeit wieder nach Hause zurückkehren.

Ich lernte weiter und schließlich wurde beschlossen, dass ich mich als Funker ausbilden lassen sollte. Außerhalb von Southampton gab es eine spezielle Schule, die Bordfunker ausbildete, also machte ich mich auf den Weg dorthin. Ich verbrachte einige Zeit in der Ausbildung, bestand meine Prüfungen und erhielt eine Lizenz als Bordfunker erster Klasse. Für die Abschlussprüfung musste ich nach Croydon reisen, und ich war erfolgreich. Gleichzeitig begann ich mit der Flugausbildung und erwarb eine Fluglizenz. Allerdings scheiterte ich am Gesundheitstest für die gewerbliche Lizenz, und so war meine Karriere beendet, bevor sie überhaupt richtig begonnen hatte.

Zurück zu Hause wurde ich mit Vorwürfen überhäuft: Man warf mir meine schlechte Gesundheit vor und meinte, ich hätte das Geld für die Ausbildung verschwendet, da ich hätte wissen müssen, dass meine gesundheitlichen Probleme eine Ablehnung zur Folge haben würden. Diese Anschuldigungen ärgerten mich, denn es war ja schließlich nicht meine Schuld, dass ich eine schlechte Gesundheit hatte – ich wollte doch nicht krank sein. Es folgte eine große Familienkonferenz, bei der meine Eltern beschlossen, dass etwas unternommen werden müsse, damit ich mein Leben nicht völlig vergeudete.

Just zu diesem Zeitpunkt berichtete der örtliche Gesundheitsinspektor, ein enger Bekannter meiner Eltern, dass eine große Nachfrage nach Rauchinspektoren bestehe, insbesondere in den Großstädten. Die Menschen machten sich zunehmend Sorgen um die Umwelt, da die Luftverschmutzung durch den Rauch von Fabriken und Industriebetrieben viel zu hoch war, sodass eine neue Kategorie von Rauchinspektoren eingeführt worden war. Natürlich gab es bereits Gesundheitsinspektoren, darunter auch solche, die als Fleischinspektoren tätig waren, doch nun wurde eine weitere Kategorie geschaffen – die der Rauchinspektoren. Der leitende Gesundheitsinspektor meinte, dass dies genau das Richtige für mich sei. Es wäre eine gute Arbeit, gut bezahlt allerdings müsse ich dafür einen speziellen Lehrgang

absolvieren. Er erwähnte, dass gerade ein neuer Fernlehrgang für Rauchinspektoren ins Leben gerufen worden sei.

So lernte ich zu Hause und schloss den Lehrgang überraschend schnell ab – in nur drei Monaten. Anschließend wurde mir geraten, meine Ausbildung in London fortzusetzen und am Royal Sanitary Institute in der Buckingham Palace Road weiter zu studieren. Meine Eltern borgten mir, wenn auch nicht gerade begeistert, das notwendige Geld, und ich machte mich auf den Weg nach London. Dort besuchte ich täglich den Unterricht am Royal Sanitary Institute. Wir unternahmen häufig Exkursionen, besichtigten Fabriken, Kraftwerke und allerlei ungewöhnliche Orte. Nach weiteren drei Monaten fand schließlich die Abschlussprüfung statt. Wir wurden in einem riesigen Prüfungssaal zusammengebracht, in dem es nur so von Menschen wimmelte. Die Prüflinge wurden in kleine Gruppen eingeteilt, und diejenigen, die eine bestimmte Prüfung ablegen mussten, wurden von den anderen, die die gleiche Art von Prüfung ablegten, getrennt. Wie auch immer, ich bestand die Prüfung und erhielt mein Zertifikat als Rauchinspektor.

Mit meinem frisch erworbenen Zertifikat kehrte ich nach Plympton zurück und dachte, nun seien die Segel gesetzt. Doch es sollte anders kommen. Ich bewarb mich auf eine Arbeitsstelle in Birmingham und reiste für ein Vorstellungsgespräch nach Lozelles. Dort wurde mir jedoch erklärt, dass ich die Stelle nicht bekäme, da ich kein Ortsansässiger der Grafschaft sei.

Zurück in Plympton versuchte ich, eine Arbeit in Plymouth zu bekommen. Doch auch die Stadtverwaltung von Plymouth lehnte mich ab – aus demselben Grund. Ich lebte zwar in der richtigen Grafschaft, aber nicht in der richtigen Stadt. So ging es weiter, und nach ein paar Jahren wie diesen, in denen ich alles unternahm, was menschenmöglich war – alles tat, um genug Geld zusammenzubringen, um Körper und Seele zusammenzuhalten und mir Kleidung zu kaufen – starb mein Vater. Er war bereits seit Jahren gesundheitlich schwer angeschlagen und verbrachte die meiste Zeit im Bett. Etwa ein Jahr vor seinem Tod wurde sein Geschäft verkauft, und der Laden wurde in eine Arztpraxis umfunktioniert. Die Fenster wurden grün

gestrichen, und der Laden diente fortan als Praxisraum. Unser ehemaliger Wohnbereich wurde als Sprechzimmer und Apotheke genutzt. Meine Mutter und ich zogen in unsere ehemaligen Werkräume, die von da an unser Zuhause waren.

Aber nach Vaters Tod beschloss die Ärztevereinigung, in eine neue Gegend umzuziehen, sodass wir ohne Einkommen dastanden. Meine Gesundheit war nicht die beste, also zog meine Mutter zu ihrer Tochter, meiner Schwester. Da ich ein guter Student an einer Fernschule gewesen war, bekam ich eine Stelle bei einer Firma, die chirurgische Instrumente in Perivale, Middlesex, herstellte. Zunächst wurde ich als Betriebsleiter eingestellt, aber als der Firmeninhaber bemerkte, dass ich auch gute Werbetexte verfassen konnte, ernannte er mich zusätzlich zum Werbeleiter.

Ich musste Weiterbildungskurse in der chirurgischen Instrumentenkunde absolvieren und wurde anschließend als Berater für die Herstellung chirurgischer Instrumente eingesetzt. Meine Arbeit wurde so geschätzt, dass ich von Perivale ins Herz von London versetzt wurde, wo ich die Leitung des Londoner Firmensitzes übernahm.

An einem Tag, gerade als ich Feierabend machen wollte, wurde die Kriegserklärung zwischen England und Deutschland bekannt gegeben. Von diesem Moment an wurde alles verdunkelt, und die tägliche Anreise von Perivale nach London und zurück wurde für mich extrem anstrengend. Sie erschöpfte mich bis an meine Grenzen, zumal ich in dieser Zeit auch noch heiratete. Was meine Ehe betrifft, möchte ich mich nicht weiter dazu äußern, da die Presse auf der Erde bereits viel zu viel darüber geschrieben hat – und fast nichts davon entspricht der Wahrheit. Da ich gebeten wurde, über mein Leben zu erzählen, werde ich mich auch strikt an mein Leben halten.

Da die Reisebedingungen zunehmend beschwerlich wurden, konnten wir nicht länger in Perivale wohnen bleiben. Schließlich fanden wir eine Wohnung in der Gegend von Knightsbridge in London. Es war ein wahrer Segen, von dort aus jeden Tag bequem mit der U-Bahn zu meiner Arbeitsstelle fahren zu können.

Der Krieg spitzte sich zu, und die Lage in London wurde zunehmend schwieriger. Es gab massive Rationierungen, eine weit verbreitete Lebensmittelknappheit und schwere Bombenangriffe auf die Stadt. Einen Großteil meiner Zeit verbrachte ich mit der Arbeit bei der Feuerwache. Ich musste verrostete Eisenleitern hochsteigen, um auf die Dächer der Gebäude zu gelangen und nach herannahenden deutschen Bombern Ausschau zu halten. Sobald ich ein Flugzeug rechtzeitig entdeckte, war es meine Aufgabe, die Arbeiter in den darunterliegenden Gebäuden zu warnen.

Eines Tages fuhr ich mit meinem Fahrrad durch den Hyde Park zur Arbeit, als ich bemerkte, wie sich Bombenflugzeuge näherten. Eines der Flugzeuge begann Bomben abzuwerfen, die gefährlich nahe zu kommen schienen. In Panik ließ ich mein Fahrrad fallen und rannte in Richtung der Bäume, um Schutz zu suchen. Die Bomben fielen, verfehlten jedoch den Park und schlugen im Buckingham Palast ein, wo sie erheblichen Schaden anrichteten.

Überall, so schien es, fielen Bomben. Eines Tages war ich wegen eines Spezialauftrags für chirurgische Instrumente unterwegs und näherte mich gerade der Charing Cross U-Bahn-Station, als plötzlich eine große Bombe aus den Wolken fiel. Sie traf die Station und drang direkt in den Untergrund ein, wo sich unzählige Menschen aufhielten. Noch heute kann ich die gewaltige Staubwolke vor mir sehen und die zerfetzten Teile – von was? – die aus dem aufgerissenen Deckenloch der Station herausgeschleudert wurden.

Eines Nachts erlebten wir einen verheerenden Luftangriff, und der Ort, an dem meine Frau und ich wohnten, wurde bombardiert. In aller Eile mussten wir mitten in der Nacht, so wie wir waren, nach draußen flüchten. Eine lange Zeit irrten wir im Dunkeln umher, gemeinsam mit anderen Menschen, die ebenfalls durch die Straßen wanderten. Alles war chaotisch. Die Bomben fielen, und der Himmel war im Feuerschein des brennenden East Ends gespenstisch erleuchtet. In der Ferne konnten wir die Umrisse der in Flammen stehenden St. Paul's Cathedral erkennen, während große Rauchwolken in den Himmel stiegen. Immer wieder hörten wir das Rattern von

Maschinengewehren, und gelegentlich fielen leere Patronenhülsen um uns herum vom Himmel. Überall regnete es Granatsplitter. Wir trugen Stahlhelme, denn die rauchenden Splitter, die auf uns herabsausten, hätten uns ohne Schutz den Kopf durchschlagen.

Endlich brach der Morgen an. Ich rief meinen Arbeitgeber an, um ihm mitzuteilen, dass ich ausgebombt worden war. Doch seine Antwort war: «Vergiss es, du musst zur Arbeit kommen. Andere Leute wurden auch ausgebombt.» Also machte ich mich, so schmutzig und hungrig, wie ich war, auf den Weg und stieg in die U-Bahn, um zu meinem Arbeitsort zu fahren. Als ich mich der Straße näherte, in der unsere Geschäftsstelle lag, stellte ich fest, dass sie gesperrt war. Ich versuchte, an der Absperrung vorbeizukommen, doch ein übereifriger Polizist stellte sich mir in den Weg und beschuldigte mich, ein Plünderer zu sein – die Gemüter waren zu der Zeit ziemlich erhitzt. Genau in diesem Moment stieg mein Arbeitgeber aus seinem Auto und kam auf uns zu. Er zeigte dem Polizisten seinen Ausweis, und zusammen gingen wir hinter die Absperrung zu unserer Geschäftsstelle.

Überall spritzte Wasser aus den Leitungen. Der Ort war von einer Bombe getroffen worden, und die Wasserversorgung war dabei zerstört worden. Von den oberen Stockwerken lief das Wasser herab und strömte direkt in unser Lager. Der Keller stand bis zum Hals unter Wasser, und überall lagen Scherben, zertrümmertes Mauerwerk und Trümmerteile herum. Wir fanden sogar eine Bombenhülle, die in der Wand stecken geblieben war.

Das Chaos war groß, und es gab nur wenig, was noch zu retten war. Es gelang uns lediglich, ein paar Akten und einige Gerätschaften zu sichern. Danach versuchten wir, den Ort zumindest ein wenig aufzuräumen, doch es war hoffnungslos – unter diesen Umständen war es unmöglich, den Betrieb fortzusetzen. Schließlich unterbreitete mir mein Arbeitgeber ein Angebot: Er wollte in einen anderen Landesteil umziehen und bot mir an, mitzukommen. Doch das war für mich nicht machbar. Ich hatte nicht die finanziellen Mittel, um in eine neue Region zu ziehen, und es war äußerst schwierig, während des Krieges an die nötigen Dinge zu kommen. Ein neues Zuhause

in einem weit entfernten Landesteil einzurichten, war eine Ausgabe, die ich mir schlicht nicht leisten konnte. Und da ich nicht in der Lage war, mitzugehen, verlor ich meine Arbeitsstelle. So stand ich da: arbeitslos, in England, mitten im Krieg.

Ich meldete mich bei verschiedenen Arbeitsämtern und versuchte, irgendeine Arbeit zu finden. Ich bewarb mich als Hilfspolizist, doch ich bestand den Gesundheitstest nicht. Die Lage wurde immer verzweifelter. Man kann schließlich nicht nur von Luft leben, und so wandte ich mich als letzten Ausweg an die Verwaltung der Fernschule, an der ich zuvor so viele Fernkurse absolviert hatte.

Es ergab sich, dass die Fernschule gerade einen Mitarbeiter suchte, da einige ihrer Angestellten zum Militär eingezogen worden waren. Man teilte mir mit, dass ich – dank meines angeblich beneidenswerten Leistungsausweises – eine Stelle in der Beratungsabteilung bekommen könnte. Die Bezahlung sollte fünf Pfund pro Woche betragen, allerdings müsste ich dafür nach Weybridge in Surrey umziehen. Nein, sagten sie, man könne mir keinerlei Vorschuss gewähren, um die Reise dorthin zu finanzieren. Zunächst müsse ich für ein Vorstellungsgespräch mit einem der Direktoren persönlich nach Weybridge reisen. Also erkundigte ich mich und fand heraus, dass die günstigste Möglichkeit, dorthin zu gelangen, der Green Line Bus war.

Am vereinbarten Tag machte ich mich auf den Weg nach Weybridge. Doch dort angekommen, musste ich lange warten – der Direktor war noch nicht eingetroffen. Jemand meinte: «Oh, der Direktor kommt nie pünktlich. Er kommt vielleicht erst um vier Uhr. Sie müssen einfach warten.» Nun ja, schließlich tauchte der Direktor doch noch auf. Er empfing mich und war sehr freundlich und bot mir die Stelle für fünf Pfund die Woche an. Er ließ mich wissen, dass über der Garage noch eine Wohnung frei sei, die ich gegen eine recht hohe Miete beziehen könnte. Da ich dringend eine Anstellung benötigte, willigte ich zu seinen Bedingungen ein. Ich kehrte nach London zurück und wir packten unsere wenigen Habseligkeiten zusammen, so wie sie waren, und brachen auf nach Weybridge. Über die abgenutzten

hölzernen Stufen gelangten wir in die Wohnung über der Garage. Am nächsten Tag begann ich meine Arbeit als Korrespondenzangestellter – und genau das war es auch: ein Korrespondenzangestellter in einer Korrespondenzschule.

Heutzutage gibt es so viele hochtrabende Berufsbezeichnungen. Müllmänner zum Beispiel nennen sich mittlerweile «Entsorgungs-Experten», obwohl sie im Grunde genommen immer noch Müllmänner sind. Auch einige der Korrespondenten haben ihre Titel aufgewertet und nennen sich nun «Fachberater» oder «Berufsberater». Doch in Wahrheit bestand unsere Arbeit nach wie vor aus den einfachen Tätigkeiten eines Korrespondenzangestellten.

Es scheint für manche Menschen irgendwie eine Schande zu sein, einer gewissen Berufskategorie anzugehören. Mir wurde oft vorgeworfen, dass mein Vater «nur» Klempner war. In Wirklichkeit war er gar nie als Klempner tätig, aber selbst wenn – was wäre daran so schlimm gewesen? Gewiss hat er das Klempnerhandwerk gelernt, aber nur, weil er – genauso wie ich – keine andere Wahl hatte. Auch ich begann meine berufliche Laufbahn als Auto- und Motorradmechaniker. Doch wie steht es denn eigentlich mit dem berühmten Mr. Crapper? Er war der Mann, der die Wasserklosetts erfunden hat. Seit seiner Zeit wurde daran kaum etwas verbessert. Mr. Crapper, wenn Sie sich erinnern, war Klempner, ein außerordentlich guter noch dazu. Seine Erfindungen, darunter der Spülkasten und das Spülklosett, machten ihn vor allem bei König Eduard sehr beliebt, der ihn sogar als persönlichen Freund schätzte.

Sie sehen also, dass selbst ein Klempner ebenso gut ein Freund des Königshauses sein kann wie ein Lebensmittelhändler. Nehmen wir zum Beispiel Thomas Lipton: Er war angeblich nur ein Lebensmittelhändler, besaß jedoch ein großes Kolonialwarengeschäft und war ein enger Freund von König Georg V. Es sollte doch keine Rolle spielen, was der Vater einer Person von Beruf war. Warum gilt es als Schande, Eltern zu haben, die Handwerker waren? Heutzutage heiraten sogar die Töchter des Königshauses

Gewerbetreibende. Was mich jedoch immer besonders amüsiert hat, ist die Aussage, dass Jesus «nur» der Sohn eines Tischlers gewesen sei. Warum sollte das denn eine Schande sein?

Ja, ich habe mich hier wohl etwas von meiner eigentlichen Geschichte entfernt. Trotzdem möchte ich an dieser Stelle festhalten: Ich bin lieber der Sohn eines Klempners als der Sohn eines dieser armseligen Menschen, die sich Journalisten nennen. Für mich gibt es kaum einen schlechteren Beruf als den des Journalisten: Ein Klempner beseitigt zumindest den Dreck der Menschen, während ein Journalist sie nur in den Dreck zieht.

Seit ich hier in der Astralwelt bin, habe ich viele faszinierende Dinge entdeckt, doch eine Sache fesselt mich besonders: Ich trage einen recht ehrbaren Namen, nicht nur durch «Onkel Richard», sondern auch durch andere, die vor ihm da waren. Einer von ihnen war ein Mitstreiter von Sir Joshua Reynolds, und ein anderer war Lord Lieutenant, oder wie immer man ihn auch nannte, des Towers of London. Dies geschah in einer Zeit, als versucht wurde, die Kronjuwelen zu stehlen – ein Vorhaben, das erfolgreich vereitelt wurde.

Es gibt hier viel zu sehen, viel zu lernen, und man hat mir zu verstehen gegeben, das ich noch sehr viel zu lernen habe, weil ich, so sagen sie, noch nicht gelernt habe, demütig zu sein, noch nicht gelernt habe, mit den Menschen auszukommen. Aber ich gebe mein Bestes, dies alles zu diktieren, und ich schwöre auf die Bibel, dass diese ganze Geschichte die Wahrheit und nichts als die Wahrheit ist.

Kapitel 9

Das Leben in Weybridge war alles andere als glücklich. Ich wurde als Luftschutzwachmann eingesetzt, doch ein anderer Wachmann zeigte sich überaus neidisch auf meine Position und setzte alles daran, mir das Leben schwer zu machen. Ich bot meinen Rücktritt an, doch dieser wurde abgelehnt.

Eines Nachts wurde Weybridge von einem Bombenangriff erschüttert. Kurz darauf stand ein Polizist vor unserer Tür. Offenbar war ein kleiner Lichtschimmer – so klein, dass man ihn aus dreißig Metern Entfernung kaum erkennen konnte – nach draußen gedrungen. Die Ursache war ein defekter Lichtschalter im Flur unserer Wohnung, ein alter Messingschalter mit einem großen Knopf. Vermutlich hatten die Erschütterungen der Bombeneinschläge den Schalter in die Position «Ein» gerüttelt. Der Polizist konnte selbst sehen, dass sich das Licht schon einschaltete, wenn eine Fliege hustete, da die Feder des Schalters defekt war. Doch das spielte keine Rolle – das Licht war sichtbar, und das allein zählte. Also musste ich vor Gericht erscheinen und erhielt eine Geldstrafe. Das war eine Sache, über die ich mich bis heute ärgere, weil sie so völlig überflüssig war. Es war der «Wachmann-Feind», der die Sache gemeldet hatte. Daraufhin trat ich aus dem Luftschutz aus. Ich war der Meinung, es sei besser, den «Beteiligten» aus dem Weg zu gehen, wenn ein weiteres Zusammenarbeiten nicht mehr möglich war.

In Weybridge wurde alles von mir erwartet: Briefe beantworten, Leute dazu überreden, Fernkurse zu belegen, das Auto meines Chefs instand halten – und er wechselte ständig dieses verfluchte Fahrzeug – als unbezahlter Botenjunge arbeiten und jede andere Aufgabe erledigen, die gerade anfiel. Und all das für lächerliche fünf Pfund die Woche!

Die Bürger wurden in den Wehrdienst einberufen, und die Bedingungen verschlechterten sich zunehmend. Nahrungsmittel wurden immer knapper und knapper, und aus dem Flugzeugwerk in Brooklands drangen unaufhörlich seltsame Geräusche. Eines Tages stürzte ein Wellington während eines

Testfluges unmittelbar neben dem Dorf Weybridge ab. Der Pilot rettete das Dorf auf Kosten seines eigenen Lebens, indem er das Flugzeug auf die elektrifizierte Eisenbahnlinie lenkte. Das Wrack glich einem Spielzeug, das in tausend Stücke zerschellt war – überall verstreut lagen Trümmer. Doch dank der Selbstlosigkeit des Piloten blieben die Bewohner von Weybridge vor einer größeren Katastrophe verschont.

Genau zu diesem Zeitpunkt erhielt ich meinen Einberufungsbescheid. Wie vorgeschrieben musste ich mich einer medizinischen Untersuchung unterziehen, bevor ich in einen der Wehrdienste aufgenommen werden konnte.

Am festgelegten Tag begab ich mich in die große Halle, wo zahlreiche andere Männer darauf warteten, untersucht zu werden. Ich wandte mich an einen der medizinischen Assistenten und sagte: «Ich habe Tuberkulose gehabt.»

Er musterte mich und sagte: «Du siehst wirklich aus wie ein Wrack, Junge, das muss ich schon sagen. Setz dich dort drüben hin.»

Also setzte ich mich dorthin, wohin er mich gewiesen hatte, und saß und saß. Endlich, als beinahe jeder untersucht worden war, wandten sich die Wehrärzte mir zu. «Was haben wir denn da?», meinte einer. «Sie sagten, Sie hätten Tuberkulose gehabt. Wissen Sie überhaupt, was Tuberkulose ist?»

«Aber natürlich weiß ich das, Sir», sagte ich. «Ich habe TB gehabt.»

Er stellte mir viele Fragen und brummte dann vor sich hin. Anschließend trat er zu seinen Kollegen und diskutierte kurz mit ihnen. Schließlich wandte er sich wieder mir zu, und es wirkte, als würde er die wichtigste Entscheidung der Welt treffen.

«Ich überweise Sie ins Kingston-Krankenhaus», sagte er. «Dort werden Sie untersucht, und man wird bald feststellen, ob Sie tatsächlich Tuberkulose gehabt haben. Und wenn nicht – dann möge Ihnen Gott beistehen!» Sorgfältig füllte er ein Formular aus, steckte es in einen Umschlag, verschloss diesen und packte ihn in einen weiteren Umschlag, den er ebenfalls zuklebte.

Dann warf er ihn mir förmlich entgegen. Ich hob den Umschlag vom Boden auf und machte mich auf den Heimweg.

Am nächsten Tag informierte ich meinen Arbeitgeber darüber, dass ich ins Krankenhaus zur Untersuchung gehen müsse. Er schien sichtlich gelangweilt, und ich hatte das Gefühl, er dachte: «Warum verschwendet dieser Kerl immer meine Zeit? Warum meldet er sich nicht einfach krank und geht mir aus den Augen?» Wie auch immer, ich erledigte meine Arbeit an diesem Tag und machte mich am nächsten Morgen, wie angewiesen, mit dem Bus auf den Weg nach Kingston an der Themse. Dort angekommen, ging ich direkt zum Krankenhaus. Man führte diverse Tests durch, und schließlich wurde ich geröntgt. Nach dem Röntgen brachte man mich in eine Trockenkammer, in der zahlreiche nasse Röntgenbilder zum Trocknen aufgehängt waren. Nach etwa einer halben Stunde kam eine Frau herein und sagte: «In Ordnung, Sie können nach Hause gehen!» Das war alles. Es wurde nichts weiter erklärt, also ging ich wieder nach Hause.

Als Nächstes wurde ich aufgefordert, mich in der Tuberkulose-Klinik in Weybridge zu melden. Das war natürlich erst drei oder vier Wochen später, aber als die Aufforderung schließlich eintraf, ging ich artig zur Klinik, wie ein braver kleiner Junge. Inzwischen hatte ich die ganze Sache allerdings gründlich satt. In der Tuberkulose-Klinik wurde ich aber von einem hervorragenden Arzt untersucht, der wirklich das verkörperte, was man sich unter einem guten Arzt vorstellt. Er hatte meine Röntgenbilder vor sich liegen und bestätigte mir, dass es absolut unsinnig sei, mich von einer Klinik zur nächsten zu schicken. Er meinte, es sei doch völlig eindeutig, dass ich aufgrund der Tuberkulose schwere Lungenvernarbungen hätte, und er sagte, wenn ich in die Armee ginge, wäre ich eine Belastung und kein Gewinn. Sicherlich sei England noch nicht so weit, dass man diejenigen rekrutieren müsse, die ganz offensichtlich krank seien. «Ich werde einen Bericht verfassen und darin vermerken, dass Sie für jeglichen Dienst untauglich sind», fügte er hinzu.

Die Zeit verging, und schließlich erreichte mich ein Schreiben per Post. Darin wurde mir mitgeteilt, dass ich nicht für den Wehrdienst benötigt

würde, da ich in der Tauglichkeitskategorie mit dem Grade IV eingestuft worden war – die niedrigste Stufe, die es in England zu dieser Zeit gab.

Ich nahm das Schreiben und zeigte es meinem Arbeitgeber. Er schien zu denken: «Na ja, wenigstens bleibt mir noch jemand, der weiterarbeitet, wenn alle anderen eingezogen werden.» Damals herrschte große Unruhe unter den Menschen, die verzweifelt versuchten, einen Aufschub vom Wehrdienst zu bekommen – jeder schien nach einem Ausweg zu suchen. Der Geschäftsführer meines Arbeitgebers verließ die Firma für eine andere Stelle, und an seiner Stelle wurde ein neuer Mann eingestellt. Er und ich kamen nicht gut miteinander aus, im Gegenteil, wir verstanden uns überhaupt nicht. Er war von einer Art, die ich zutiefst verabscheute, und ich schien ebenso von einer Art zu sein, die er nicht ausstehen konnte. Trotzdem gab ich mein Bestes. Doch die Umstände wurden zunehmend schwieriger, da die Arbeit immer mehr wurde, ohne dass eine Gehaltserhöhung in Sicht war. Zudem war offensichtlich, dass jemand heimlich zum Arbeitgeber lief und ihm Geschichten über mich erzählte, die nicht unbedingt der Wahrheit entsprachen.

Eines Abends nach der Arbeit schlenderte ich ziellos durch unseren Garten. Er war etwa ein Hektar groß, und ich durchquerte einen kleinen, bewaldeten Hain, während die Dämmerung bereits einsetzte. Irgendwie stolperte ich über eine freiliegende Wurzel und stürzte mit einem heftigen Aufprall zu Boden. Dabei schleuderte es mich buchstäblich aus mir selbst heraus!

Ich stand aufrecht, doch dann – Gott segne meine Seele! – stellte ich fest, dass «ich» gar nicht «ich» war, denn mein Körper lag flach auf dem Boden, mit dem Gesicht nach unten, während ich aufrecht danebenstand. Völlig verblüfft schaute ich mich um und sah einige fremd aussehende Personen, die mich umringten. «Mönche!» dachte ich. «Was zum Teufel machen Mönche hier?» Ich sah sie an, dann richtete ich meinen Blick auf den Körper am Boden – meinen Körper, wie ich annahm. Plötzlich vernahm ich eine Stimme oder etwas, das sich wie eine Stimme in meinem Kopf anfühlte. Zunächst schien es eine eigenartige, fremde Sprache zu sein, doch als ich

genauer darüber nachdachte, stellte ich fest, dass ich verstehen konnte, was gesagt wurde.

«Junger Mann», erklang die Stimme in meinem Kopf, «du denkst über etwas sehr Schlimmes nach. Du spielst mit dem Gedanken, deinem Leben ein Ende zu setzen. Das ist eine äußerst schlimme Sache. Selbstmord ist falsch, egal aus welchem Grund, mit welcher Rechtfertigung oder Entschuldigung. Selbstmord ist immer falsch.»

«Sie können gut reden», dachte ich. «Sie haben ja nicht solche Probleme, wie ich sie habe. Ich bin hier und stecke in diesem – ach herrje – unerträglichen Arbeitsverhältnis fest, das man weder richtig in Worte fassen noch exakt beschreiben kann. Ich kriege keine Gehaltserhöhung, und mein Chef scheint eine Abneigung gegen mich zu haben – wozu soll ich noch hier bleiben? Es gibt genügend Bäume in der Nähe und einen starken Strick, den ich über einen Ast werfen kann.»

Weiter will ich nicht darauf eingehen, aber mir wurde darauf ein Gedanke in den Kopf eingegeben, der zum Ausdruck brachte, dass ich, wenn ich es wirklich wollte, von dem, was ich als die Qualen der Erde hielt, erlöst werden könnte. Sollte ich es ernst meinen und es aufrichtig wollen, könne ich der Menschheit helfen, indem ich meinen physischen Körper einer Seele oder einem Geist zur Verfügung stelle, der ihn übernehmen wolle, noch bevor ich ihn vollständig verlassen hätte.

Das klang für mich zunächst wie blanker Unsinn, aber ich beschloss, es darauf ankommen zu lassen und hörte ihnen weiter zu. Zuerst erklärten sie mir, dass ich meinen Namen ändern müsse, um zu zeigen, dass es mir wirklich ernst war. Sie nannten mir einen seltsamen Namen, den ich annehmen sollte.

Nun ja, später teilte ich meiner Frau lediglich mit, dass ich meinen Namen ändern würde. Sie hielt mich wahrscheinlich für verrückt, ließ es aber dabei bewenden. Also änderte ich ganz offiziell meinen Namen.

Dann begannen meine Zähne, ernsthafte Probleme zu bereiten. Ich hatte eine schreckliche Zeit. Schließlich hielt ich es nicht mehr länger aus und

suchte den örtlichen Zahnarzt auf. Er versuchte, den Zahn zu ziehen, doch er wollte einfach nicht herauskommen. Also bohrte er ein Loch in das Ding, um einen sogenannten «Lift» zu benutzen – nicht die Art von Lift, mit der man in verschiedene Stockwerke fährt, sondern ein Hebelwerkzeug, das dabei hilft, einen Zahn zu lockern und zu entfernen. Als sein Versuch jedoch scheiterte, rief der Zahnarzt einen Spezialisten in London an. Kurz darauf musste ich eilig in ein Krankenhaus fahren.

Meine Frau teilte meinem Arbeitgeber mit, dass ich ins Krankenhaus gehen musste, worauf sie die lapidare Antwort erhielt: «Nun, man kann auch mit Zahnschmerzen arbeiten!» Und das war das ganze Mitgefühl, das mir entgegengebracht wurde. Also ging ich in dieses Krankenhaus, auf meine Kosten natürlich, denn damals gab es noch keine Krankenversicherungen wie heute. Ich hatte diese kurze Operation, die dann doch nicht ganz so einfach war. Doch der Zahnarzt war gut und der Anästhesist noch besser. Ich blieb eine Woche im Krankenhaus und kehrte danach wieder nach Weybridge zurück.

Zurück an meinem Arbeitsplatz kam es zu einer ganzen Reihe unangenehmer kleiner Vorfälle; Sticheleien, ungerechte Beschuldigungen und dergleichen. Es macht keinen Sinn, weiter auf all diese Details einzugehen und den ganzen Mist nochmals aufzuwärmen, denn schließlich bin ich ja kein Journalist. Doch es gab falsche Anschuldigungen.

Meine Frau und ich besprachen die Angelegenheit und wir beschlossen, dass wir das so nicht länger hinnehmen wollten. Also reichte ich meine Kündigung ein. Von diesem Moment an schien es, als wäre ich ein Leprakranker oder litte unter einer schlimmen Seuche. Den ganzen Rest der Woche saß ich allein in meinem Büro. Niemand kam vorbei, denn offenbar hatte man den Mitarbeitern nahegelegt, sich von mir fernzuhalten. Auch Arbeit wurde mir keine mehr zugeteilt. So verbrachte ich meine Tage dort, wie ein Sträfling, der nur noch seine Zeit absitzt. Am Ende der Woche war es schließlich soweit – ich war fertig.

Wir verließen Weybridge mit Freude und zogen nach London. Dort zogen wir mehrfach um. Oh, meine Güte, ich habe längst vergessen, an wie vielen Orten wir es versucht haben. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Schließlich stellten wir erneut fest, dass die Bedingungen für uns untragbar wurden. Also zogen wir wieder um, diesmal in einen Außenbezirk von London namens Thames Ditton.

Oh, jetzt habe ich, weil ich ungern darüber spreche und mich beeilt habe, diese leidige Sache hinter mich zu bringen, etwas vergessen. Also, hier ist es: Irgendwann hatte man mich gebeten, mir einen Bart wachsen zu lassen. Na ja, dachte ich, was soll's? Was spielt das schon für eine Rolle? Also gut, wenn schon, denn schon! Und so ließ ich mir, noch während ich in Weybridge wohnte, einen Bart wachsen und wurde dafür oft von meinem Arbeitgeber und den Mitarbeitern verspottet. Egal, dachte ich, ich würde ohnehin nicht mehr lange dort bleiben.

Wir zogen also nach Thames Ditton und lebten zunächst für kurze Zeit in einer Pension, die von einer eigenartigen alten Frau geführt wurde, die den Schmutz schlichtweg nicht sehen konnte. In ihrer Vorstellung lebte sie offenbar in einer herrschaftlichen Villa oder etwas Ähnlichem, doch die riesigen Spinnweben in den Ecken des Treppenhauses übersah sie geflissentlich. Ihr hochherrschaftliches Benehmen veranlasste uns schließlich, uns nach einer anderen Wohnung umzusehen.

Weiter unten in der Straße fanden wir schließlich ein Haus, das als Etagenwohnung vermietet wurde, und entschieden uns, es zu nehmen. Allerdings hatten wir keine Ahnung, wie wir die Miete aufbringen sollten, da ich noch keine feste Arbeitsstelle hatte – genau genommen gar keine. Stattdessen nahm ich jede Gelegenheitsarbeit an, die sich bot, um zumindest etwas Geld zu verdienen und uns über Wasser zu halten. Ich ging auch zum Arbeitsamt, doch weil ich meine letzte Arbeitsstelle selbst gekündigt hatte und nicht entlassen worden war, hatte ich keinen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung oder Arbeitslosengeld. Bis dahin gelang es mir, ohne es auszukommen. Ich weiß zwar nicht wie, aber ich schaffte es.

Ich hatte ein altes Fahrrad, mit dem ich meist durch die Gegend fuhr, auf der Suche nach irgendeiner Arbeit. Doch nein, es wurde immer schwieriger – es gab immer weniger Arbeit. Inzwischen war der Krieg zu Ende, und die Männer waren aus der Armee zurückgekehrt. Der Arbeitsmarkt war gesättigt. Für sie war das kein Problem: Sie erhielten Arbeitslosenunterstützung und vielleicht sogar eine Rente. Ich hingegen bekam nichts.

Eines Nachts wurde ich von einer Gruppe Männer angesprochen. Sie zogen mich aus meinem Körper, sprachen mit mir und fragten, ob ich immer noch bereit sei, meinen Körper zu verlassen und – wie sie es nannten – in die Astralwelt einzutreten, von der ich damals dachte, sie wäre das Paradies. Ich versicherte ihnen, dass ich das mehr denn je wollte. Daraufhin sagten sie mir, ich solle am nächsten Tag zu Hause bleiben. Ein Mann in einer gelben Robe führte mich zum Fenster und zeigte hinaus. Er sagte: «Dieser Baum dort drüben – genau zu diesem Baum musst du gehen. Halte dich oben am Ast mit den Händen fest, ziehe dich hoch – und dann lass los.» Er nannte mir die genaue Uhrzeit, zu der ich es tun sollte, und betonte, dass es entscheidend sei, die Anweisungen exakt zu befolgen. Andernfalls, erklärte er, würde nicht nur ich große Schmerzen erleiden, sondern andere auch. Am schlimmsten jedoch sei – ich bliebe weiterhin auf der Erde.

Am nächsten Tag hielt meine Frau mich vermutlich für verrückt oder dachte, ich hätte den Verstand verloren, weil ich nicht wie gewohnt das Haus verließ, sondern im Haus herumhantierte. Kurz vor der vereinbarten Zeit, es war vielleicht eine oder zwei Minuten davor, ging ich hinaus in den Garten und lief zu dem Baum. Ich zog mich an einer Efeuranke, oder wie immer sie heißt, hoch und griff, wie abgesprochen, nach dem Ast. Plötzlich fühlte es sich an, als hätte mich der Blitz getroffen. Ich musste nicht einmal so tun, als würde ich hinunterfallen, ich fiel – Zack – nach unten! Ich fiel einfach herunter, und dann, du meine Güte, sah ich eine silberne Schnur, die aus mir herausragte. Ich wollte sie ergreifen, um zu sehen, was sie war, aber meine Hände wurden ganz sanft von ihr ferngehalten. Ich lag dort am Boden und hatte schreckliche Angst, da sich zwei Personen an dieser silbernen Schnur

zu schaffen machten. Eine dritte Person stand daneben und hielt eine weitere silberne Schnur in der Hand. Zu meinem Entsetzen stellte ich fest, dass ich durch all diese Gestalten hindurchsehen konnte. So fragte ich mich, ob ich das alles tatsächlich sehe oder ob ich vielleicht den Verstand verloren hatte – so seltsam und unwirklich war das Ganze.

Schließlich folgte eine Art Sauggeräusch, gefolgt von einem Plopp, und ich stellte – oh, Freude über Freude – fest, dass ich frei war und in eine wunder-wunderschöne Welt schwebte. Und das ich mit meiner Lebensgeschichte so weit gekommen bin, bedeutet, dass ich meinen Teil der Abmachung erfüllt habe. Ich habe alles gesagt, was ich über mein vergangenes Leben preisgeben möchte, und nun ziehe ich mich wieder in meinen eigenen Bereich der Astralwelt zurück …

Ich bin Lobsang Rampa und habe hiermit niedergeschrieben, was mir die Person, deren physischen Körper ich übernommen habe, so widerwillig und freudlos erzählt hat. Lassen Sie uns nun dort weitermachen, wo er aufgehört hat.

Sein Körper lag auf dem Boden und zuckte leicht. Und ich? Nun, ich muss zugeben – ohne mich groß dafür schämen zu müssen – auch ich zuckte, allerdings aus Angst. Ich mochte den Anblick dieses Körpers, der vor mir ausgestreckt dalag, ganz und gar nicht. Doch ein tibetischer Lama befolgt die Weisungen, ganz gleich, ob sie angenehm oder unangenehm sind. Also blieb ich dort stehen, während zwei meiner Ordensbrüder sich an der Silberschnur des Mannes zu schaffen machten. Sie mussten meine Silberschnur anbringen, bevor seine vollständig getrennt wurde. Glücklicherweise befand sich der arme Kerl in einem wundersamen Zustand der Benommenheit und so verhielt er sich ruhig.

Schließlich – was wie Stunden erschien, in Wirklichkeit aber nur einen Bruchteil einer Sekunde dauerte – hatten sie meine Silberschnur angebracht und seine abgelöst. Der Mann wurde schnell weggeführt, und ich blickte auf den Körper, mit dem ich nun verbunden war. Ein Schauer durchfuhr mich.

Doch den Anweisungen folgend ließ ich meinen Astralkörper langsam auf diesen neuen Körper sinken, der von nun an meiner sein würde. Oh, der erste Kontakt war schrecklich – kalt und glitschig. Vor Schreck schoss ich sofort wieder hinaus und schwebte in die Luft. Zwei Lamas eilten herbei, um mich zu stützen und zu beruhigen. Nach und nach fasste ich Mut und ließ mich erneut in den Körper sinken.

Erneut kam ich mit dem Körper in Kontakt, und ein Schauer aus Grauen und Widerwillen durchfuhr mich. Es war eine wahrhaft erschütternde Erfahrung – eine, die ich niemals wieder erleben möchte.

Es fühlte sich an, als wäre ich zu groß für diesen Körper – oder als wäre der Körper zu klein für mich. Ich fühlte mich eingeengt, als würde ich zu Tode erdrückt werden. Und dann dieser Geruch! Dieser Unterschied! Mein alter Körper war zwar beschädigt und lag im Sterben, aber zumindest war er mein eigener Körper gewesen. Jetzt hingegen steckte ich in diesem fremden Körper, und ich mochte ihn überhaupt nicht.

Irgendwie – und das kann ich nicht wirklich erklären – tastete ich mich im Inneren des Körpers vor und versuchte, die motorischen Nerven des Gehirns zu erreichen. Wie um alles in der Welt bringe ich dieses verflixte Ding in Gang? Eine Zeitlang lag ich völlig hilflos da, als wäre ich gelähmt. Der Körper wollte einfach nicht funktionieren. Es fühlte sich an, als wäre ich ein unerfahrener Fahrer, der verzweifelt versucht, ein hochkomplexes Fahrzeug zu steuern. Doch schließlich, mit Hilfe meiner Astralbrüder, gelang es mir, etwas Kontrolle über den Körper zu erlangen. Tatsächlich schaffte ich es, ihn zum Funktionieren zu bringen. Wackelig stand ich auf, doch vor Schreck hätte ich beinahe geschrien, als ich feststellte, dass ich rückwärts statt vorwärts ging. Ich taumelte und fiel wieder hin. Es war zweifellos eine entsetzliche Erfahrung. Ich war von diesem Körper zutiefst angewidert und zweifelte daran, dass ich es schaffen würde, ihn zu beherrschen.

Ich lag mit dem Gesicht auf dem Boden, unfähig, mich zu bewegen. Aus einem Augenwinkel heraus sah ich die beiden Lamas stehen, die meine

Schwierigkeiten offenbar mit großer Besorgnis beobachteten. Ich brummte: «Hey, versucht es doch selbst einmal und seht, ob ihr dieses abscheuliche Ding dazu bringen könnt, das zu tun, was man von ihm verlangt!»

Plötzlich sagte einer der Lamas: «Lobsang! Deine Finger zucken! Versuch es mal mit den Füßen.» Ich folgte seinem Rat und stellte fest, dass es einen enormen Unterschied zwischen einem westlichen und einem östlichen Körper gab. Nie hätte ich gedacht, dass so etwas möglich sein könnte. Doch dann erinnerte ich mich an etwas, das ich gehört hatte, als ich noch als Schiffsmaschinist arbeitete: In den westlichen Gewässern sollten sich angeblich die Schiffsschrauben in eine Richtung drehen, in den östlichen in die entgegengesetzte. Ich schien es jetzt begriffen zu haben, und ich sagte zu mir selbst, dass ich noch einmal ganz von vorne anfangen müsse. Also bewahrte ich Ruhe, ließ mich wieder aus dem physischen Körper treiben und betrachtete ihn von außen noch einmal ganz genau. Doch je länger ich ihn ansah, desto weniger mochte ich ihn. Schließlich kam ich zum Schluss, dass mir nichts anderes übrigblieb, als es erneut zu versuchen. Also zwängte ich mich ein weiteres Mal in dieses unbequeme, glitschige und kalte Ding, das ein westlicher Körper war.

Mit größter Anstrengung versuchte ich aufzustehen, doch ich fiel wieder hin. Schließlich schaffte ich es irgendwie, mich aufzurappeln, auf die Füße zu kommen und lehnte mich mit dem Rücken gegen diesen freundlichen Baum.

Plötzlich hörte ich das Klappern einer Tür vom Haus her. Sie öffnete sich, und eine Frau kam herausgelaufen. Besorgt rief sie: «Oh, was hast du denn jetzt gemacht? Komm herein und leg dich hin.» Das jagte mir einen ordentlichen Schreck ein, denn ich dachte an die beiden Lamas, die bei mir waren. Ich fürchtete, die Frau könnte bei ihrem Anblick vor Schreck in Ohnmacht fallen. Aber offenbar waren sie für die Frau völlig unsichtbar, und das war schon fast wieder etwas Überraschendes für mich. Ich konnte diese Lamas immer wahrnehmen, wenn sie mich aus der Astralwelt besuchten. Doch wenn ich mit ihnen sprach und plötzlich jemand ins Zimmer kam, schien es

für die andere Person so, als würde ich mit mir selbst reden. Und genau diesen Eindruck wollte ich vermeiden – ich wollte nicht den Ruf bekommen, nicht ganz bei Verstand zu sein.

Die Frau kam auf mich zu, und als sie mich anschaute, zeigte sich ein erschrockener Ausdruck auf ihrem Gesicht. Für einen Moment dachte ich, sie würde hysterisch aufschreien, doch sie beherrschte sich und legte ihren Arm um meine Schultern.

Schweigend dachte ich darüber nach, wie ich den Körper unter Kontrolle bringen könnte. Jeden Schritt ging ich gedanklich durch, während ich mich langsam ins Haus begab, die Treppe hochging und mich schließlich auf das Bett fallen ließ, das offensichtlich meins war.

Ganze drei Tage verbrachte ich in diesem Zimmer und gab vor, unpässlich zu sein, während ich unermüdlich übte, den Körper dazu zu bringen, sich so zu bewegen, wie ich es wollte. Gleichzeitig bemühte ich mich, mich zu beherrschen, denn dies war zweifellos eine der furchteinflößendsten Erfahrungen meines Lebens. Ich hatte bereits in China, Tibet und Japan alle möglichen Qualen erlebt, doch das hier war etwas völlig Neues – und noch dazu eine höchst widerwärtige Erfahrung. Es war die Erfahrung, in einem fremden Körper eingeschlossen zu sein, der einer anderen Person gehörte, und ihn trotzdem kontrollieren zu müssen.

Ich dachte an das, was man mich vor vielen, vielen Jahren einmal gelehrt hatte, vor so vielen Jahren, dass es tatsächlich schon fast wie ein anderes Leben zu sein schien. «Lobsang», hatte man mir gesagt, «in längst vergangenen Zeiten mussten Hohe Wesen von weit jenseits dieses Sonnensystems die Erde für besondere Zwecke besuchen. Diese Wesen, die nicht menschlicher Gestalt waren, hätten in ihrer wahren Form viel zu viel Aufmerksamkeit erregt. Deshalb standen ihnen physische Körper zur Verfügung, in die sie sich begeben und die sie kontrollieren konnten, um so den Anschein zu erwecken, sie seien Einheimische dieses Ortes. In der Zukunft» fügte man hinzu, «wirst auch du eine solche Erfahrung machen – und du wirst sie absolut schrecklich finden.»

Ja, ich fand sie schrecklich!

Um denjenigen, die ein aufrichtiges Interesse haben, einen Dienst zu erweisen, möchte ich an dieser Stelle ein paar Dinge über die Transmigration sagen. Ich hätte der Welt dazu noch vieles zu sagen, aber aufgrund von Diffamierungen durch die Presse wurden die Menschen dazu gebracht, meine Geschichte nicht zu glauben. Ich werde jedoch im nächsten Buch noch ausführlicher auf dieses Thema eingehen. Aber ein Anliegen, das mir besonders wichtig ist, besteht darin, den Menschen aufzuzeigen, wie die Transmigration funktioniert – denn sie bietet zahlreiche Vorteile. Betrachten Sie dazu einmal Folgendes, das ich Ihnen als konkrete Möglichkeit vorstellen möchte:

Die Menschen haben schon Astronauten zum Mond geschickt, doch sie haben keine Ahnung, wie man die Tiefen des Weltraums bereist. Im Verhältnis zu den unvorstellbaren Entfernungen im Universum versinkt die Reise zum Mond in der völligen Bedeutungslosigkeit. Ein Raumschiff würde mehrere Millionen Jahre benötigen, um zu einem fremden Stern zu gelangen. Doch es gibt einen viel einfacheren Weg – und ich sage Ihnen ganz deutlich: Astralreisen könnte dieser Weg sein. Diese Technik wurde schon in früheren Zeiten praktiziert und wird auch heute noch genutzt, und zwar von Geschöpfen (ich sage «Geschöpfe», weil sie nicht in menschlicher Gestalt sind). Diese Geschöpfe stammen aus fernen Galaxien und kommen auf diese Weise zu uns. Sie sind jetzt in diesem Moment hier. Sie haben das astrale Reisen genutzt, um unsere Welt zu erreichen, und manche übernehmen einen menschlichen Körper – so wie es einst auch ihre Ahnen taten.

Wenn die Menschen wüssten, wie, könnten sie Astralreisende überallhin entsenden und dabei Raum und Zeit überwinden. Astralreisen sind so schnell wie ein Gedanke, und falls Sie nicht wissen, wie schnell ein Gedanke ist, werde ich es Ihnen verraten: Es würde nur eine Zehntelsekunde dauern, um durch Astralreisen von hier zum Mars zu gelangen. In der Zukunft werden Forscher in der Lage sein, mit Astralreisen andere Welten zu erreichen. Dort könnten sie sich mithilfe der Transmigration in den Körper eines Einheimischen jener Welt begeben, um die Lebensbedingungen vor Ort aus

erster Hand zu erfahren. Das ist nicht etwa Science-Fiction. Es ist die absolute Wahrheit. Wenn andere Wesen auf anderen Welten in der Lage sind zu transmigrieren, dann können das die Menschen auf der Erde auch. Doch leider, und das muss ich bedauernd feststellen, konnte dieser besondere Aspekt den Menschen bisher nicht nähergebracht werden – und zwar einzig wegen ihres Zweifels an der Wahrheit meiner Aussage.

Bedauerlicherweise bringt die Übernahme eines Körpers unvermeidlich schwerwiegende Einschränkungen mit sich. Lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel geben: Schon kurz nach der Übernahme des Körpers stellte ich fest, dass ich weder Sanskrit noch Chinesisch schreiben konnte. Oh ja, natürlich kannte ich die Sprache. Ich wusste, wie man sie schreiben musste, doch – der Körper, den ich übernommen hatte, war schlicht nicht darauf «ausgelegt», die kunstvollen Schriftzeichen des Sanskrit oder der chinesischen Schrift darzustellen. Stattdessen war ich nur in der Lage, Buchstaben – etwa für Englisch, Französisch, Deutsch oder Spanisch – wiederzugeben.

Das alles hängt mit der Kontrolle der Muskulatur zusammen. Dasselbe findet man auch im Westen: Ein gebildeter Deutscher, dessen Ausbildung vielleicht sogar besser ist als die der meisten Engländer, kann dennoch nicht Englisch so aussprechen wie ein Einheimischer. Er bringt es einfach nicht fertig, «seine Zunge zu drehen», um die Laute korrekt zu formen. Egal, wie hoch seine Bildung auch ist, er wird die Laute nie akzentfrei aussprechen können. Es wird nahezu überall gesagt, dass man immer erkennen kann, ob jemand aus einer bestimmten Gegend stammt oder nicht, allein anhand der Art, wie er die Wörter ausspricht. Das heißt, ob er seine Stimmbänder so einsetzen kann wie ein Einheimischer oder ob seine Gewohnheiten gewisse Abweichungen nach sich ziehen, die einem Einheimischen fehlen.

Wenn man einen anderen Körper übernimmt, kann man zwar alle möglichen Sprachlaute erzeugen, denn der Körper erzeugt die Laute, an die er gewöhnt ist – etwa in Sprachen wie Englisch, Französisch oder Spanisch. Aber wenn es das Schreiben betrifft, dann ist das wieder eine ganz andere Sache.

Betrachten Sie es auf diese Weise: Manche Menschen besitzen ein besonderes Talent fürs Zeichnen oder Malen. Nehmen wir also an, dass diese Menschen – diese Künstler – die Fähigkeit haben, bestimmte Kritzeleien oder Zeichnungen zu erschaffen, die eine tiefere Bedeutung haben. Doch die meisten Menschen, selbst innerhalb derselben Spezies, sind dazu nicht in der Lage. Und selbst mit Übung, selbst mit intensiver Praxis, wird ihr Ergebnis kaum echte Kunst hervorbringen – es sei denn, sie sind von Geburt an Künstler. Ähnliches passiert, wenn eine Wesenheit aus dem Osten einen westlichen Körper übernimmt. Zwar kann sie mündlich kommunizieren und weiß genau, dass sich dies auch schriftlich ausdrücken ließe, doch sie ist nicht mehr in der Lage, in ihrer ursprünglichen Sprache zu schreiben – etwa in Sanskrit, Chinesisch oder Japanisch. Diese Schriftformen erfordern jahrelange Übung, und ihre Versuche bleiben oft so unbeholfen und ungelenk, dass die Schriftzeichen keine verständliche Bedeutung mehr ergeben.

Eine weitere Herausforderung besteht darin, dass die Wesenheit östlich ist, während der physische Körper, das «Vehikel», westlich ist. Falls Ihnen das seltsam erscheint, lassen Sie mich es so erklären: In England fährt man ein rechtsgesteuertes Auto auf der linken Straßenseite, während in Amerika ein linksgesteuertes Auto auf der rechten Straßenseite gefahren wird. Das ist allgemein bekannt. Nun stellen Sie sich vor, ein Fahrer, der an das englische System gewöhnt ist, wird plötzlich in ein amerikanisches Auto versetzt und diese arme Seele soll nun ohne Umgewöhnung auf amerikanischen Straßen fahren. Der arme Kerl hätte doch kaum eine Chance, oder? Das würde nicht lange gut gehen. Alle seine eingebauten Reflexe, die ein halbes Leben lang darauf trainiert wurden, würden aufschreien, wenn er plötzlich auf der anderen Straßenseite fahren müsste. Und bei einem unerwarteten Ereignis würde er unweigerlich auf die falsche Straßenseite fahren und genau den Unfall verursachen, den er eigentlich vermeiden wollte. Ist das nachvollziehbar für Sie? Glauben Sie mir, ich spreche aus Erfahrung – all das ist mir passiert. Transmigration ist also nichts für Uneingeweihte.

Ich sage ganz ehrlich, dass man mit Transmigration viel erreichen könnte, wenn die Menschen das richtige Wissen hätten, und ich bin überrascht, dass die Russen, die in so vielen Dingen so weit voraus sind, noch nicht auf die Idee der Transmigration gekommen sind. Es ist einfach – wenn man weiß, wie es geht. Es ist einfach – wenn man die entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen trifft. Aber wenn man versucht, diese Dinge zu lehren, so wie ich das tun könnte, und man stößt auf Kindsköpfe oder Leute von der Presse, dann wird alles zunichte gemacht, bevor man überhaupt anfangen kann.

Ein weiterer Punkt, den es noch zu berücksichtigen gilt, ist das Finden eines geeigneten «Vehikels» oder physischen Körpers, denn man kann nicht einfach in irgendeinen beliebigen Körper hinein hüpfen und ihn übernehmen, wie ein Bandit, der an einer Ampel in ein Auto springt. Oh nein, es ist viel schwieriger als das. Zunächst muss man einen physischen Körper finden, der mit dem eigenen harmoniert, der irgendwo eine gewisse Verträglichkeit aufweist. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Besitzer des Körpers gut oder schlecht ist – das hat damit überhaupt nichts zu tun. Entscheidend ist allein die Schwingungsfrequenz dieses Körpers.

Wenn Sie sich für die Radiotechnik interessieren, dann werden Sie wissen, dass man, zum Beispiel, ein Superheterodyne-Empfänger mit drei Abstimmkondensatoren erwerben kann. Wenn das Gerät richtig funktioniert, dann kann man einen Sender klar und deutlich empfangen. Doch durch Oberwellen kann man jedoch dasselbe Signal auf verschiedenen Wellenlängen oder Frequenzen empfangen – letztlich ist es dennoch ein und dasselbe Signal. Bei der Frequenz wird gezählt, wie oft die Welle pro Sekunde von positiv zu negativ wechselt. Bei der Wellenlänge hingegen wird die Distanz zwischen zwei aufeinanderfolgenden Wellenkämmen gemessen. Es ist, als würde man eine Rose einfach mit einem anderen Namen bezeichnen – die Rose bleibt dieselbe. Aber, was ich Ihnen damit zu erklären versuche, ist, dass Transmigration möglich ist, wenn man versteht, wie sie funktioniert.

Sie ist nicht nur möglich, sondern sie wird auch in ferner Zukunft hier auf der Erde wieder zum Alltag werden.

Doch zurück nach Thames Ditton. Es war ein hübscher kleiner Ort, einer der vielen Vororte der großen Stadt London. Ich glaube, man bezeichnete ihn auch als eine der Schlafstädte Londons. Der Ort zeichnete sich durch eine große Anzahl von Bäumen aus, und jeden Morgen konnte man die Geschäftsmänner beobachten, wie sie eilig zum Bahnhof von Thames Ditton gingen, um den Zug nach Wimbledon oder in andere Stadtteile Londons zu nehmen und ihrer Arbeit nachzugehen. Viele dieser Herren kamen aus der City of London: Börsenmakler, Versicherungsbeamte, Bankiers und dergleichen. Gegenüber meinem Wohnort lag das Cottage-Krankenhaus. Etwas weiter rechts befand sich ein Sportplatz, und angrenzend daran ein großes Gebäude, das als Milchwirtschaftsverband bekannt war.

Thames Ditton war geprägt von einer «besseren Gesellschaft», und einige der Stimmen, die ich durch mein geöffnetes Fenster hören konnte, klangen so übertrieben vornehm, dass ich ihre Stimmen mit dem starken Akzent manchmal nur schwer verstehen konnte.

Doch das Sprechen fiel mir nicht leicht. Ich musste erst nachdenken, bevor ich einen Laut von mir geben konnte, und gleichzeitig musste ich mir die Form des Tones von dem, was ich sagen wollte, vorstellen. Für die meisten Menschen ist das Sprechen eine Selbstverständlichkeit. Sie reden einfach darauflos, ohne Schwierigkeiten und ohne groß darüber nachzudenken. Doch das gilt nicht, wenn man eine Person aus dem Osten ist, die einen westlichen Körper übernommen hat. Selbst heute noch muss ich genau überlegen, bevor ich etwas sage, was dazu führt, dass meine Aussprache manchmal etwas langsam und bisweilen leicht verzögert wirkt.

Wenn man einen Körper übernimmt, bleibt der Körper das erste oder zweite Jahr grundsätzlich noch der Körper der Wirtsperson, da er zunächst lediglich übernommen wurde. Doch im Laufe der Zeit ändert sich die Körperfrequenz, bis der Körper schließlich die gleiche Frequenz wie der eigene, ursprüngliche Körper annimmt. In diesem Prozess werden auch die eigenen,

ursprünglichen Narben wieder sichtbar. Das lässt sich mit dem galvanischen oder galvanoplastischen Verfahren vergleichen, bei dem sich Molekül für Molekül schrittweise verändert – wie ich es zuvor erklärt habe. Das ist eigentlich leicht verständlich: Wenn man sich eine Schnittverletzung zuzieht und diese heilt, werden die beschädigten Zellen nicht durch dieselben Moleküle ersetzt, sondern durch neu gebildete Zellen. Es findet also ein Austausch der Moleküle statt. Ähnlich verhält es sich bei der Transmigration. Der übernommene Körper hört allmählich auf, ein fremder Körper zu sein, und wird nach und nach Molekül für Molekül zum eigenen Körper – zu dem Körper, den man selbst gebildet hat.

Nur noch eine letzte Information in Sachen Transmigration. Die Transmigration macht einen «anders». Sie löst bei den Mitmenschen ein seltsames Gefühl aus, wenn sie jemandem nahekommen. Berührt eine transmigrierte Person eine andere unerwartet, kann es passieren, dass diese vor Schreck zusammenzuckt und sagt: «Oh, jetzt bekomme ich von dir eine Gänsehaut!» Wenn man sich also auf die Transmigration einlassen möchte, dann muss man sowohl die Vorteile wie auch die Nachteile berücksichtigen. Man kennt doch das Verhalten von fremden Hunden: Sie umkreisen sich, beschnüffeln einander, stehen steifbeinig da und warten angespannt auf die erste Bewegung des anderen. Nun ja, genau so habe ich die Menschen im Westen mir gegenüber empfunden. Sie verstehen mich nicht, sie wissen nicht, worum es geht, sie spüren zwar, dass etwas anders ist, können es aber nicht einordnen. Entsprechend reagieren sie oft unsicher mir gegenüber. Sie wissen nicht, ob sie mich mögen oder verabscheuen sollen, und das sorgt für echte Schwierigkeiten. Schwierigkeiten, die sich darin zeigen, dass Polizisten mir gegenüber stets misstrauisch sind, Zollbeamte immer das Schlimmste vermuten, und die Einwanderungsbehörde nicht aufhört, weitere Nachforschungen anzustellen – etwa nach dem Warum, Wie, Wann und Wo und so weiter. Die Transmigration macht sie für die «Einheimischen» tatsächlich unannehmbar.

Aber bevor wir mit dem nächsten Buch fortfahren, möchte ich noch eine letzte Erklärung geben – für den Fall, dass Sie Schwierigkeiten haben, das zu verstehen, was ich über die transmigrierten Menschen im Osten geschrieben habe, die nicht mehr in ihrer eigenen Sprache schreiben können: Wenn Sie Rechtshänder sind, versuchen Sie doch einmal, diesen Abschnitt zuerst mit der rechten Hand und dann mit der linken Hand zu schreiben.

So endet das dritte Buch:
Das Buch des Wechsels.

BUCH VIER

Wie es jetzt ist!

Kapitel 10

Das Sonnenlicht glitzerte auf der Oberfläche des ruhigen Flusses, der majestätisch dahinströmte und sich bis zum Meer erstreckte – genauso wie die Akasha-Chronik ins Meer des universellen Wissens fließt. Doch hier war es dieser Fluss, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich schaute mit halb geschlossenen Augen auf die unzähligen kleinen, glitzernden Punkte auf der schillernden Wasseroberfläche, während hin und wieder ein Blatt vorübertrieb. Plötzlich war ein Rascheln und Geflatter zu hören, und drei Wasservögel landeten mit lautem Geplätscher auf dem gemächlich dahin fließenden Fluss. Für einige Augenblicke planschten sie vergnügt herum, bespritzten sich mit Wasser, putzten sich unter den Flügeln und genossen offensichtlich ihre Zeit. Dann, wie auf ein stummes Kommando, breiteten sie ihre Flügel aus, paddelten energisch mit den Füßen los und flogen in Formation davon. Zurück blieben nur drei langsam größer werdende Wellenkreise, die sich schließlich auf der glatten Wasseroberfläche verloren.

Das Sonnenlicht, das durch die Blätter der Bäume fiel, sorgte am Ufer vor mir für kontrastreiche Licht- und Schattentupfer. Die Wärme der Sonne war angenehm, und ich lehnte mich zurück, während ich ein leises Summen wahrnahm. Langsam öffnete ich die Augen, und dort, direkt auf meiner Nasenspitze, saß eine Biene, die mich mit großem Interesse zu mustern schien. Dann, als ob sie erkannt hätte, dass ich doch keine ideale Nektarquelle oder was auch immer Bienen suchen mochten, war, summte sie lauter auf und flog davon. Ihr Ziel war eine Blume, die im Schutz und Schatten eines Baumes stand. Ich konnte ihr Summen sogar noch hören, während sie eifrig in der Blüte herumstöberte. Schließlich kam sie wieder rückwärts heraus, und ich sah, dass ihre Beine und ihr Körper vollständig mit gelbem Pollen bedeckt waren.

Es war angenehm, hier unter den Bäumen am Ufer der Themse in Thames Ditton zu liegen, mit Blick auf den imposanten Hampton Court Palace.

Meine Aufmerksamkeit schweifte ab, und ich glaube, ich döste ein. Was immer es auch war – plötzlich wurde ich auf ein Geräusch in der Ferne aufmerksam. In meiner Vorstellung sah ich die königliche Barke erscheinen, an Bord Königin Elisabeth die Erste, begleitet von ihren zehn engsten Vertrauten und einem Gefolge von Bediensteten – all jenen, die in königlichen Kreisen offenbar unverzichtbar waren. Majestätisch schien sie vom Tower of London aus die Themse hinabzugleiten.

Von der «königlichen Barke» drang Musik herüber, die mir seltsam unpassend erschien, um die Themse hinunterzufahren. Dennoch konnte ich das rhythmische Plätschern der Ruder und das Knarren der Ruderrollen deutlich hören. Gelächter erfüllte die Luft, und in meinem halbwachen Zustand dachte ich bei mir, dass sich die Menschen in den frühen Tagen Elisabeths wohl kaum so verhalten hätten wie die moderne Jugend von heute.

Ich öffnete meine Augen ganz, gerade in dem Moment, als ein großer Kahn, vollbesetzt mit Jugendlichen, um die Flussbiegung bog. Auf dem Boot liefen sowohl ein Grammophon als auch ein Radio, beide plärrten gleichzeitig unterschiedliche Melodien. Die Jugendlichen ruderten vor sich hin, schwatzten ununterbrochen, und jeder schien über ein anderes Thema zu reden, ohne auf die anderen zu achten. Der Kahn zog weiter, passierte Hampton Court und verschwand schließlich aus meinem Blickfeld. Danach kehrte für eine Weile wieder Frieden ein.

Ich dachte wieder an die große Königin Elisabeth und ihre Reisen auf der Themse, vom Tower of London bis nach Hampton Court. Fast genau gegenüber von dem Ort, an dem ich am Ufer lag, befand sich damals ein Anlegesteg. Die Ruderer näherten sich gewöhnlich dem Steg mit Bedacht, warfen die Taue hinüber, und die königliche Barke wurde vorsichtig herangezogen – schließlich durfte die Königin nicht aus der Balance geraten, da sie keine besonders gute Seglerin war, nicht einmal auf der ruhigen Themse! Hampton Court selbst fand ich äußerst faszinierend. Ich besuchte diesen Ort häufig, manchmal sogar unter nicht alltäglichen Umständen, und ich

konnte deutlich spüren, dass dieser Ort tatsächlich von den Geistern längst Verstorbener heimgesucht wurde.

Aber auf einmal vernahm ich ein angeregtes Gerede hinter mir. Ich drehte mich um und sah dort vier Personen stehen. «Oh, du meine Güte», sagte eine Frau, «Sie lagen so still da – Sie haben sich die letzten zehn Minuten überhaupt nicht bewegt – wir dachten schon, Sie seien tot!» Darauf setzten sie ihren Weg fort und redeten ununterbrochen weiter.

«Es herrscht viel zu viel Lärm auf der Welt», dachte ich. «Jeder redet viel zu viel, doch niemand hat wirklich etwas zu sagen.» Mit diesen Gedanken ließ ich meinen Blick schweifen. Auf der Themse vor mir trieben ein paar Boote gemächlich dahin. Gleich links unter mir entdeckte ich einen alten Mann, der aussah, als sei er die Verkörperung von Vater Zeit selbst. Er stand dort regungslos, wie ein knorriger Baumstamm, und hatte eine Pfeife im Mund, aus der eine schwache Rauchwolke aufstieg. An einem Stock vor ihm war eine Angelleine befestigt, deren rot-weißer Schwimmer direkt vor mir auf und ab tanzte. Eine Weile beobachtete ich ihn. Er bewegte sich auch nicht, und ich fragte mich, was Menschen eigentlich dazu bringt, zu fischen. Ich kam zu dem Schluss, dass es für manche ältere Menschen einfach nur eine Ausrede war – eine Möglichkeit, in aller Ruhe still zu sein, zu meditieren, über die Vergangenheit nachzudenken und darüber, was die Zukunft noch für sie bereithalten könnte.

Die Zukunft? Ich schaute besorgt auf meine Uhr, und dann beeilte ich mich, auf die Füße zu kommen und stieg auf das alte Fahrrad, das neben mir auf der Böschung lag. Noch eiliger als gewöhnlich trat ich in die Pedalen und fuhr die Straße hinunter, bog rechts ab und von dort weiter nach West Molesey, wo sich das Arbeitsamt befand.

Doch nein, es gab keine Arbeit für mich. Es lagen keine Stellenangebote vor. Es schien, als gäbe es dort viel zu viele Arbeitsuchende und viel zu wenige offene Stellen. Ein Mann sagte mir unverblümt ins Gesicht: «Na ja, Kumpel, du hast deine Arbeitsstelle freiwillig aufgegeben, und das hättest du nicht tun sollen. Weil du gekündigt hast, ohne dazu gezwungen zu sein,

bekommst du keine Unterstützung, verstehst du? Es sollte dir eigentlich klar sein: Die Regierung zahlt niemandem, der seinen Arbeitsplatz freiwillig verlassen hat, denn schließlich hattest du ja Arbeit, bevor du sie aufgegeben hast. Deshalb bekommst du keine Arbeitslosenunterstützung. Und solange du keine Arbeitslosenunterstützung erhältst, wird dir dieses Amt hier auch keine Arbeit vermitteln. Unsere Stellen sind ausschließlich für diejenigen reserviert, die Anspruch auf Unterstützung haben. Denn wenn wir diesen Personen eine Stelle vermitteln, spart die Regierung die Unterstützung, und unsere Statistiken sehen besser aus.»

Also wandte ich mich an kommerzielle Stellenvermittlungen, die gegen Bezahlung theoretisch eine Arbeitsstelle vermitteln sollten. Meine Erfahrungen dort waren besonders enttäuschend. Dennoch versuchte ich es weiter bei verschiedenen Vermittlungsbüros – doch keines von ihnen bot mir eine einzige Arbeitsmöglichkeit an.

Es gelang mir nur ein paar Gelegenheitsarbeiten in und um Thames Ditton sowie in den angrenzenden Bezirken zu finden. Zumindest war ich in der Lage, einige medizinische Aufgaben zu übernehmen – solche, die Allgemeinmediziner entweder nicht ausführen konnten oder nicht ausführen wollten. Das brachte mich zum Nachdenken: Ich bin doch ein qualifizierter Arzt, und ich habe die entsprechenden Dokumente, die das belegen. Warum also nicht versuchen, in England offiziell staatlich registriert zu werden?

Einige Zeit später wandte ich mich auf informellem Wege an die Ärztekammer. Ich ging einfach dorthin und erklärte ihnen den ganzen Sachverhalt. Sie bestätigten mir, dass ich zwar alle notwendigen Qualifikationen hätte, aber leider sei Chungking mittlerweile in den Händen der Kommunisten. Daher, so erklärten sie, könne ich nicht erwarten, dass meine Qualifikationen hier anerkannt würden, da sie in einem kommunistischen Land ausgestellt worden seien.

Ich zog meine Dokumente hervor und schob sie dem Sekretär direkt unter die Nase. «Sehen Sie», sagte ich, «als diese Dokumente ausgestellt wurden, war China noch kein kommunistisches Land. Es war ein

Bündnispartner von England, Frankreich, den USA und vielen anderen Ländern. Ich bin genauso für den Frieden eingestanden wie die Menschen in England, und nur weil ich mich in einem anderen Land aufgehalten habe, bedeutet das nicht, dass ich nicht die gleichen Werte teile wie Sie.»

Er zappelte unruhig herum, brummte und murmelte etwas vor sich hin, bevor er schließlich sagte: «Kommen Sie in einem Monat wieder. Wir werden sehen, was sich machen lässt. Ja, ja, ich stimme Ihnen zu – Ihre Qualifikationen sollten eigentlich für eine Registrierung ausreichen. Der einzige Knackpunkt, der die Sache komplizierter macht, ist die Tatsache, dass Chungking jetzt zu einem kommunistischen Land gehört.»

So verließ ich sein Büro und ging ins Hunterian Museum, um mir die zahlreichen anatomischen Präparate in den Gläsern anzusehen. Dabei musste ich darüber nachdenken, wie kurios es doch war, dass Menschen – egal wo auf der Welt – im Grunde alle gleich waren: Sie funktionierten mehr oder weniger auf die gleiche Weise. Und doch galt jemand, der in einem bestimmten Land ausgebildet wurde, nicht als qualifiziert, um Menschen in einem anderen Land zu behandeln. Das alles war mir absolut unbegreiflich.

Arbeit zu finden war tatsächlich äußerst schwierig, und die Lebenshaltungskosten in Thames Ditton waren unverhältnismäßig hoch. Ich stellte fest, dass die Ausgaben als verheirateter Mann – was ich theoretisch nun war – erheblich höher waren, als wenn ich allein hätte zurechtkommen müssen.

An dieser Stelle des Buches möchte ich kurz innehalten, um auf jene Leserinnen einzugehen, die mir auf schrecklich abfällige Weise geschrieben und mich gefragt haben, warum ich, ein Lama aus Tibet, mit einer Frau – und dazu noch mit einer Ehefrau – zusammenleben würde. Nun, all ihr «Damen», die ihr mir so beleidigend geschrieben habt, lasst mich euch Folgendes sagen: Ich bin nach wie vor ein Mönch und lebe auch weiterhin wie ein Mönch. Vielleicht haben einige von euch schon einmal von einem zölibatär lebenden Junggesellen gehört, der mit einer Haushälterin oder einer Schwester zusammenlebt, ohne dabei ständig an «das Eine» zu denken. Also, ihr «Damen», die Antwort lautet – Nein, ich nicht!

Der Moment war gekommen, Thames Ditton zu verlassen. Wir zogen näher an London heran, da es mir durch meine Bemühungen gelungen war, eine Arbeit zu finden. Ich kam zu dem Schluss, dass es für den Körper, den ich nun bewohnte und der sich in einer Art «Übergangszeit» befand, keine weiteren Möglichkeiten mehr gab. In der Akasha-Chronik konnte ich klar erkennen, dass der frühere Besitzer dieses Körpers fest entschlossen gewesen war, Selbstmord zu begehen, und mit dem Selbstmord wären alle Möglichkeiten, die dieses «Vehikel», sein Körper, noch gehabt hätte, ausgeschöpft gewesen. Von daher war es, egal wie sehr ich mich auch bemüht hätte, unmöglich gewesen, eine Arbeit zu finden, die eine andere Person hätte verrichten können; die einzige Beschäftigung, die ich annehmen konnte, war die, die ich mir selbst erschuf. Ich möchte nicht näher darauf eingehen, welche Beschäftigung das war oder wo ich sie ausübte, da dies mit dieser Geschichte nichts zu tun hat. Sie erwies sich jedoch als ausreichend, um unsere unmittelbaren Bedürfnisse zu decken und uns am Leben zu halten.

Doch eine Sache muss ich Ihnen noch erzählen, die mich sehr geärgert hat – und wieder einmal war die Polizei beteiligt, meine alten Feinde. Ich fuhr mit dem Auto durch South Kensington, auf dem Rücksitz eine Anatomiefigur. Es handelte sich um eine dieser Puppen, wie sie in Kleidergeschäften stehen oder manchmal Medizinern zu Übungszwecken dienen. Die Puppe lag hinten im Auto, und bevor ich losfuhr, war sie noch mit einem Tuch abgedeckt. Doch ich fuhr mit offenem Fenster, und ich nehme an, dass der Luftzug einen Teil des Tuchs weggeweht hatte.

Ich fuhr ganz in Gedanken vertieft und überlegte, was ich als Nächstes erledigen musste, als plötzlich ein lautes Sirenengeheul neben mir ertönte. Der Schreck fuhr mir so in die Glieder, dass ich fast durch die Decke gesprungen wäre. Als ich in den Rückspiegel schaute, sah ich zwei Gestalten, die wild gestikulierten und mich aufforderten, an den Straßenrand zu fahren. Da viele Autos bereits dort parkten, fuhr ich ein Stück weiter, um einen geeigneten Platz zu finden. Doch als nächstes versuchte das Polizeiauto –

denn, um ein solches handelte es sich – mich zu rammen! Offenbar glaubten sie, ich wolle fliehen – und das bei einem Tempo von gerade einmal fünfundzwanzig Stundenkilometern, mitten im Verkehr! Also blieb ich genau dort stehen, wo ich war, und blockierte den Verkehr. Es war mir völlig egal, wie verärgert die anderen Autofahrer waren, ich rührte mich nicht. Einer der Polizisten gab mir ein Zeichen, auszusteigen und zu ihnen zu kommen. Doch ich dachte mir: «Nein, sie wollen etwas von mir, nicht umgekehrt.» Also blieb ich sitzen. Schließlich stieg ein Polizist aus und hielt seinen Schlagstock bereit. Er sah aus, als würde er gleich einem Erschießungskommando gegenüberstehen, so verängstigt sah er aus. Langsam näherte er sich meiner Wagenseite, und dabei ging er mehr oder weniger seitwärts, vermutlich um sich möglichst wenig zur Zielscheibe zu machen, falls ich plötzlich zu schießen beginnen sollte. Dann warf er einen Blick in den hinteren Teil des Wagens – und lief knallrot an.

«Was gibt's, Herr Wachtmeister? Habe ich etwas verbrochen?», fragte ich ihn.

Der Polizist schaute mich an, sichtlich verlegen und mit einem leicht tölpelhaften Blick. «Es tut mir leid, Sir», begann er zögerlich, «aber wir haben eine Meldung erhalten, dass ein Mann herumfährt, aus dessen Rückfenster nackte Frauenbeine herausschauen.»

Ich griff nach hinten und zog das Tuch noch ganz von der Puppe weg. Dann sagte ich: «Na schön, Herr Wachtmeister, sehen Sie irgendwelche Anzeichen von Leben in dieser Puppe oder Hinweise darauf, dass sie getötet wurde? Schauen Sie sie ruhig an.» Darauf deckte ich die Puppe wieder zu, dieses Mal etwas sorgfältiger. Der Polizist kehrte wortlos zu seinem Auto zurück, während die Autos hinter uns ein ohrenbetäubendes Hupkonzert veranstalteten, als wollten sie einen ganzen Konzertsaal beschallen. Überaus schlecht gelaunt setzte ich meine Fahrt fort.

Es gab einen weiteren Zwischenfall mit der Polizei, der Ihnen vielleicht ein Lächeln entlocken könnte. Ich hatte ein Büro in London, unweit einer U-Bahnstation. Meine Frau besuchte mich regelmäßig, meist zur Mittagszeit.

Wenn sie wieder ging, pflegte ich aus dem Fenster zu schauen, einfach um zu sehen, ob sie die belebte Londoner Straße sicher überquert hatte.

Eines Tages, als ich mich gerade darauf vorbereitete, meine Arbeit zu beenden und nach Hause zu gehen, klopfte es plötzlich laut an der Tür. Ich stand auf, ging zur Tür und sah dort zwei großgewachsene, kräftige Polizisten stehen.

Einer sagte: «Wir wollen wissen, was Sie hier treiben.»

Ich drehte mich um und forderte sie auf, mein Büro zu betreten. Mit sichtlichem Interesse begannen sie, sich umzusehen, während der Kollege des Polizeichefs als Zeuge agierte. Der Polizeichef und sein Begleiter warfen überall neugierige Blicke hin.

Ich bat sie, sich zu setzen, doch sie lehnten ab. Nein, sie würden sich nicht setzen, erklärten sie, da sie in dienstlicher Angelegenheit hier seien. Außerdem vermuteten sie, ich sei in illegale Machenschaften verstrickt und würde einer Banditenbande irgendwelche Zeichen geben.

Diese Aussage schockierte mich zutiefst; ich war beinahe fassungslos vor Erstaunen und konnte mir beim besten Willen nicht erklären, wovon sie sprachen. «Was meinen Sie damit?», rief ich aus.

Der Polizeichef erklärte: «Nun, uns wurde gemeldet, dass Sie immer zur Mittagszeit merkwürdige Zeichen geben würden. Wir haben Sie daraufhin observieren lassen und tatsächlich diese seltsamen Zeichen gesehen. Also, wem geben Sie da Zeichen?»

Plötzlich dämmerte es mir, und ich konnte nicht anders, als laut zu lachen. «Oh, guter Gott», sagte ich, «was ist nur mit dieser Welt los? Ich winke lediglich meiner Frau, wenn ich ihr nachschaue, um zu sehen, ob sie sicher die Straße überquert hat und die U-Bahnstation erreicht.»

Er erwiderte: «Das kann nicht sein. Sie können die U-Bahnstation von hier aus gar nicht sehen.»

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, erhob ich mich von meinem Stuhl, öffnete das Fenster, das sich gleich rechts von mir befand und sagte: «Schauen Sie doch selbst einmal hinaus.»

Die beiden sahen sich an, bevor sie gemeinsam zum Fenster gingen und hinausschauten. Genau wie ich es beschrieben hatte, lag direkt gegenüber die U-Bahnstation. Ihre Gesichtsfarbe veränderte sich merklich, und um das noch zu verstärken, fügte ich hinzu: «Oh ja, ich habe Sie beide schon bemerkt. Sie waren in dem Wohnblock gegenüber. Ich habe gesehen, wie Sie versucht haben, sich hinter den Gardinen zu verstecken, und ich habe mich gefragt, wonach Sie wohl Ausschau halten.»

Der Polizeichef erklärte daraufhin: «Uns wurde gemeldet, dass Sie auch die Etage unter diesem Büro gemietet haben. Wir haben Hinweise darauf erhalten, dass dort sexuelle Aktivitäten stattfinden.»

Jetzt hatte ich endgültig genug. «Gut», sagte ich, «dann kommen Sie mit mir nach unten und sehen Sie sich all die nackten Frauen selbst an.»

Die beiden waren nicht gerade glücklich über meine Reaktion und schienen sich insgeheim zu fragen, was sie wohl falsch gemacht hatten.

Zusammen gingen wir die Treppe hinunter, und ich schloss einen großen Ausstellungsraum auf, dessen Fenster mit schweren, teuren Tüllgardinen verhangen waren. Über den mit Gardinen behangenen Fenstern befanden sich kleine Ventilatoren, etwa dreißig Zentimeter im Durchmesser, die natürlich nicht von den Gardinen abgedeckt wurden.

Ich ging zu einer Puppe, die auf dem Boden lag, hob sie auf und sagte: «Sehen Sie, wenn jemand diese herumträgt und sie von da nach dort transportiert», ich zeigte es ihnen demonstrativ, «dann könnte eine neugierige alte Frau, die aus ihrer Wohnung gegenüber hinüberspäht, leicht denken, es handle sich um einen nackten Körper.»

Ich klopfte auf die Puppe und sagte: «Also, schauen Sie sich diese Puppen gut an. Sehen diese für Sie nach etwas Anstößigem aus?»

Der Tonfall der Polizisten änderte sich abrupt, und der Ältere sagte: «Es tut uns leid, Sir, dass wir Sie belästigt haben. Es tut uns wirklich sehr leid, aber wir haben von der Schwester eines hohen Polizeikommissars eine Beschwerde erhalten. Sie meldete, dass hier seltsame Dinge vorgingen. Uns reicht, was wir gesehen haben. Wir werden Sie nicht mehr belästigen.»

Doch, das taten sie! Eines Abends, gegen sieben Uhr, musste ich noch einmal in mein Büro. Ich schloss die Tür auf und ging hinein, wozu ich ja das Recht hatte. Nachdem ich einige anstehende Arbeiten erledigt hatte, machte ich mich wieder auf den Weg. Doch als ich die Tür hinter mir schloss, packten mich plötzlich zwei Polizisten ziemlich grob und versuchten, mich in ein Polizeiauto zu zerren. Aber ich kannte meine Rechte und fragte unverzüglich nach einer Erklärung. Sie informierten mich, es sei gemeldet worden (ja, es war wieder dieselbe Frau!), dass ein verdächtig aussehender Mann (das war ich) dabei beobachtet worden sei, wie er in das Gebäude eingebrochen sei. Also warteten sie auf mich. Sie glaubten mir nicht, dass ich ermächtigt war, dort zu sein. Also schloss ich das Büro wieder auf, und wir gingen hinein. Und ich musste doch tatsächlich den Verwalter anrufen, der mir die Räume vermietet hatte. Er identifizierte mich an meiner Stimme. Und so stand die Polizei einmal mehr ziemlich dumm da und zog, ohne ein weiteres Wort zu sagen, wieder ab.

Kurz darauf entschied ich, dass es keinen Sinn hatte, das Büro an einem solchen Ort weiterzuführen. Es war offensichtlich, dass das alte Huhn von nebenan nichts Besseres zu tun hatte, als sich einzubilden, sie wäre eine Polizistin, um ständig vermeintliche Straftaten zu melden. Also gab ich das Büro auf und zog an einen anderen Standort.

Wieder bot ich einen psychologischen Beratungsdienst für Menschen an, die von der herkömmlichen Medizin keine Hilfe erhalten konnten. Es lief sehr gut und ich war auch sehr erfolgreich. Ich konnte vielen Menschen helfen, wieder gesund zu werden. Eines Tages jedoch versuchte ein Mann, mich zu erpressen. Daraus lernte ich, dass man ohne offizielle Registrierung den Menschen zu sehr auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Sie nehmen zwar gerne jede Hilfe an, die sie bekommen können, doch manche versuchen, einen damit zu erpressen. Letztlich kam der Erpresser jedoch nicht weit mit seinem Vorhaben!

Just zu dieser Zeit trat eine junge Dame in unser Leben, motiviert durch persönliche Gründe und aus freiem Willen. Wir betrachteten sie als Tochter

und wir tun das immer noch, und sie lebt immer noch bei uns. Sie hatte das Gefühl, dass es ihr Schicksal war, bei uns zu leben, und so blieb sie. Später machte die Presse ein großes Aufhebens um diese Sache und versuchte, uns ein ewiges Dreiecksverhältnis anzudichten. Aber nichts könnte weiter von der Wahrheit entfernt sein als das. Unser Miteinander war von einer freundschaftlichen Grundlage geprägt, nicht von einem «ewigen Dreiecksverhältnis».

Etwa zur gleichen Zeit wurde ich einem Autorenvermittler vorgestellt. Anfangs hoffte ich, er würde mir eine Arbeit anbieten – vielleicht Manuskripte lesen und dazu Anmerkungen verfassen. Doch stattdessen kannte er einen Teil meiner Geschichte und überredete mich, wenn auch widerwillig, ein Buch zu schreiben. Man durfte nicht allzu wählerisch sein, wenn der Hunger schon vor der Türe stand und hart dagegen klopfte.

Also schrieb ich ein Buch. Doch bald darauf versuchten einige Autoren, die offenbar neidisch auf mein Wissen über Tibet waren, mich ausfindig zu machen. Sie beauftragten verschiedene Detekteien, um mich aufzuspüren. Eine dieser Detekteien ging sogar so weit, ein Inserat in der «The Times» oder im «The Telegraph of London» zu veröffentlichen. Darin forderten sie Lobsang Rampa auf, sich unter einer bestimmten Adresse zu melden – angeblich würde dort etwas sehr Erfreuliches auf ihn warten.

Mir war klar, dass es eine Falle war, und so informierte ich meinen Vermittler, Cyrus Brooks. Dieser rief seinen Schwiegersohn an, um genauer herauszufinden, worum es dabei ging. Ja, es war tatsächlich eine Falle. Ein Schriftsteller in Deutschland war äußerst verärgert darüber, dass ich über Tibet geschrieben hatte. Er war der Meinung, dass dieses Thema sein ureigenes, unantastbares Hoheitsgebiet sei. Und so versuchte er, mich ausfindig zu machen, um anschließend zu entscheiden, welche Maßnahmen er gegen mich ergreifen könnte.

Etwa zur gleichen Zeit hegten einige Leute, die mit der jungen Dame, die bei uns lebte, in Verbindung standen, eine Abneigung gegen mich, weil sie dachten, ich hätte sie auf den falschen Weg gebracht – was aber nicht der

Fall war. Auch sie hatten einen Privatdetektiv auf mich angesetzt, um zu versuchen, etwas über mich in Erfahrung zu bringen. Aber dieser arme Kerl – nun ja, ich hatte den Eindruck, dass er nicht gerade der Hellste war. Er hat nicht einmal versucht, mit mir in Kontakt zu treten, und ich habe mich gefragt, wovor er wohl Angst hatte. Aber anstatt mich direkt zu fragen und seinen Mann zu stehen, stützte er sich auf Gerüchte und Hörensagen. Und wie jeder wissen sollte, ist Hörensagen kein rechtliches Beweismittel, oder?

Doch die beiden gegnerischen Seiten schlossen sich zusammen und suchten einen Pressereporter auf, der unter seinen Kollegen keinen guten Ruf hatte. Sie versuchten, mir mehrere Fallen zu stellen, die ich jedoch schnell durchschaute. Doch später, als wir nach Irland zogen, starteten diese Personen eine groß angelegte Pressekampagne gegen mich. Sie behaupteten unter anderem, ich würde im Untergeschoss meines Hauses schwarzmagische Rituale abhalten, einen geheimen Tempel betreiben und allerhand Sexorgien veranstalten. Darüber hinaus beschuldigten sie mich, mehrfach mit der Polizei in Konflikt geraten zu sein. Ja, das war leicht, ich geriet immer wieder Mal in Schwierigkeiten mit der Polizei, aber ich wurde nie für etwas angeklagt, und ich hatte nie wirklich etwas getan, das wirklich polizeiliche Beachtung verdient hätte. Aber es macht wenig Sinn, die alten Schwierigkeiten und die Asche, die inzwischen ausgebrannt sein sollte, wieder aufzurühren. Aber eines möchte ich an dieser Stelle noch betonen, nämlich meine Anerkennung für den Ehemann der jungen Dame. Er war und ist ein wahrer Gentleman – ein gutherziger Mann. Er ist bis heute unser Freund, und wie er selbst bezeugte, waren die Anschuldigungen gegen mich völlig haltlos.

Nein, ich werde nicht weiter auf dieses Thema eingehen. Ich werde auch nichts weiter über die Presse sagen noch über die Verwandten der jungen Dame. Sie lebt immer noch bei uns und ist uns weiterhin wie eine lieb gewonnene Tochter. Na also, da haben Sie's, das ist alles, was an der ganzen Geschichte dran ist.

Zu der Zeit, als all dies geschah, waren wir nach Irland gezogen. Doch verschiedene Umstände führten dazu, dass sich mein Gesundheitszustand

rapide verschlechterte. Ich erlitt eine schwere Herzkranzgefäßthrombose, und man befürchtete bereits, dass ich sterben würde. Aber die Presse erschwerte unser Leben so sehr, dass wir gezwungen waren, Irland schweren Herzens wieder zu verlassen. Trotz allem habe ich dort viele Freunde gefunden, zu denen ich bis heute Kontakt halte.

Wir verließen Irland und übersiedelten nach Kanada, wo wir bis heute leben. Auch innerhalb Kanadas zogen wir oft um, wechselten zwischen verschiedenen Städten und Provinzen. Eines Tages jedoch erreichte uns ein umfangreicher Brief, dessen Inhalt äußerst vielversprechend klang. Die Briefmarken stammten aus einem Land, über das ich damals kaum etwas wusste. Er kam aus Uruguay, aus dem Land in Südamerika, das zwischen Argentinien und Brasilien liegt.

Der Brief war äußerst interessant. Der Verfasser stellte sich als Inhaber einer großen Druckerei vor, die sich auf den Druck und die Veröffentlichung von Büchern spezialisiert hatte – mit allem, was dazugehört. Er lud mich ein, auf Kosten seiner Firma nach Montevideo zu kommen, um dort meine Arbeit fortzusetzen. Man bot mir umfassende Unterstützung an: Sekretärinnen, Maschinenschreiberinnen, Übersetzungsdienste – kurz gesagt, alles, was ich mir wünschen konnte. Der Absender fügte sogar ein Foto von sich bei. Er wirkte hinter seinem Schreibtisch sehr beeindruckend, mit der IBM-Schreibmaschine vor sich, einer Wand voller Bücher hinter ihm und, so glaube ich, ein Philips-Diktiergerät lag auch noch dort.

Wir besprachen die Angelegenheit ausführlich – «wir», das waren meine Frau, unsere Adoptivtochter und ich – und kamen zu dem Schluss, dass die Idee durchaus sinnvoll war. Also holten wir alle notwendigen Informationen ein. Und schließlich, da die Formalitäten doch einige Zeit in Anspruch nahmen, machten wir uns auf den Weg. In Fort Erie, Ontario, Kanada, stiegen wir in den Zug und reisten nach New York. Dort wurde uns bestätigt, dass wir als Passagiere auf dem Frachtschiff Moore McCormack angemeldet waren, das normalerweise Platz für zwölf Passagiere bot.

In New York herrschte wie gewohnt ein geschäftiges Treiben und Getümmel. Wir verbrachten die Nacht in einem der großen Hotels und fuhren am nächsten Morgen zum Frachthafen von Moore McCormack. Es erheiterte mich sehr, als ich feststellte, dass sich der Anlegeplatz direkt gegenüber dem Kai befand, zu dem ich damals, vor so vielen Jahren, geschwommen war. Wie auch immer, ich schwieg dazu, denn es machte nicht viel Sinn, die bitteren Erinnerungen wieder aufleben zu lassen. Allerdings muss ich zugeben, dass ich ein besonders wachsames Auge auf die Flusspolizei hatte.

Wir gingen an Bord des Schiffes, bezogen unsere Kabinen und legten schließlich spät in der Nacht ab. An Deck unseres Frachtschiffes waren vier Lokomotiven verladen. Zuerst dampften wir nach Vitória in Brasilien. Dort fuhren wir einen langen Meeresarm hinauf, bis wir einen malerischen, aber sehr heißen kleinen Ort erreichten, der unser erster Anlaufhafen war. Von dort ging die Reise weiter zu einem nahegelegenen Hafen, wo die Diesellokomotiven – bestimmt für das brasilianische Eisenbahnnetz – entladen wurden.

Es folgten noch zwei oder drei weitere Anlegestellen in Brasilien, an denen wir einen Stopp einlegten, bis der Schiffsauftrag erledigt war und wir nach Montevideo, Uruguay, weiterfahren konnten. Doch als wir uns Montevideo näherten – eigentlich befanden wir uns in Punta del Este – informierte uns der Kapitän über Funk, dass wir in Montevideo nicht anlegen könnten, da es einen Hafenstreik gebe.

Also fuhren wir zuerst nach Buenos Aires und verbrachten dort etwa eine Woche in diesem Hafen. Es war ein sehr betriebsamer Ort, und wir sahen zahlreiche ausländische Schiffe einlaufen. Besonders deutsche Schiffe schienen häufig vertreten zu sein, und viele andere fuhren, so schien es, direkt den Fluss hinauf, der die Grenze zwischen Argentinien und Uruguay bildet. Uns wurde erklärt, dass nur wenige Kilometer entfernt ein bedeutender Fleischverarbeitungsbetrieb liege: die Firma Fray Bentos.

Schließlich konnten wir den Hafen verlassen und fuhren den Río de la Plata hinauf, bis wir endlich Montevideo, unser Ziel, erreichten. Wir

gelangten bis zum äußeren Hafen, wo der Frachter vor Anker gehen musste. Wegen des Streiks hatten sich bereits zahlreiche Schiffe angesammelt, die zuerst abgefertigt werden mussten, da sie vor uns eingetroffen waren. So verbrachten wir eine weitere Woche an Bord des Schiffes. Schließlich erhielt der Frachter die Erlaubnis, in den Hafen einzulaufen, und wir konnten endlich an Land gehen.

Unsere Hoffnungen wurden jedoch komplett zerschlagen, als wir feststellen mussten, dass der Mann mit der riesengroßen Firma doch nicht eine so riesengroße Firma besaß. Stattdessen – nun, um es milde auszudrücken, war er ein Mann mit Ideen, die nicht immer aufgingen.

Das Leben in Montevideo war ausgesprochen teuer. Die Menschen dort hatten offenbar die eigenartige Vorstellung, dass alles in US-Dollar bezahlt werden müsse. Angesichts des Wechselkurses zahlten wir tatsächlich fantastische Summen selbst für die alltäglichsten Dinge. Trotzdem blieben wir eineinhalb Jahre dort. Schließlich entschieden wir uns jedoch, Montevideo zu verlassen – vor allem wegen der immer wiederkehrenden Streiks und der zunehmenden Einschränkungen für Ausländer.

Dass wir Montevideo verlassen mussten, bedauerten wir sehr, denn es war wirklich ein schöner Ort. Die meisten Menschen – abgesehen von den Streikenden – waren sehr freundlich und zuvorkommend, und es fühlte sich an, als würde man in einer europäischen Stadt leben. Montevideo war eine wunderschöne Stadt mit einem beeindruckenden Hafen und herrlichen Stränden. Für kurze Zeit wohnten wir an einem Ort namens Carrasco, ganz in der Nähe des Flughafens. Doch dieser Ort hatte einen großen Nachteil: Der feine Sand der riesigen Strände wurde ständig in die Häuser geweht. Außerdem war die Entfernung zum Stadtzentrum unpraktisch. Daher zogen wir schließlich in ein Mehrfamilienhaus mit Blick auf den Leuchtturm.

Ein paar Kilometer vor der Hafeneinfahrt lag ein Schiffswrack. Einst war es ein großes Passagierschiff gewesen, das aus unbekannten Gründen direkt vor der Hauptzufahrt gesunken war und seitdem dort verblieb. Bei Ebbe war das Hauptdeck gerade noch sichtbar, während bei Flut die Brücke und

das Brückendeck weiterhin über die Wasseroberfläche ragten. Wir stellten fest, dass dort ein reges Schmuggeltreiben herrschte und das Wrack als «Schmugglerumschlagsplatz» genutzt wurde.

Montevideo bot zahlreiche wunderschöne Sehenswürdigkeiten, darunter eine Anhöhe auf der gegenüberliegenden Seite des Hafens. Diese war unter dem Namen «der Berg» bekannt und beherbergte eine Festung, die als beliebte Touristenattraktion galt. Die Briten hatten viel dazu beigetragen, Montevideo zu modernisieren. Sie führten Linienbusse ein und errichteten Gaswerke. Ein weiterer Vorteil der britischen Einflüsse war, dass viele Einheimische zumindest ein wenig Englisch sprachen.

Eines Tages, nachdem wir erneut in eine Wohnung näher am Stadtzentrum gezogen waren, verdunkelte sich plötzlich der Himmel, und es wurde vorübergehend bitterkalt. Kurz darauf zog ein Zyklon auf. Wir kämpften zu dritt, um ein offenes Fenster zu schließen, das der Wind gewaltsam aufgedrückt hatte. Während wir mit vereinten Kräften unsere Oberkörper gegen das Fenster stemmten, bot sich uns ein verblüffender Anblick: Das Dach der Bushaltestelle direkt unter uns wurde buchstäblich fortgerissen. Die Wellblechteile wirbelten durch die Luft, als wären sie aus Seidenpapier. Als wir nach unten schauten, sahen wir die Busse, die noch auf ihrem Platz standen, und die Arbeiter, die mit offenen Mündern und weit aufgerissenen Augen den umherfliegenden Trümmern hinterherblickten.

Gleichzeitig konnten wir uns ein Lächeln nicht verkneifen, als der Sturm Hühner, die in Montevideo auf den Flachdächern der Häuser gehalten werden, buchstäblich in die Luft gehoben und sie mehrere Straßen weit hinwegfliegen ließ – wahrscheinlich ihr einziger Flug im ganzen Leben. Es war wirklich ein erstaunlicher Anblick, Hühner mit eng am Körper anliegenden Flügeln vorbeifliegen zu sehen!

Etwas anderes, das mich besonders amüsierte, war eine ganze Wäscheleine voller frisch gewaschener Wäsche, die plötzlich vorbeisegelte. Die Leine war so straff gespannt und steif wie eine Eisenstange, während die Laken und «das Nichterwähnbare» daran vollkommen ruhig nach unten

hingen – als ob kein Windhauch wehte. Ich habe schon viele Zyklone und Wirbelstürme erlebt, doch dieser, den ich von meinem Fenster aus beobachten konnte, war mit Abstand der unterhaltsamste.

Doch Montevideo verlor für uns seinen Reiz. Aufgrund der verschiedenen kommunistischen Gruppierungen, die zunehmend für Unruhen sorgten, entschieden wir uns, nach Kanada zurückzukehren. In vielerlei Hinsicht fiel mir dieser Abschied schwer, denn ich hätte lieber in Uruguay gelebt als an den meisten anderen Orten. Die Menschen dort haben eine besondere Mentalität. Sie nennen ihr Land die «Orientalische Republik Uruguay». Es ist ein armes Land, mit wunderbaren Idealen – allerdings waren diese Ideale so idealistisch, dass sie in der Praxis kaum umsetzbar waren.

Wir kehrten auf dem Seeweg nach Kanada zurück, doch schon bald stellte sich erneut die Frage nach einem Einkommen. Daher blieb mir nichts anderes übrig, als ein weiteres Buch zu schreiben. Meine Gesundheit hatte sich stark verschlechtert, und Schreiben war das Einzige, was ich noch machen konnte.

Ich stellte fest, dass während meiner Abwesenheit jemand ein Buch geschrieben hatte, das auf Material basierte, das ich Jahre zuvor für eine englische Zeitschrift verfasst hatte. Der Verfasser war eine äußerst fragwürdige Person, die sich bei Anklagen oder drohenden Gerichtsverfahren stets durch eine bequeme Insolvenz aus der Affäre zog. Anschließend «kauften» Freunde oder Verwandte sein Geschäft auf, wodurch es praktisch unmöglich war, rechtliche Schritte gegen ihn einzuleiten – oder besser gesagt, es gab überhaupt keine Regressmöglichkeiten.

Eines der großen Probleme, mit denen ich seit der Veröffentlichung von «Das dritte Auge» zu kämpfen habe, ist die zunehmende Zahl von Personen, die ihre Waren mit dem Hinweis «Empfohlen von Lobsang Rampa» bewerben und entsprechende Aufkleber anbringen. Das ist völlig falsch und irreführend, denn ich «empfehle» überhaupt nichts. Darüber hinaus haben sich viele Leute als mich ausgegeben, was mich dazu zwang, mehrfach die Polizei einzuschalten.

Ein Beispiel dafür war ein Mann in Miami, der in meinem Namen einen Buchhändler in San Francisco angeschrieben und den Brief sogar mit meinem Namen unterschrieben hatte. Er schrieb ihm allerlei «frommes Zeug», etwas, das ich niemals tun würde, und bestellte zahlreiche Bücher, die an ihn geschickt werden sollten. Zufällig hatte ich zur gleichen Zeit dem gleichen Buchhändler von Vancouver aus geschrieben, und er war völlig überrascht, offenbar einen Brief aus British Columbia, Kanada, von mir zu erhalten, so dass er mir schrieb und mich fragte, wie ich so schnell umziehen konnte. Schließlich stellte sich heraus, dass dieser Betrüger schon seit geraumer Zeit Waren in meinem Namen bestellte und diese nie bezahlte. Wie gesagt: Jeder, der so leichtgläubig ist, das wirre Gelaber dieses Kerls für «mich» zu halten, hat es verdient, hereinzufallen.

Es gab noch andere Fälle, wie etwa den Mann, der sich in eine Berghöhle zurückzog, sich nur spärlich bekleidet im Schneidersitz niederließ und vorgab, ich zu sein. Er riet Jugendlichen, Drogen zu nehmen und Sex zu haben, und behauptete, das sei gut für sie. Die Presse griff diese Geschichte natürlich sofort auf, und sorgte für erhebliches Aufsehen. Doch selbst nachdem bewiesen wurde, dass dieser Hochstapler sich lediglich als mich ausgegeben hatte, hielt es die Presse nicht für nötig, die wahren Hintergründe klarzustellen.

Ich bin ein strikter Gegner von Drogen, ein entschiedener Gegner von Selbstmord, und ein vehementer Kritiker der Presse. Meiner Ansicht nach sind die meisten Journalisten weder geeignet noch in der Lage, über Metaphysik oder das Okkulte zu berichten. Sie verfügen meiner Meinung nach weder über das notwendige Wissen noch über die erforderliche Spiritualität – und, offen gesagt, auch nicht über die nötige Intelligenz.

Nach unserer Rückkehr aus Südamerika verbrachten wir einige Zeit in Fort Erie, bevor wir nach Prescott, Ontario, zogen. Dort wohnten wir in einem kleinen Hotel, dessen Direktor ein äußerst feiner Mensch war. Wir blieben ein ganzes Jahr in diesem Hotel, und während dieser Zeit gab es nie auch nur die geringste Unstimmigkeit zwischen der «Direktion» und uns.

Der Direktor hieß Ivan Miller, und war ein wahrer Gentleman. Heute wünschte ich, ich hätte seine Adresse, um ihm noch einmal meine Dankbarkeit für all die Mühe auszudrücken, die er sich für uns gemacht hatte. Er war ein großer, kräftig gebauter Mann, ein Hüne, der früher Wrestler gewesen war, und dennoch konnte er sanfter als manche Frau sein.

Kapitel 11

Es war gut, wieder in Kanada zu sein – nicht zuletzt wegen der damals zuverlässigen Postzustellung. In Uruguay hingegen hatte es damit zahlreiche Probleme gegeben. Ein besonderer Vorfall, der mich als Autor wirklich vor Ärger schäumen ließ, war, dass mir das Postamt in Montevideo die vielen an mich geschickten Briefe nicht aushändigen wollte. Der Grund? Ich hatte meinen angenommenen Namen und meinen Autorennamen, unter dem ich schrieb: T. Lobsang Rampa. Doch die Postbehörde in Montevideo war völlig unerbittlich, mir auf zwei Namen die Post auszuhändigen. Ihrer Meinung nach konnte jemand mit zwei Namen nur ein Betrüger sein. Also überlegte ich die Sache sehr gründlich und kam zu dem Schluss, dass ich als T. Lobsang Rampa weitaus bekannter war. Daraufhin ging ich erneut zum Postamt und verlangte die Post für T. Lobsang Rampa – den Rest sollten sie einfach zurückschicken.

Da mein Ausweis jedoch einen anderen Namen trug, blieb mir weiterhin die Ausgabe meiner Post verwehrt. Schließlich schaltete ich einen Rechtsanwalt ein, einen «Abogado», und beantragte offiziell einen Namenswechsel per notarieller Urkunde. Dieser musste rechtsgültig erfolgen und auf dem Dokument prangten zahlreiche Stempel. Anschließend musste der Namenswechsel im Amtsblatt der uruguayischen Regierung veröffentlicht werden. Erst nachdem alle Formalitäten abgeschlossen waren, konnte ich die Post unter dem Namen T. Lobsang Rampa empfangen. Allerdings war es mir fortan untersagt, den anderen Namen zu verwenden.

Inzwischen wurde mein Name auch in Kanada offiziell in T. Lobsang Rampa geändert. Und da wir gerade beim Thema Beamtentum und Bürokratie sind: Ich bin mittlerweile kanadischer Staatsbürger. Ich habe die kanadische Staatsbürgerschaft beantragt und erhalten – doch auch hier waren die Formalitäten wirklich unglaublich. Es scheint, als gäbe es heutzutage bei allem nur noch endlose Bürokratie.

Ich hatte auch versucht, eine Altersrente zu beantragen, auf die ich Anspruch gehabt hätte. Doch die Bürokratie war so ausgerichtet, dass ich sie offenbar nicht erhalten konnte. Der zuständige Beamte erklärte mir, ich müsse zuerst die genauen Adressen und Aufenthaltsdaten von jedem Ort angeben, an dem ich jemals in Kanada gelebt hatte. Nun, ich habe bereits an vielen Orten in Kanada gewohnt: in Windsor, Prescott, Montreal, Saint John, New Brunswick, Halifax, Vancouver und schließlich wieder in Calgary – und das sind nur einige. Ich hatte eigentlich gedacht, dass ich ein hinreichend bekannter kanadischer Staatsbürger mit einem gültigen Pass bin, doch offenbar war das den bürokratieverrückten Beamten nicht genug. Deshalb ist die Angelegenheit «immer noch hängig». Das klingt nach mehr als nur einer faulen Ausrede, oder?

In der letzten Nacht fühlte ich mich äußerst unwohl. Mitten in der Nacht erwachte ich aus einem unruhigen Schlaf und bemerkte, dass ich von einer Schar meiner Gefährten umgeben war, allesamt tibetische Lamas. Sie befanden sich im Astralzustand und forderten mich auf, meinen Körper zu verlassen, um einige Dinge mit ihnen zu besprechen.

«Was ist denn mit euch allen los?», fragte ich. «Wenn ich mich noch schlechter fühlen würde als jetzt, dann werde ich gleich für immer drüben bleiben.»

Der Lama Mingyar Dondup lächelte und sagte: «Das ist es ja gerade, was wir befürchten. Bevor das passiert, möchten wir, dass du zuerst noch etwas anderes erledigst.»

Wenn man, so wie ich, seit vielen Jahren das Astralreisen praktiziert, dann ist daran nichts mehr Besonderes – es ist leichter, als aus dem Bett zu steigen. Also verließ ich meinen Körper und begab mich in die Astralwelt. Gemeinsam schlenderten wir zum Ufer eines Sees, auf dem sich zahlreiche Wasservögel tummelten. In der Astralwelt haben Tiere keinerlei Angst vor Menschen, und so vergnügten sich die Vögel ungestört weiter im Wasser. Als wir schließlich am moosbewachsenen Ufer Platz nahmen, wandte sich mein Mentor an mich: «Weißt du, Lobsang, es wurden immer noch nicht

genügend Details über die Transmigration bekannt gegeben. Wir möchten gerne, dass du noch etwas über die Menschen erzählst, die von der Transmigration Gebrauch gemacht haben.»

Nun gut, der Tag in der Astralwelt war viel zu schön, um deswegen miesepetrig zu sein. Also ließ ich sie wissen, dass ich mich gleich am Morgen an die Arbeit machen würde, noch bevor das Buch vollständig abgeschlossen sei.

Es war sehr angenehm, in der Astralwelt zu verweilen – fern von Schmerzen, Sorgen und allem anderen. Doch wie man mich ermahnte, kommen die Menschen nicht zum Vergnügen auf die Erde, sondern weil sie etwas zu lernen oder zu lehren haben.

Und so ist heute ein weiterer Tag gekommen, an dem ich noch mehr über die Transmigration schreiben muss.

In den Tagen von Atlantis – ja, Atlantis hat tatsächlich existiert! Es war keine bloße Fantasie eines Schriftstellers, sondern eine Realität. Damals gab es tatsächlich eine mächtige Hochkultur, deren Menschen unter der Obhut der sogenannten «Götter» lebten – den Gärtnern der Erde, die die Entwicklung von Atlantis unablässig überwachten. Doch irgendwann hatten die Überwachten genug von dieser ständigen Kontrolle. Infolgedessen griffen die Gärtner der Erde auf das Verfahren der Transmigration zurück, um eine subtilere Form der Beobachtung zu ermöglichen.

Die Geistwesen der Gärtner nutzten eine Reihe von Körpern mit passenden Schwingungen, um sich unter die Menschen zu mischen. Auf diese Weise konnten sie herausfinden, was die Menschen wirklich über die Gärtner dachten und ob sie möglicherweise etwas im Schilde führten.

Die Gärtner der Erde, die über diese mysteriöse Zivilisation wachten und die als Sumerer bekannt war, entsandten auch Lehrer, die durch das Verfahren der Transmigration auf die Erde gelangten. Denn es wäre viel zu zeitaufwendig gewesen, in riesigen Raumschiffen durch das Weltall zu reisen und dabei so viel Zeit zu verlieren. Durch die Transmigration konnte dies innerhalb weniger Sekunden erfolgen.

Auch die Ägypter wurden größtenteils von höheren Wesen kontrolliert und unterrichtet, die sich in speziell vorbereitete Körper hineinbegaben. Wenn diese Körper nicht gerade von den höheren Wesen gebraucht wurden, wurden sie sorgfältig gereinigt, eingewickelt und in einem Steinsarg aufbewahrt. Die unwissenden ägyptischen Einheimischen, die nur flüchtige Einblicke in die Zeremonien erhaschen konnten, schlussfolgerten, dass die Gärtner der Erde die Körper konservierten. So eilten diejenigen, die solche Vorgänge beobachtet hatten, nach Hause zu ihren Priestern und berichteten ihnen alles, was sie gesehen hatten.

In der Folge kamen die Priester auf die Idee, dass sie solche Dinge auch ausprobieren sollten, und wenn eine Person von hohem Rang starb, wickelten sie den Körper in Bandagen ein, behandelten ihn mit Kräutern und allem, was dazugehörte. Doch sie mussten feststellen, dass die Körper trotzdem verwesten. Schließlich kamen sie zu dem Schluss, dass die Verwesung von den Därmen, dem Herz, der Leber und den Lungen ausging. Daher entfernten sie alle Organe und legten sie in separate Gefäße. Es war nur gut, dass sie nicht versuchten, Leihkörper für Geistwesen vorzubereiten – andernfalls wären diese ohne ihre Eingeweide tatsächlich unbrauchbar gewesen!

«Einbalsamierung» wurde natürlich auch vorgenommen, zum Beispiel wenn ein krankes Raumfahrtmitglied in einen Scheintodzustand versetzt wurde, damit es in ein Raumschiff gebracht und anderswo behandelt werden konnte.

Es gab zahlreiche bekannte Führungspersönlichkeiten auf dieser Erde, die höhere Wesen waren und die durch Transmigration einen menschlichen Körper übernahmen: Abraham, Moses, Gautama, Christus und das wohl bekannteste Genie der Geschichte, Leonardo da Vinci. Seine Erfindungen sind legendär und haben das Wissen dieser Welt erheblich erweitert. Da Vinci besaß Fähigkeiten und ein Verständnis von Wissenschaft, das, wie wohl jeder zugeben würde, weit über das Wissen der damaligen Menschheit hinausging. Die Person, die als Leonardo da Vinci bekannt war, soll

angeblich ein uneheliches Kind ohne besondere Vorzüge gewesen sein. Wer weiß das schon genau? Er hätte genauso gut der Sohn eines einfachen Klempners sein können! Der Körper der Person, der von Leonardo da Vinci übernommen wurde, hatte jedoch eine so hohe Schwingungsfrequenz, dass ein sehr hohes Wesen ihn übernehmen und all die bemerkenswerten Dinge vollbringen konnte, die ein gewöhnlicher Mensch niemals hätte tun können.

Ich sage Ihnen allen Ernstes: Wenn die Menschen auf dieser Welt auf diejenigen hören würden, die die Kunst der Transmigration wirklich beherrschen, würde ihnen eine wunderbare Chance geboten, das Weltall zu erforschen. Denken Sie nur einmal an all die Welten, die es gibt. Überlegen Sie, wie es wäre, innerhalb weniger Sekunden eine andere Welt besuchen zu können. Einige dieser Welten könnten niemals auf herkömmliche Weise von Menschen betreten werden, da ihre Atmosphäre, ihr Klima oder ihre Schwerkraft für uns ungeeignet sind. Doch durch Transmigration könnte eine Person den Körper eines Einheimischen dieses Planeten übernehmen und auf diese Weise den Planeten so problemlos erkunden.

Menschen, die in der Wissenschaft der Transmigration sehr erfahren sind, können sich auch in die Körper von Tieren begeben, um diese effizienter zu erforschen. Diese Praxis wurde vor langer Zeit regelmäßig angewandt. Doch aufgrund der sogenannten Rassenerinnerung entstanden falsche Überzeugungen, etwa der Glaube, dass Menschen als Tiere wiedergeboren würden. Das tun sie nicht – niemals. Ebenso wenig werden Tiere als Menschen wiedergeboren. Tiere sind deswegen keineswegs geringerwertig als Menschen. Durch die Rassenerinnerung an die Gärtner der Erde, die einst die Körper bestimmter Tiere übernommen haben, ist dieses Wissen in verzerrter Form erhalten geblieben. Diese Missinterpretation hat dazu geführt, dass einst gute Religionen an Wert und Bedeutung verloren haben.

Wir sind in Kanada außergewöhnlich viel umhergezogen. Von Windsor, Ontario, zogen wir nach Fort Erie, dann weiter nach Prescott, und schließlich nach Saint John, New Brunswick. Wie Sie vielleicht in meinen anderen Büchern gelesen haben, lebten wir einige Zeit sehr glücklich in New

Brunswick, in einer charmanten Stadt am Meer. Doch mein Buchhalter meinte, ein Autor müsse reisen, also zogen wir nach Montreal und lebten dort eine Zeit lang in einer Wohnsiedlung. Die Siedlung bestand aus kurios anmutenden Häusern, die wie Kinderbausteine aufeinandergestapelt wirkten. Trotz ihres ungewöhnlichen Aussehens war es ein sehr schöner Ort zum Wohnen, und tatsächlich mochten wir ihn so sehr, dass wir später, nachdem wir weggezogen waren, dorthin zurückkehrten. In Montreal stießen wir jedoch auf einige Herausforderungen. Es gab häufig Streiks, und auch Sprachbarrieren erschwerten das Leben. Die Franko-Kanadier verhielten sich oft wenig freundlich gegenüber jenen, die kein Französisch sprachen. Da ich stets überzeugt war, dass Kanada ein englischsprachiges Land ist, weigerte ich mich, Französisch zu sprechen.

Bald war es wieder so weit, und wir zogen erneut um – dieses Mal nach Vancouver, British Columbia, wo wir in einem Hotel lebten. Genauer gesagt, war es ein Hotel mit angeschlossenen Appartementwohnungen. Leider hat sich Vancouver in letzter Zeit sehr negativ entwickelt, insbesondere unter einer Regierungsform, die ich als äußerst bedenklich empfinde. Ein weiterer Kritikpunkt an Vancouver war die weit verbreitete Haltung gegenüber Haustieren. Überall hingen Schilder mit der Aufschrift «Haustiere verboten». Ein Hotelbesitzer brachte es treffend auf den Punkt, als er sagte, dass Haustiere seinem Geschäft nie geschadet hätten – im Gegensatz zu Kindern, Betrunkenen und jenen, die im Bett rauchten und dadurch Brände verursachten.

Ich bin in meinem Leben schon oft umgezogen. Ich habe viel gelernt, und es gibt bestimmte Dinge, die ich mir «wünschen» würde. Zum Beispiel wünschte ich, es gäbe eine Pressezensur, denn ich habe schon so viel Elend durch falsche Presseberichte erlebt. Es freut mich zu beobachten, dass inzwischen offenbar immer mehr Menschen meine Ansicht teilen und die Seriosität der Presse in vielen Bereichen kritisch hinterfragen.

Die Prophezeiungen, die vor so vielen Jahren über mich gemacht wurden, haben sich als vollkommen zutreffend erwiesen. Es wurde auch

vorhergesagt, dass sich selbst meine eigenen Landsleute gegen mich stellen würden – und das haben sie in der Tat getan, denn in meinen schwierigsten Zeiten kam niemand, um mir beizustehen oder die Wahrheit meiner Geschichte zu bestätigen. Dennoch ist und bleibt meine Geschichte vollkommen wahr.

Ich war so voller Hoffnung, Tibet helfen zu können. Zum Beispiel dachte ich, dass ich mit der entsprechenden Unterstützung meiner Landsleute vor den Vereinten Nationen im Namen Tibets sprechen könnte. Ich hatte gehofft, mit ihrer Zustimmung eine Radiosendung für ein freies Tibet auf die Beine stellen zu können. Doch nein, mir wurde überhaupt keine Hilfe von den Tibetern, die das Land verlassen hatten, angeboten. Traurigerweise ist das sowohl ihr Verlust als auch meiner. Es hätte so viel Positives bewirkt werden können. Mein Name ist weithin bekannt, und es wird mir nachgesagt, dass ich schreiben und mich sprachlich klar ausdrücken kann. Beides wollte ich in den Dienst Tibets stellen. Doch sie waren nicht im Geringsten daran interessiert, mich anzuerkennen – genauso wenig, wie in der Vergangenheit der Dalai Lama den Panchen Lama anerkannte und umgekehrt. Es ist im Grunde dasselbe, wie wenn eine politische Führungskraft die Existenz einer anderen ignoriert. Dennoch bekomme ich viele Briefe – allein heute erreichten mich 103 Briefe. Oftmals sind es noch mehr, und sie kommen aus der ganzen Welt. Durch diese Korrespondenz erfahre ich vieles, was anderen verborgen bleibt. Man hat mir mitgeteilt, ob zutreffend oder nicht, dass die derzeitigen Flüchtlinge aus Tibet mich nicht «anerkennen» könnten, da eine religiöse Gruppe, die sie unterstützen, dagegen sei. Ich habe klare Hinweise darauf, dass dies tatsächlich der Fall ist. Doch es macht wenig Sinn, deswegen jetzt einen religiösen Kleinkrieg vom Zaun zu brechen, oder?

Es sind vor allem die einfacheren Flüchtlinge aus Tibet, die sich gegen mich stellen. Im Gegensatz dazu schrieb mir vor einigen Monaten ein angesehener Mann, der ein Gespräch mit dem Dalai Lama geführt und dabei auch über mich gesprochen hatte. Wie mir berichtet wurde, erklärte der Dalai Lama, dass er mich einladen würde, in den Potala zurückzukehren, sobald

Tibet von der kommunistischen Aggression befreit sei. Erst vor ein paar Wochen erhielt unsere Adoptivtochter (wir nennen keine Namen, erinnern Sie sich?) einen Brief, in dem geschrieben stand, dass der Dalai Lama sich sehr um Dr. Rampas Gesundheitszustand sorge und täglich für ihn bete. Dieser Brief befindet sich derzeit im Besitz meines Verlegers.

Ein weiterer «Wunsch», den ich habe, ist folgender: Es gibt zahlreiche okkulte Gruppen, von denen einige behaupten, uralt zu sein, obwohl sie erst vor wenigen Jahren von einem Werbefachmann neu gegründet wurden. Meine Kritik ist daher diese: Wenn all diese Menschen tatsächlich so heilig, so gut und so hingebungsvoll auf der Suche nach spiritueller Erleuchtung sind, warum können wir uns dann nicht alle an einen Tisch setzen? Wenn sie wirklich aufrichtig wären, dann würden sie erkennen, dass alle Wege letztlich nach Hause führen.

Viele Teilnehmer dieser Kult-Seminare haben mich gefragt, warum ich mich nicht mit der einen oder anderen Vereinigung in Verbindung gesetzt habe. Die Antwort darauf lautet, dass ich es versucht habe, jedoch äußerst beleidigende Antworten von diesen Gruppen erhalten habe – sei es aus Neid oder weil sie den Giftpfeilen der Presse erlegen sind. Nun, ich sehe die Angelegenheit aus einer völlig anderen Perspektive. Ich bin der Meinung, dass es keine Rolle spielt, welcher Religion man angehört oder auf welche Weise man das Okkulte studiert. Wenn Menschen ehrlich und aufrichtig sind, dann sollten sie zu einer Zusammenarbeit in der Lage sein.

Vor einigen Jahren wurde ich von einem Mann kontaktiert, der sich als Gründer einer sogenannten «tibetischen Wissenschaft» bezeichnete. In seinem Schreiben schlug er vor, dass wir gemeinsam viel Geld verdienen könnten, wenn ich mich ihm anschließen und er meinen Namen nutzen dürfte. Doch auf solche Angebote lasse ich mich grundsätzlich nicht ein. Ich betreibe meine schriftstellerische Arbeit nicht als Mittel, um Profit zu machen. Meine Glaubensgrundsätze sind fest in meinem Alltag verankert, und ich lebe nach den Regeln, nach denen ich einst geschult wurde.

Ich würde es sehr begrüßen, wenn diese vielen sogenannten metaphysischen Vereinigungen oder Orden erst nach einer sorgfältigen Überprüfung als solche anerkannt würden. Viele dieser Gruppen sind nichts weiter als Betrügereien, die lediglich darauf abzielen, Geld zu verdienen. Ich kenne da eine bestimmte Vereinigung, die ganz offen zugibt, dass sie sich bei mehreren Schriftstellern bedient, deren Werke nach Belieben zusammensetzt und das Ergebnis dann als etwas völlig Eigenes präsentiert. Das jedoch ist schlicht unehrlich.

An dieser Stelle bietet sich eine gute Gelegenheit, um Ihnen noch einmal zu sagen – falls Sie dieses Buch von hinten beginnen, wie es viele gerne tun – dass alle meine Bücher absolut wahr sind. Alles, was ich geschrieben habe, beruht auf Tatsachen. Jede metaphysische Erfahrung, über die ich schreibe, kann ich erbringen, und es ist mein aufrichtiger Wunsch, dass einmal eine Zeit kommen wird, in der die Menschen die Wahrheit meiner Bücher erkennen werden. Ich hätte noch so viel zu lehren, doch leider werde ich heute, aufgrund der Lügen, die die Presse verbreitet, wie ein Aussätziger oder ein Ausgestoßener behandelt. Viele Leute «schmökern» einfach in meinen Büchern herum und übernehmen dann Ideen daraus, als ob sie ihre eigenen wären. Vor einiger Zeit hörte ich im Radio mit großer Genugtuung auf dem Kurzwellensender einen langen Auszug aus einem meiner Bücher. Doch am Ende der Lesung war ich völlig fassungslos, als ich hörte, dass die Verfasserin angeblich eine Frau sei, die kaum recht ihren eigenen Namen schreiben kann!

Vertrauen Sie darauf, dass alle meine Bücher der Wahrheit entsprechen. Außerdem glaube ich, eine Methode zu kennen, wie Menschen sicher andere Welten besuchen können.

An dieser Stelle möchte ich meinen Dank an Mrs. Sheelagh M. Rouse aussprechen, die geduldig und ohne ein einziges Mal zu murren fünfzehn meiner Bücher auf der Schreibmaschine getippt hat. Ich selbst habe lediglich das erste Buch getippt.

Etwas, das Sie ebenfalls interessieren könnte: Mrs. Rampa hat inzwischen ihr Buch nahezu fertiggestellt, in dem sie die ganze Angelegenheit aus ihrer Perspektive beleuchtet. Falls das Ihre Neugier weckt, halten Sie bitte Ausschau nach entsprechenden Ankündigungen – oder schreiben Sie direkt an folgende Adresse: Mr. E. Z. Sowter, A. Touchstone Ltd. 33 Ashby Road, Loughborough, Leics. England (Adresse nicht mehr gültig, Anm. d.Ü.).

So endet das vierte Buch:
Wie es jetzt ist!

Index

13. Dalai Lama..23, 24, 25, 62, 89, 96, 140
14. Dalai Lama..... 25, 62, 221, 222
Abie 99
Abraham 218
Ägypten 74
Ägypter 218
Akasha-Chronik..83, 84, 142, 145, 146, 148, 200
Akupunktur 88
Alterungsprozess 94
Astralebene 146
Astralgestalt 147
Astralkörper 73, 147, 182
Astralreisen 185, 216
Astralwelt..73, 143, 144, 148, 151, 180, 181, 216, 217
Astralzustand 216
Astrologie 14, 62
Atlantis 79, 80, 81, 217
Aus dem Körper geschleudert 176
Christus 218
Einbalsamierung 74, 218
Explosion 84
Gärtner der Erde..... 72, 73, 76, 217, 219
Gautama 218
Hitler 92
Hohe Wesen 184
Hohle Erde 81
Höhlenkammer 79, 80, 81, 83
Horoskop(e) 15, 16, 25
Innere Welt 82, 83
Jesus 172
Katzen 74, 75, 76, 80
Klempner 171, 172, 219
Klempnerbetrieb 154
Klempnerhandwerk 152, 154, 171
Kräuter 87
Kräuterkunde 87
Lebensgeschichte der «Wirtsperson» 151
Leichenzerleger 21
Leihkörper 73, 74, 218
Leonardo da Vinci 218
Lobsang Rampas Horoskop 58
Lubjanka 109
Meditation 85
Moses 218
Namenswechsel 90, 215
Nordpol 81
Prophezeiung 220
Riesen 72
Scheintod 73, 74, 218
Schreibstifte 16, 17
Seelenwanderung 27, 73
Selbstmord 146, 177, 200
Silberne Schnur 180
Silberschnur 73, 181
Sintflut 82
Stasis 73
Südpol 81, 83
Sumerer 217
Telepathie 75, 107
Tibetisches Papier 15
Tinte 18
Tod 20, 94
Transmigration..72, 73, 74, 136, 137, 139, 140, 142, 185, 187, 188, 190, 217, 218, 219
Wirtsperson 189
Zeremonie des kleinen Todes 83, 85

Die Gäste auf dem herrschaftlichen Anwesen in Lhasa warteten in feierlicher Erwartung, denn der Oberastrologe Tibets war geladen worden, um das mit großer Sorgfalt erstellte Horoskop des sechsjährigen Lobsang, des Erben der adeligen Familie Rampa, zu enthüllen. Es sei das schwierigste Horoskop, das ihm je begegnet sei, und das härteste Leben, das er je vorausgesagt habe. Das Leben des Knaben werde von außergewöhnlichen Herausforderungen geprägt sein: Er solle in der Heilkunde ausgebildet und in die tiefsten Geheimnisse Tibets eingeweiht werden. Anschließend werde er nach China reisen, um die westliche Medizin zu studieren. Von dort aus werde ihn sein Weg um den gesamten Globus führen. Dabei würden unermessliches Leid, unsägliche Mühsale und ungerechtfertigte Inhaftierungen stets seinen Weg begleiten. Die Strapazen seines Lebens würden seinen Körper derart belasten, dass er schließlich gezwungen sei, mittels Transmigration einen anderen Körper zu übernehmen. Doch trotz aller Widrigkeiten bestehe das einzigartige Schicksal des Knaben darin, eine bedeutende Aufgabe zu erfüllen – eine Mission von allergrößter Wichtigkeit für die gesamte Menschheit. Dunkle Kräfte jedoch würden alles daransetzen, ihn daran zu hindern und seine Bemühungen zu vereiteln.

«Wie es war!» erzählt die faszinierende Geschichte über das bewegte Leben und die Leistungen eines außergewöhnlichen Mannes, der unerschütterlich seinen Weg geht. Seine Erfahrungen und Weisheiten sind ein Trost und eine Inspiration für alle, die Lobsang Rampas Werke schätzen.

T. Lobsang Rampa gilt als umstrittener Autor, der mit seinen Aussagen für großes Aufsehen sorgte. Seine Behauptung, dass er mittels Transmigration den Körper eines anderen, mit dessen Einverständnis, übernommen habe, löste Ungläubigkeit, ja Bestürzung aus, weil sie nicht in unser gängiges Weltbild passt. Dieses in der Regel sehr geheim gehaltene Verfahren wird in seinem dritten Buch «Die Rampa Story» und noch in weiteren seiner Bücher sehr detailliert beschrieben. Seine Biografie ist außergewöhnlich, deshalb bleibt es, wie so oft, dem Leser überlassen, inwieweit er dem Gelesenen Glauben schenkt und Unbekanntes anzunehmen vermag.

ISBN: 978-3-75549-227-6
9 783755 492276